

Zur Erklärung über diese "Computerversion" des Buchs:

Nachfolgend ist das Buch als reine Textversion aufgeführt.

Einige Seitenzahlen fehlen in dieser Datei.

Um die Dateigröße so klein wie möglich zu halten haben wir auf die Darstellung aller Bilder und Grafiken verzichtet. Uns ist es wichtig, das die Seitenzahlen der Texte zu der Inhaltsangabe des Buchs passen.

Das komplette gebundene Buch kann gegen einen (kosten deckenden) Betrag bestellt werden bei:

Heimat-Bote
Siegfried Hanemann
Uhlenkrog 8
24113 Kiel
Telefon 04 31 / 844 52

Unser Leben Am Frischen Haff in der Caporner Heide

Band 2

**Beiträge, Geschichten und Erlebnisberichte von Angehörigen
der Heimatgemeinschaft Großheidekrug.
Hauptsächlich aus den Heimat Boten Folge 21 bis 43.**

**Gesammelt und herausgegeben
von
Siegfried Hanemann**

Heimat Bote

**Heimatgemeinschaft Großheidekrug
Elenskrug - Widitten - Marschenen - Caporn - Margon - Nautzwinkel -
Pokeiten - Vierbrüderkrug**

Verlag und Herausgeber: Heimatgemeinschaft Großheidekrug

1. Auflage 2004
Siegfried Hanemann
Uhlenkrog 8
24113 Kiel
Telefon: 04 31 / 844 52
E-Mail: Siegfried.Hanemann@online.de
Heimat Bote: <http://www.heimat-bote.de>

Inhaltsverzeichnis des Buches

1. Teil

Ostpreußen - Heimat

	Seite	HB Seite
	Vorbemerkung	10
	Ostpreußen Übersicht	11
Robert Budzinski	Entdeckung Ostpreußens	12 23/8
Siegfried Saßnitz	Marjellchen	15 23/11
Johs. Meyer-Deepen	Erste Kontakte mit ostpr. Dialekt	17 26/67
Hermann Hesse	Heimat	18 39/55
Helmut Hanemann	Das nördliche Ostpreußen	19 32/4
H. und R. Harbecke	Gesch. von der Frischen Nehrung	21 21/35
Horst Schadwinkel	Heimatsucher	25 39/16
Frieda Möhlmann	Erinnerungen (Gedicht)	29 21/40
Ute Mordhorst	Nachdenken über . . Heimat	30 31/31
Hellmut Hanemann	Erinnern oder Vergessen	33 41/2
Sprachnachrichten	Heimat faschistischer Begriff	35 41/51
Silesius alter	Bericht aus Bonn	36 16/120
Frieda Zimmermann	Wehmut an der Pelk	38 4/75
Elfriede Mann	Gedanken an zu Hause	39 31/38
Fritjof Berg	Gesch. des Königsberger Seekanals	41 43/32
Volker Holstein	Ostpreußen lebt weiter	45 31/45

2. Teil

Heimatgemeinschaft Großheidekrug Das Dorf, Jahreszeiten Ernten, Feiertage und Feste

Karl Zibner	Großheidekrug bei Königsberg	50 21/33
Anna Schirrmacher	Ostpr., Deine Großheidekrüger	52 24/1
Helmut Holstein	Großheidekrug	56 38/4
Elke Mo Hanemann	Großheidekrug, ein Spaziergang	57 31/34
Helmut Holstein	Die Strassen	64 38/5
Jahreszeiten Ernten		
Anna Schirrmacher	De Aust	66 32/31
Helmut Holstein	Eine Sommerzeit, die Aust	69 38/6
Helmut Holstein	De Kartoffelscharrertied	71
Helmut Holstein	Die Blaubeerzeit	72
Elke Mo Hanemann	Wintererinnerungen	73 28/10
Waltraut Umbscheiden	Gedanken zum Herbst	75 28/3)
Feiertage und Feste		
Lina Reiß (geb Kepp)	Heilig Abend zu Hause	77 9/4

Anna Schirrmacher	Weihnachten	78	35/7
Anna Schirrmacher	Ostern	81	23/92
	Ostern Übersetzung	83	
Frieda Kirsch	Diä ten	85	
Fritz Gerwien	Pingste	86	36/2
Siegfried Hanemann	Silvestergottesdienst	87	7/73
Waltraut Umbscheiden	Was hat man Sonntag gemacht?	89	34/43
George Zibner	Großhochzeit in Großheidekrug	89	42/26
	Humor Diskret		
Helmut Holstein	Das Haff	93	38/88
Elke Mo Hanemann	Traum verloren	97	33/69

3. Teil

Kindheit in Großheidekrug Menschen Erinnerungen Spiele Ereignisse

Horst Schadwinkel	So war das damals	116	37/40
Hannelore Jansen	Blinder Passagier	118	35/74
Elke Mo Hanemann	Die Kuh	119	29/58
Elke Mo Hanemann	Stucksen und Stiefel	121	10/36
Frieda Lütje	Im Winter auf Schusters Rappen	124	2/28
Elke Mo Hanemann	Die Antkens	127	32/30
Frieda Lütje	Der Fried, der hüt die Schaf	128	36/47
Siegfried Hanemann	Das Haff ist doch kein See	130	6/14
Elke Mo Hanemann	Köln am Rhein	132	37/156
Elke Mo Hanemann	Selma	135	34/50
Gretel Kaddik,	Mehr kannst nicht?	137	34/48
Erwin Holstein	Pfarrer Lange im Heu	138	32/31
Hannelore Jansen	Ausgesprochen daneben	139	29/64
Elke Mo Hanemann	Weiner Greiß	139	38,7
Frieda Lütje	Das erste selbst verdiente Geld	140	3/26
Elke Mo Hanemann	Drama im Hafen	142	32/68
Elke Mo Hanemann	Tante, kaufen sie Fisch?	145	28/6
Elke Mo Hanemann	Georgenswalde	147	37/35
Siegfried Hanemann	Das Bad am Damm	151	7/109
Lieselotte Bartels	Buller, Buller unterm Wagen	153	34/78
Frieda Lütje	Immer Ich	154	4/59
Willy Hanemann	Magda lernt Klettern	157	32/42
Waltraut Umbsch.	Ostpr. Humor	159	
Elke Mo Hanemann	Kindersommer in Großheidekrug	160	7/79
Karl Siedler	Erinnerungen Segeln	163	10/80
Karl Siedler	Lausbubenstreiche	164	2/57
Karl Siedler	Elektrizität Kuh Koss	165	30/2

Karl Siedler	Im Hafen	166	38/42
Karl Siedler	Stintzeit	168	28/40
Waltraut Umbsch.	Geräusche	170	39/12
Hannelore Jansen	Name ist Schall und Rauch	170	35/74
Waltraut Umbsch.	Ritt auf dem Schafbock	171	16/111
Karl Siedler	Liebe Großheidekrüger	172	33/12
Elke Mo Hanemann	Winter	175	7/81
Frieda Lütje	Großmutter	178	9/36
Siegfried Haneman	Der Obstgarten	184	42/84
Erwin Homp	Drei Geschichten aus der Kindheit	186	
Willy Hanemann	Der Lebensvogel	189	
Walter Thalmann	Kerosin	193	32/40
Albert Zoch	Erinnerungen an Kindheit und Jugend	195	32/23
33/20			

4. Teil

Die Neue Zeit

Großheidekrug in Kriegszeiten

Anna Schirmmacherr	Die neue Zeit in Großheidekrug 213	32/72	
Elke Mo Hanemann	Angst	215	6/19
Elke Mo Hanemann	Überfall in Großheidekrug	216	36/75
Karl Siedler	Mein erster Urlaub (übers Eis)	219	35/28
Frieda Kirsch	Übungsschießen	220	37/39
Gretel Kaddik,	Aus der Jugend zeit	221	7/70
Frieda Kirsch	Immer wenn ich Taschentücher bügle	224	36/15
Lothar Gandowitz	Überquerung des Kanals	225	23/56
Elke Mo Hanemann	Zwei Helden	226	28/11
Elke Mo Hanemann	Finstere Nachtgestalten	228	42/86
Frieda Kirsch	Nach der Bombardierung	233	36/16
Elke Mo Hanemann	Eine Theateraufführung	235	
Helmut Hanemann	Oh Tannenbaum	237	39/6
Frieda Kirsch	Lied von Elke Steen	239	37/186
Helmut Holstein	Karl (deutscher Durchschnittsbürger)	240	41/36
Elke Mo Hanemann	Die Rose	244	43/7
Waltraut Umbscheiden	Die Kittelschürze	245	30/14
Lina Fabrizius	Weihnachten 1945	247	42/2

5. Teil

Flucht und Vertreibung Großheidekrug unter den Russen

Stach Anneliese	Wir müssen gehen, die Russen komm.	248	32/48
Klement Oskar	Großheidekrug 1945 bis 1948	259	31/14
Kähler Martin	Unsere Erlebnisse in Ostpr. bis 1947	272	41/13
Helmut Holstein	Über DK nach Schleswig Holstein	285	33/40
Boegel Alfred	Kindheit und Flucht	294	37/151
Waltraut Umscheiden	Letzten Tage in Kaporn Januar 45	298	19/22
Bartels Lieselotte	Man kann es nie vergessen	301	32/62
Elke Mo Hanemann	Es begann 1944	310	35/100
Eggert/Kosemund	Jan 45 bis März 50	330	34/33
Hannelore Jansen	Unsere Gemeindegeschwester Bertha	333	30/17
Domnick, Horst	Unsere etwas andere Flucht	335	38/80
Barbara Wagner	Bärwalde	338	37/144
Ilse Huppert	Erinnerungen an 1945	346	35/32
Erich Zoch	Kriegsende und Vertreibung	349	
Hanni Lenczewski	Ohrring	352	30/47
Hanni Lenczewski	Frau Erika Schneider	354	38/93
Theodor Fontane	Trost	357	

6. Teil

Nach dem Kriege

Siegfried Zibner	Alle drei Jahre wieder	358	35/45
	Zustandsbeschreibung	360	30/84
Wolfgang Köck	Reise ins Königsberger Gebiet 1994	361	28/31
Frieda Möhlmann	Eine Sommerreise in die Vergangenheit	371	37/137
	Konsulat in Königsberg	373	43/38
Hellmut Hanemann	Rußlands Bestes	374	21/39
Olga Suworowa	Wie lebt man heute		
	in Wsmorje/Großheidekrug?	375	38/83
	Putin genehmigt 2 Jubiläen	380	
	In großem Bogen um den Hafen	382	33/105
Helmut Holstein	Verhältnis Russen und Deutsche	384	41/40
Gerhard Kosemund	Vom 1. 30.6.02 in Großheidekrug	386	40
	Haus Prusa	396	28/50
Herausgeber		400	
Anhang	Übersetzung vom Großheidekrüger Platt ins Hochdeutsche	402	
Elke Mo Hanemann	Lenchen	408	36/52

Vorbemerkung zu diesem Buch

Seit dem Erscheinen des ersten Buches über unser Leben am Frischen Haff sind zehn Jahre vergangen. In dieser Zeit gab es 23 Ausgaben des Heimat Boten. Aus diesen Heften sind die Beiträgen unserer Landsleute in diesem Buch etwas geordnet zusammengefaßt.

Die kleinen Geschichten und Erlebnisse der Menschen aus der Heimatgemeinschaft enthalten viele Aussagen über das Leben in der Zeit des vorigen Jahrhunderts. Beispielsweise spielte damals die Arbeit in der Landwirtschaft eine ganz wichtige Rolle. Selbst die Bewohner mit Berufen wie Friseur, Polizist und Lehrer hatten ein Stück Land und Vieh, Hühner in jedem Falle, und arbeiteten eine beachtliche Zeit auf den Feldern.

In den Haffdörfern gab es zusätzlich Wasserwirtschaft und Fischer, die auch ihre Äcker und Fuhrwerke hatten.

Viele Geschichten aus der Kindheit über Spiele, Freuden und Ängste füllen das bunte Bild der Vergangenheit zu einem interessanten Gesamtbild. War sie besser oder schlechter? Auf jeden Fall war sie anders als heute.

Dies Buch muß nicht von vorn gelesen werden. Besonders die Berichte über die Erlebnisse in der Heimat nach dem Krieg unter der russischen Besetzung können sehr belstend sein.

Für alle, die des heimatlichen Platt nicht mächtig sind, gibt es im Anhang nach Seite und Zeile gut auffindbar Übersetzungen.

Zum Schluß möchte ich allen Einsendern der Beiträge und besonders meiner Frau Elke für ihre sachkundige Kenntnis bei Fragen, die das Dorf Großheidekrug betreffen, und für das anstrengende Korrekturlesen danken.

Kiel, 2004

Siegfried Hanemann

Entdeckung Ostpreußens

Die Erde ist klein und wird immer kleiner, je mehr man reist, bis sie eines Tages zu dem Globus wird, den man auf den Tisch stellen zu können vermeint. Nun kenne ich nicht nur das kleine Europa, sondern mit Ausnahme des Südpols so ziemlich alles, was besuchenswert ist. Der Fusijama ist mir fast ebenso vertraut wie der Kreuzberg in Berlin, ich habe im heiligen Ganges ebenso krokodilsicher gebadet wie im Hotel Astoria in Veracruz, trank mit Lamas, Buddhisten, Yogis, Jakuten, Mormonen, Neuseeländern Bruderschaft in dem jeweiligen Nationalgetränk, tanzte mit Geishas, der Königin von Madagaskar, Indianer- und Mormonenfrauen, schlug mich mit Moskitos und gewöhnlichen Mücken und Flöhen herum, fuhr auf Dschunke, Kanu, Spreekahn, Gondel, Paddelboot, rollte, sauste, schwirrte auf Dampf-, Benzin-Rädern und -Flügeln und hätte von Rechts wegen schon längst im Paradies der Muselmanen, in Abrahams Schoß, in Nirvana, in den ewigen Jagdgründen der Indianer, im Christenhimmel oder in deren Gegenteil, jedenfalls im Jenseits sein müssen.

Da dieses bis jetzt noch nicht der Fall ist, beschloß ich, nach einem der unbekanntesten Gebiete der Erde, nach Ostpreußen zu reisen, es gewissermaßen erst zu entdecken, da es noch so gut wie ganz unerforscht ist. Über diese meine letzte und aufregendste Reise will ich auf den folgenden Blättern berichten, dann kann die letzte Fahrt von dieser Welt beginnen.

Die Vorbereitungen

Ich hatte erfahren, dass man zu einer Reise nach diesem fernen Lande sehr viel Humor, Pelze und Eishacken gebraucht, Lebensmittel dagegen sollten dort zu finden sein. Da ich von Natur ein mutiger Mann bin, hatte ich auch keine Furcht vor Wölfen, Bären und Ostelbiern, von den letzteren sagt man ja doch, dass sie eine Art von Menschen wären. Ich ließ deshalb auch meine Flinten zu Hause; und weil ich im Hochsommer dort anzukommen hoffte, nahm ich nur meinen gewöhnlichen Winterpelz mit und zwei Dutzend Wollstrümpfe, für den Humor einige Bände Bonsels, dazu 50 Pfund Seife und ebensoviel Stearinlichte sowie reichlich Desinfektions- und Ungeziefermittel. Dann steckte ich mir einige Pfund

Papierschnitzel in die Tasche für den Fall, dass ich mich verirren und gesucht werden sollte. Natürlich hatte ich im Winter die einschlägige Literatur durchstudiert, angefangen von den altphönizischen Berichten über die Bernsteinfunde bis zur letzten Expedition des deutschen Kronprinzen. Ferner versuchte ich noch die ostpreußische Sprache zu erlernen. Da es aber dafür kein richtiges Lehrbuch gibt, verließ ich mich auf meine mir angeborene Gabe, die Eingeborenen zu verstehen auch ohne Sprachkenntnis, wie ich's schon oft bei Kaffern, Neuseeländern und Indianern erprobt hatte.

Sehr stimmungsvoll war der letzte Abend in meiner Familie mit meinen Freunden. Wir sprachen tiefernt über Wechselfälle des Lebens, über Not und Tod; und ich konnte bemerken, dass ich wegen meines heldenmütigen Entschlusses Bewunderung erregte. Es ist ja auch in der Tat kaum zuviel gesagt, dass seit den Tagen der Weltumsegelung von James Cook keine zweite so gefährliche und unsichere Expedition gewagt worden ist. Denn selbst der Zugang zu dem ostpreußischen Lande ist ja sehr schwer. Es ist ihm ein seltsames und rätselhaftes Gebiet vorgelagert, dessen Entstehung sogar zweideutig und unmöglich erscheint, und das im Volke mit dem Namen Korridor bezeichnet wird. Augenscheinlich ist dieser Ausdruck euphemistisch gemeint, wie z. B. Kap der Guten Hoffnung oder pontus euxinus, wodurch die Gefährlichkeit der betreffenden Gegend erst recht gekennzeichnet wird. Auf der anderen Seite des Landes wiederum zieht sich das ungeheure Reich hin, das ebenfalls des Geheimnisvollen, Schrecklichen, Rätselvollen genug birgt, aus dem heraus häufig Blitze zucken und nicht nur unsere Kultur bedrohen, sondern sogar die doch für die Ewigkeit fundierte kapitalistische Weltanschauung.

Nun - mein Testament war gemacht, meine Familie gesichert; schließlich war ich ja ein sturmerprobter Kämpfer, der den wütendsten Schicksalsschlägen auf den gefahrvollsten Reisewegen des Erdballs getrotzt hatte. So reiste ich denn, von den Segenswünschen vieler Menschen begleitet, nach Ostpreußen ab am 22 Juni vormittags 11.35 Uhr. Und zwar geschah das, des inselartigen Charakter Ostpreußens wegen, zu Schiff.

Über das Land

Gleich von Anfang will ich der Meinung entgegenzutreten, die

ziemlich allgemein verbreitet zu sein scheint, dass Ostpreußen jenseits Sibiriens liegt. Meinen gewissenhaften und mühseligen Messungen ist es gelungen, festzustellen, dass das keineswegs der Fall ist. Ich sah auch, dass es den größten Teil des Jahres eisfrei ist; und das Nördliche Eismeer stößt zwar an das Land, aber vermittels des Skagerraks, des Kattegatts und der Ostsee. Eisberge habe ich nur in Konditoreien getroffen und die dazu gehörigen Bären mußte ich mir extra aufbinden lassen. Von Wölfen sind nur die auch sonstwo gebräuchlichen zu finden: Leo Wolf, Loeser & Wolff, Heinrich Wolff u. a.

Das Hauptgebirge ist der uralisch-baltische Höhenzug; ein Gebirge, das zu den allerältesten der Erde zu zählen ist, denn es wird auf zwei Milliarden Jahre geschätzt, daher ist es auch vor Alter schon ganz klein geworden, trotzdem es in seiner Jugend die jetzigen höchsten Gipfel der Erde um das Dreifache überragte. Das ehemalige Hochland ist nun zum Oberland, das Tiefland zur Niederung geworden. Die höchsten Erhebungen sind der Galtgarben, Wachbudenberg, Rombinus, Kernsdorfer Höhen, der Haberberg und der Butterberg in Königsberg. Auch den Gebirgen angemessene riesengroße Ströme, denen gegenüber die Wolga und der Jangtsekiang nur kleine Rinnsale sind, eilten früher hier ins Weltenmeer, die jetzigen Flüsse sind nicht mehr ganz so groß und heißen Pregel, Inster, Pissa, Rominte, Alle, Angerapp, Goldap, Passarge, Weichsel. Aber jede Stadt hat noch einen Fluß extra für die Wäsche. Außerdem hat das Land fast überall Seen. Es sind ihrer so viele, dass man bei der herrschenden Dunkelheit leicht hineinfallen kann. Die wichtigsten sind die masurischen, sie sind Erinnerungen an die Eiszeit der Erde, sozusagen Abschiedstränen der Gletscher, bevor sie für längere Zeit nach Norden verschwanden.

Die Küste der Ostsee, die Samlandküste, ist an einzelnen Stellen bis 9000 cm hoch. Leider wird sie vom Meere fortgesetzt abgetragen. In tausend Jahren frißt sich die See um 0,5 cm ins Land. Ich wollte mich davon durch den Augenschein überzeugen, aber es dauerte mir zu lange. Sicher ist jedoch, dass in ein paar kurzen Jahrhunderttausenden jede Königsberger Hausfrau ihre Wäsche am Meeresstrande wird waschen können.

Die merkwürdigsten Gebilde des Landes sind die beiden Nehrungen, die wie zwei Wurmfortsätze eines Blinddarms am Körper des Landes angeheftet sind. Ähnliche Bildungen habe ich

nur an den Gestaden des Atlantik vor der Mündung des gewaltigen Amazonasstromes beobachten können. Aber sie sind noch jetzt steten Veränderungen unterworfen, so dass es sich kaum lohnt, von ihnen Karten zu kaufen, weil sie ja in 1000 Jahren sicher nicht mehr stimmen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in einzelnen Teilen berühmt; Ostpreußen gehört zu den Kornkammern der Welt. Leider ist die Ernte seit Menschengedenken so entsetzlich schlecht, dass nicht einmal die Aussaat von den Landwirten eingebracht werden kann. Das liegt an den Witterungsverhältnissen und an der Statistik und ist sehr traurig.

*(Dies ist der Anfang aus dem Buch von Robert Budzinski
Entdeckung Ostpreußens im Oswald Arnold Verlag, Berlin)*

Marjellchen

Als vor siebenhundert Jahren
die Preußen noch die Pruzzen waren,
da sprach man hier nicht deutsch, nicht russisch,
sondern einfach altes prussisch.
Die Sprache ist verschwunden jetzt,
gesprochen wurde sie zuletzt
um fünfzehnhundert - ungefähr,
heute gibt' s kaum hundert Worte mehr.

Die Worte mit der Endung odder,
wie Kodder. Schnodder und Lachodder,
auch Schosels, Schlorren und Spirkuks
und Wruken, Lorbaß oder Dubs,

auch Kalibratsch und Plauksch und Plon,
die kannten unsere Väter schon.
Namen, die mit nick beschließen,
gehören ebenfalls zu diesen.
Auch Perbandt, Kilgis und Kalnein,
das sollen alle Prußen sein.
Selbst der gewalt'ge Gott Perkuhn
läuft heut als Eigennamen rum.

Nun haben diese Worte kaum,
verlassen ihren Ursprungsraum;
Berlin sagt allerdings noch schnoddrig,
und wenn wem mies ist, ist ihm koddrig

So ein Wort machte Karriere,
auch dem Objekt gereichts zur Ehre.
Es handelt sich auch um was Rechtes;
Um die, die weiblichen Geschlechtes.
Und die, sofern sie unbenannt,
bei uns Marjellens sind genannt.

Marjellchen ist ein liebes Wort.
Marjellchen hier, Marjellchen dort.
Marjellchen sind kaum 18 Jahre,
das ist ja grad das Wunderbare!
Denn ältere man daran kennt,
daß man sie immer Freilein nennt.

Marjellens gibt es groß und klein,
von zwei Jahren ab stuft man sie ein.
Ist eine blond, die Augen hell,
dann setzt man trautzte vor Marjell.
Und ist so'n Mädels gut instand,
dann sagt man drugglig hierzuland.
Und ist sie sichtbar aufgeweckt,
man sie als Spirkuks gern neckt.

Ist sie zerfahren, sagt man schnell:
Das ist 'ne schusslige Marjell.
Und geht sie mit 'nem Schmissers aus

und kommt nicht rechtzeitig nach Haus,
dann sagt man lüchtern zur Marjell,
und schreitet zur Verlobung schnell.

Marjellens, die sind unsere Zier,
wer's anders sagt, ist nicht von hier!
Ganz einerlei, wie dies auch sei.
Die Mai-sche ist die Frau vom Mai!
Siegfried Saßnick

Johs. Meyer-Deepen

Meine ersten Kontakte mit dem ostpreußischen Dialekt

Bis zum Kriegsbeginn 1939 hatte ich Zeit und Gelegenheit, alle deutschen Lande - bis auf Ostpreußen - mit dem Fahrrad zu besuchen und deren Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Dabei hörte ich auch die für mich interessanten Dialekte, ob bayrisch, schwäbisch, sächsisch oder schlesisch. Ostpreußisch sollte mir vorerst fremd bleiben.

1940, nach der Kapitulation Frankreichs, wurde meine Division neu aufgefrischt, aus der Südfront nördlich Vichy herausgezogen und in den Raum Namur in Belgien verlegt. Auf dem Weg nach dort durchquerten wir im Landmarsch die Champagne bei Reims. Nicht weit von dort - es war an einem heißen Julimittag - kam ein Kradmelder zur Marschspitze und meldete mir: Herr Oberleutnant, ein Lkw ist ausgefallen und hält am Straßenrand, etwa drei km südlich von hier.

Ich gab dem Hauptwachtmeister (Spieß) den Befehl, die Kolonne weiter zu führen und begab mich nach rückwärts. Da stand der Lkw auf dem Grünstreifen seitlich der Straße. Der Fahrer, der erst kurz zuvor zur Kompanie versetzt war werkelte auf dem Rücken liegend unter dem Wagen. Ich rief ihn an: Sagen Sie, Borwitzki, was ist los mit dem Schlitten?

Er kroch unter dem Wagen hervor, nahm Haltung an und meldete: Herr Oberleitnant, die Bremsen haben sich fastjefressen!

Ich: Sagen Sie, Borwitzki, was sind Sie für ein Landsmann? Er: Ich komme aus Ostpreußen, aus Jumbinnen.

1941, ein Jahr später: Von Frankreich aus erhielt ich eine Versetzung zur Panzertruppe 4, deren Stab in Allenstein lag. Auf der Fahrt dorthin passierte ich den Bahnhof Königsberg und mußte dringend dorthin, wohin auch der Kaiser zu Fuß sich begibt. Im Vorraum ein Gewimmel von Soldaten aller Truppenteile. Sämtliche Toiletten besetzt! Ein kleiner Mann im Blaumann versucht vergeblich den einen oder anderen rebellierenden Soldaten zu beruhigen. Auch ich sprach ihn - der Not gehorchend, an: Gibt es denn keine Ausweichklos? Lesen einige Zeitung auf der Brille? Das brachte ihn in Rage, und ich sehe ihn im Geist noch heute, wie er sich von mir abwandte, mit den Fäusten gegen die Toilettentüren trommelte und laut rief: Beäßen Se sech, andere Manschen wollen auch noch kacken!

Er hatte Erfolg, und ich erinnere mich an sein grinsendes Gesicht, als ich mich bei ihm bedankte und »erleichtert« den Weg nach Allenstein fortsetzen konnte.

Ich möchte hinzufügen: In Allenstein übernahm ich eine Kompanie mit zumeist jungen Männern aus Ostpreußen. Sie zeichneten sich aus durch Zuverlässigkeit und Einsatzbereitschaft. Eine Tragödie, daß sich diese Tugenden in einem Krieg zeigen mußten!

Hermann Hesse

Heimat

Heimat ist für mich nie ein politischer Begriff gewesen, sondern ein rein menschlicher. Wo wir Kinder gewesen sind und die ersten Bilder von Welt und Leben empfangen haben, da ist unsere Heimat, und ich habe die meine stets mit Dankbarkeit geliebt.

Aus Hermann Hesses Lektüre für Minuten Suhrkamp Verlag

Hellmut Hanemann, Widitten

Das nördliche Ostpreußen

(Hier veröffentlicht mit freundlicher Genehmigung aus einem Briefwechsel mit Herrn Prof. Dr. Sauer.)

Es geht um die Frage, ob man für **das nördliche Ostpreußen** in Zukunft nicht vielleicht lieber **Russisch-Ostpreußen** sagen sollte.

Als ich noch an der Teichenwegschule unterrichtete, ergab es sich einmal, daß ich auf der Wandkarte auf Königsberg zeigte und den Schülern sagte: Hier bin ich aufgewachsen! Prompt kam von einem Schüler die Feststellung: Dann sind Sie ja ein Russe!

Vermutlich werden auch andere junge Menschen diesen Kurzschluß vollziehen. Es gibt schon immer den Begriff Litauisch-Ostpreußen. Damit ist das Memelland gemeint, und der Begriff ist historisch begründet. Das Gebiet hat im Laufe der Geschichte einige Male den Besitzer gewechselt und hat auch einige Male zu Litauen gehört. Die Bevölkerung war gemischt (siehe Sudermann Litauische Geschichten oder Lachauer Die Paradiesstraße - sehr zu empfehlen!).

Aber russisch ist Ostpreußen ja nie gewesen, und eine russische Bevölkerung hat es dort niemals gegeben, abgesehen von ein paar Emigranten (Philliponen in Masuren!). Deshalb sträubt sich mein Gefühl dagegen, so zu tun, als wenn die Russen einen historischen Anspruch auf dieses Gebiet haben. Es ist ganz schlicht eine Kriegsbeute, und das sollten wir auch ruhig in der Namengebung deutlich machen.

Auch die dort jetzt wohnenden Russen sind ja nicht freiwillig in dieses Gebiet gekommen, sondern wurden, wie überall in dem sowjetischen System, hin und her geschoben. Ich habe es selber bei meinem ersten Besuch in meinem Heimatdorf erlebt, wie ein älteres Ehepaar geweint hat bei der Erinnerung, wie sie ihre Heimat in der Ukraine verlassen mußten, um das Vakuum in Nordostpreußen zu füllen.

Mein Gefühl macht mir hier Schwierigkeiten. Möglich, daß sich dieses Problem mit der Zeit erledigt, aber im Augenblick leben noch zu viele echte Ostpreußen!

Geschichten von der Frischen Nehrung

Mein Onkel Herbert Hinz war Förster. Nach sieben Jahren Verlobungszeit heiratete er 1933 in Pogegen seine Frau Luzie. Ich streute Blumen, da mußte die Ehe ja was werden! Er bekam die Revierförsterstelle in Grenzhaus auf der Frischen Nehrung mit der letzten Wanderdüne. Von April 1934 bis 1945 lebten sie dort.

Eine Försterstelle auf der Frischen Nehrung, etwas Schöneres kann ich mir kaum vorstellen. Unsere ostpreußischen Nehrungen, die Frische, auch die Kurische, sind auf der Welt wohl einmalig und entstanden aus einer glücklichen Laune der Natur. Dieser ein bis zwei Kilometer breite, über 50 km lange Landstreifen zwischen der Ostsee und dem Haff war mit Krüppelkiefern, Erlen, Ebereschen, kleinen Buchen und Fichten bewachsen.

Hier gefiel es auch vielen Tieren. Es gab Damwild, Rehe, Hasen, mal ein verirrtes Wildschwein und viele Füchse. Auf Ihren Flügen nach Süden oder zurück nach Norden ruhten sich die Zugvögel hier aus.

Auf der Seeseite des Haffs waren die Dünen und der Deich, daneben verlief die feste Nehrungsstraße bis Neutief.

Auf der Seeseite gab es viel weißen Strand. - Wenn ich einen Besuch machen wollte, fuhr ich von Großheidekrug mit dem Fahrrad nach Seerappen an die Bahnstation, von dort mit dem Zug nach Pillau - alle Züge nahmen Fahrräder für ein paar Pfennige mit - von dort mit der Fähre nach Neutief. Dann waren noch ca 23 km bis Grenzhaus zu radeln. Die einsame Strecke wurde nur durch die kleinen Orte Möwenhaken, Großbruch und Strauchbucht unterbrochen. Die ganze Strecke war in zwei Stunden zu schaffen.

Alle Förstereien auf der Nehrung hingen an einer telefonischen Strippe, mittels Kurbel gedreht, zwei mal kurz für Grenzhaus. Dort war eine Grenze, wie der Name schon sagte, die Grenze zwischen Ost- und Westpreußen. Beim Telefonieren konnte jeder mithören, der mit dran hing, in Strauchbucht Herr Reimer, der Dünenaufseher und die Oberförsterei Möwenhaken. Mein Onkel erhielt alle Anweisungen vom Forstamt Kobbeltbude.

Das Forsthaus war strohgedeckt mit einer Holzveranda, ca 200 Jahre war es alt. Ca 30 Meter entfernt stand die Jugendherberge,

ganz aus Holz gebaut, die die gute resolute Tante Martha betreute.

Zwei km hinter der Revierförsterei Grenzhaus, von Pillau aus, lag das Fischerdorf Narmeln mit einer Schule. Dorthin fuhr Tante mit dem Fahrrad oder mit Pferd und Wagen zum Einkaufen in die Strandhalle.

Die Düne bei Grenzhaus war die letzte Wanderdüne, ca 200 ha groß. Dort gab es auch ein Segelfluggelände, das ein einziger Beamte beaufsichtigte.

Alle Förstereien hatten nebenbei Landwirtschaft mit Pferd, mehreren Kühen, Schweinen, Enten, Gänsen, Hühnern auch Puten. Das ging nicht ohne Hilfskräfte, Knecht, Kutscher und Haustochter, damals Pflichtjahrmädchen. Die waren sehr gerne dort, weil die Arbeit mit der lustigen Tante immer viel Spaß machte. Und man konnte bei ihr viel lernen. Beispielsweise wurden die roten Beeren der Ebereschen eingemacht wie die Preiselbeeren. Man mußte sie nur eine Nacht wässern, damit sie den bitteren Geschmack verloren. Mitunter hatte sich in der Nacht ein Frosch in der Wanne verirrt und glubschte einen morgens an, die Mädchen schrien bis Onkel oder Knecht Schwittay den armen Frosch befreien.

Der schon erwähnte Schwittay war fast taubstumm und verständigte sich mit ein paar gutturalen Lauten. Mit einem großen Wecker um den Hals gehängt wurde er zum Viehhüten auf die Weide geschickt. Um 18.00 Uhr rasselte und bibberte der so fürchterlich, daß Schwittay schnell nach Hause kam.

Einmal war der große Bulle ausgebrochen. Alle Männer, die erreichbar waren, wurden zum Einfangen zusammengetrommelt. Schwittay erreichte ihn zuerst, stellte sich mit einem winzigen Stöckchen vor ihn und sagte in seiner gurrenden Sprache. Du - du - du! Der Bulle mit gesenktem Kopf und scharrenden Füßen sah ganz gefährlich aus, tat ihm zum Glück aber nichts. Vielleicht verstanden die beiden sich ja.

Dann hatte Schwittay einen Unfall, bei dem er sich die Rippen brach. Er mußte ins Bett und gepflegt werden. Lisa, das Pflichtjahrmädchen, brachte ihm Essen. Sie kam schnell zurückgelaufen: Frau Hinz, Frau Hinz, der Schwittay zeigt immer auf seinen Bauch und will etwas sagen ... es hört sich so an wie Püsch voll - Püsch voll. Tante holte den Onkel. So von Mann zu Mann war das doch besser! Und Onkel verstand sofort. Lag

Schwittay doch schon einen ganzen Tag und eine Nacht! Er mußte ganz einfach, also her mit dem Eimer! - Aber dann brachten sie ihn doch lieber ins Krankenhaus nach Braunsberg übers Haff. Auch ein Schwittay war fest eingebunden in die Familie und in die Landschaft, er gehörte dazu mit seiner Arbeitskraft.

Tasso war ein schöner und reinrassiger Jagdhund. Er war ein Geschenk von Oma Hinz an ihren Sohn Herbert, den Förster im Grenzhaus. Tasso hatte auch eine Hundehütte. Doch in den Nächten, in denen der Mond schien, bellte er unentwegt die ganze Nacht lang den Mond an. Für alle Anwohner war das auf die Dauer unerträglich! Da kam Schwittay auf die gute Idee und nagelte die Bude zu. Nun konnte Tasso den Mond nicht mehr sehen und war ruhig. So war allen geholfen.

Tasso hatte eine beachtliche Fähigkeit im Organisieren. Wahrscheinlich wußte er, daß Krieg war. Sozusagen nach einem freien Reviergang kam er mit Wurst, später auch mit Butter und einmal sogar mit wehenden Damenstrümpfen nach Hause. Alles fein apportiert wie gelernt. Tante nahm dann alles an sich und wanderte durch Sand und Dünen. Sie guckte in die Zelte rein, fragte, ob das vermißt wurde. Nein, bei uns nicht! Auch in der Jugendherberge fragte sie, nichts! Also war es ein Geschenk des Himmels, danke auch!

Es gab dort noch mehr Hunde. Mucki, ein Kurzhaarterrier, war der absolute Postbotenschreck. Der Briefträger kam gewöhnlich singend und fröhlich die Nehrungsstraße entlang. Hunderte Meter jedoch vor dem Forsthaus rief er bereits laut und vernehmlich: Die Post! die Post! Frau Hinz. Sperren Sie bitte den Mucki ein! Mucki war im Zimmer, die Tür verschlossen. Aber ein kleines Fenster mit Gardinchen stand offen. Dort schoß der Mucki durch und stürzte sich auf die Haxen des armen Briefträgers. Nächstes Mal versuchte der mit einem extra mitgebrachten Kuchen Freundschaft zu schließen. Mucki verschlang den Kuchen und biß als Dankeschön nun wütend in die Reifen des Postrades.

Unter den vielen anderen gab es dort auch ein ganz besonderes Huhn. In der Frühe, wenn`s ihm nach Eierlegen war, schlüpfte es durch ein kleines offenstehendes Fenster ins Gästezimmer und legte ins Gästebett ein Ei, und das über Jahre hinweg pünktlich jeden Morgen, sozusagen zum Frühstück.

Das Pferd hieß Hans. Hans war nebenbei zuständig, die Kinder zur Jugendherberge zu bringen. Dazu wurde er vor den Leiterwagen gespannt, und ab ging's zum Hafen in NarmeIn. Als alle Kinder verladen waren, fiel Hans in Galopp, denn es ging in Richtung Heimat. Alle hinten auf dem Wagen gestapelten Rucksäcke der Kinder fielen runter. Hans war eben nicht genügend ausgearbeitet.

Einmal stürmte er in seinem Übermut durch den Zaun auf die Wanderdüne und rutschte von oben runter. Doch plötzlich fanden seine Hufe keinen Grund mehr. Er war im tückischen Treibsand gelandet. Je mehr er sich abmühte, umso tiefer sackte er ein. Als er bis zur Brust im Sand steckte, schaute er dumm in die Gegend. Doch die Hilfe war nicht weit. Der Knecht hatte es gesehen und rief den Onkel zu Hilfe. Alle rannten los mit Schaufeln und Stricken und konnten Hans wieder befreien.

Aber es verlief nicht immer so gut und harmlos. Tante und Oma waren mit Hans und dem leichten Jagdwagen zum Großeinkauf in Kahlberg gewesen. Auf dem Rückweg kam auf der Nehrungsstraße ein Wehrmachtsfahrzeug. Hans scheute und ging im Hohlweg durch. Mit Schaum vor dem Mund und gebrochener Deichsel landete er auf dem Hof. Tante und Oma landeten im Graben und kamen mit gebrochenem Bein ins Krankenhaus nach Frauenburg. Dies war schließlich der Anlaß, daß Hans fortgegeben wurde, dorthin wo er mehr zu arbeiten hatte, und sein Übermut gedämpft wurde.

Für mich und meinen Bruder Günter war es immer wunderbar, wenn wir in den Ferien in Grenzhaus bei meinem Onkel sein konnten. Einmal nahm unser Onkel uns mit zum Stare-Schießen. Alle wurden eingesammelt und in einen grünen Rucksack getan, den ich tragen durfte. Zu Hause, bei Tante angekommen, waren, oh Schreck, alle Stare weg. Nur drei Stare fanden wir im Rucksack. - Auf dem Heimweg waren wir übermütig über Gräben gesprungen und durch Zäune gekrochen und hatten nicht gemerkt, daß der Rucksack offen war. Nu geh' man wieder zurück und sammel alle ein! sagte der Onkel. Oh je! Aber ich fand sie alle, es waren 30 Stück.

Ich denke so gern an die schönen Erlebnisse auf der Nehrung zurück. Dagewesen sind wir in jüngster Zeit noch nicht, aber ich hoffe, daß wir diese Orte noch einmal wiedersehen, vielleicht im

nächsten Jahr.

Horst Schadwinkel, Großheidekrug

Heimatsucher

Ich habe meine kleine Geschichte mit Heimatsucher überschrieben, weil ich meine, dass diese Bezeichnung für die Zeit nach dem Krieg immer noch richtig ist.

Als ich im Juni 1945 in Pfronten im Allgäu aus dem Lazarett und der amerikanischen Gefangenschaft entlassen wurde, überfiel mich zum ersten Mal das Gefühl, verlassen zu sein, in einer solchen Dimension, dass ich es in diesem wunderschönen Alpental mit den wunderschönen Bergen nicht mehr aushielt, weil mir die weite Sicht wie in Großheidekrug, die schlichte Wald- und Hafflandschaft, fehlte. Zwar kletterte ich mit meinen Krücken auf den 1858 m hohen Breitenberg, um wenigstens einmal weit über die Berge hin nach Nordosten sehen zu können, aber unten in Pfronten wieder angekommen, kam schnell das Gefühl der Enge und des Eingesperrtseins zurück.

Da die Ungewißheit, wo sind meine Eltern, wo mein Bruder, wo sind meine Verwandten? immer größer wurde, packte ich meine paar Sachen, nahm die Krücken und zog los. Zuerst zum Bahnhof mit der bangen Frage, werde ich ohne Fahrkarte überhaupt in den Zug hineinkommen? Aber es war ganz einfach. Der Schalterbeamte sah mich kommen, fragte nicht viel, zeigte nur mit dem Daumen zum Bahnsteig und ließ mich durch. Und so war es auch im Zug. Der Schaffner fragte mich, wo willst du hin? und ich antwortete, nach Ostpreußen, nach Königsberg und Großheidekrug.

Der Schaffner war erst mal platt und faßte sich an den Kopf; dann aber sagte er: Ich denke, du solltest erst mal weiter hoch nach Norden, nach Hannover und Hamburg fahren, denn da wo du hin willst ist der Russe. Gleich kam es von den Mitreisenden, aber wie kommt er über die Zonengrenze? Und dann ging das Geschnatter mit allen Fahrgästen los, und ich erfuhr zum ersten Mal, was alles in der Zeit, als ich im Lazarett in Pfronten lag, passiert war.

Während der Fahrt nach Norden gab ich dann meinen splienigen Plan, nach Ostpreußen zu machen, endgültig auf und suchte, in Hamburg angekommen, sofort in der Suchkarteien nach

meinen Angehörigen. Und siehe da, ich wurde fündig. Meine beiden Tanten Lina und Rosa waren mit meinem Vetter Manfred in das kleine Dorf Heilshoop geflohen und suchten nun meine Eltern, meinen Bruder Gerhard und mich.

Also, das war ja eine Freude und beflügelte mich, sofort von Hamburg aufzubrechen und nach Heilshoop zu kommen. Wie schwierig das damals war, kann heute keiner mehr ermessen. In Heilshoop angekommen brach ein lautes Freudengeschrei aus:

Der Horst ist da, der Horst ist da! Und ich glaube, Tante Lina rief sogar Horstche, wie sie es in Großheidekrug immer gerufen hatte. Ja, selbst die Fischersleute, bei denen meine Tanten untergebracht waren, freuten sich mit, und dies war sehr erstaunlich und ist nicht überall so gewesen, worüber ich heute noch sehr dankbar bin.

In Heilshoop fühlte ich mich bald wohl oder sagen wir, etwas besser. Tante Lina sorgte rührend dafür, dass wir nicht verhungerten, und auch im Dorf wurden wir Flüchtlinge immer mehr und mehr akzeptiert. Und doch waren da die bohrenden Fragen, wie es weiter geht, ob wir durch den Winter kommen und so weiter und so weiter, nicht beantwortet. Bei mir lastete die Ungewißheit stark, ob ich jemals ein Kunstbein bekommen würde, und ob ich wieder in den angefangenen Beruf einsteigen könnte.

Wenn diese Fragen mich bedrängten, verließ ich die Fischerkate und ging ein wenig um den Karpfenteich herum, um mich an dem schönen Blick über den Teich und über die aufkommenden Wolken am Himmel zu erfreuen. Hier muß mich der Fischer gesehen haben. Er wollte mit einem Kahn über den Teich fahren, um seine Karpfen zu füttern, damit sie Weihnachten dick und fett waren. Der Fischer, der mich mochte, fragte mich, ob ich mitfahren wolle und kam mit dem Kahn dicht an das Ufer heran. Ich wunderte mich, dass er mir zutraute, in den Kahn zu kommen. Aber er hielt das Boot fest, und ich krabbelte mit allen Vieren und den Krücken rein. Dann ruderte er in die Mitte des Teiches zog die Ruderblätter ein und fing an, die Fische zu füttern. Ich saß im Boot und konnte es nicht fassen. Ich dachte, das alles sei ein Traum, und ich war gar nicht in Schleswig-Holstein auf dem Moorteich in Heilshoop.

Meine Gedanken wanderten gut tausend km weit nach Osten und landeten auf dem Frischen Haff. Es war Sonntag und Heinz

und Alfred, mit denen ich sonntags immer zusammen war, fragten mich: Wollen wir nicht mit unserem Boot bis zum Damm fahren? Vielleicht sind ja schon die Johannisbeeren reif? Ich freute mich sehr und wir nahmen aus der Hafenmeisterbude alles raus, was wir brauchten, brachten es in den Kahn, machten den Kahn los und ruderten dann abwechselnd.

Wir brauchten bis zum Damm etwa eine knappe halbe Stunde. Es war ein herrlicher Tag, kaum Wind und die Sonne stand hoch und in herrlicher Pracht. Unsere Gedanken waren schon auf dem Damm, der künstlich angeschüttet war, um das Versanden des Kanals zu schützen. Das war schon so lange her gewesen, als der Königsberger Seekanal gebaut wurde. Wir Jungs waren dazumal noch gar nicht geboren. Für uns war dieser Damm, allerdings nur im Sommer, immer ein abenteuerlicher Anziehungspunkt. Im Winter war es mehr der Kanal, wenn das Haff zugefroren war und wir mit Schlittschuhen bis zum Kanal liefen, um zuzukucken, wie der Eisbrecher den ihm folgenden Schiffen den Weg freimachte.

Nun hatten wir aber Sommer. Auf dem Damm wuchsen allerlei Bäume und Sträucher wild durcheinander. Dazwischen lag aber auch viel weißer Sand, wo man sich nach dem Baden im Haff hinlegen konnte. Und da ging dann meine Phantasie mit mir durch. Ich stellte mir vor, dass dort im Sand ein Liebespaar liegen würde, und wir es beobachten konnten.

Aber es kam anders als man denkt. Während des Ruderns, wir hatten etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt, rief Alfred ganz laut und aufgeregt: Seht einmal da, wer auf uns zukommt! Wir schauten alle in die Richtung, wo Alfred hinzeigte und erschranken. Das waren ja unsere Feinde, die Pracha-Holsteins oder die Deichsel-Holsteins oder die Admiral-Holsteins (irgend welche Holsteins müssen es gewesen sein, nur ich kam mit den vielen Beinamen in unserm Dorf sowieso nicht zurecht). Ich bekam richtig Angst, denn einer von denen hatte mich einmal, als ich noch nicht schwimmen konnte, in den vier Meter tiefen Hafen geschubst; war dann aber gleich nachgesprungen, um mich zu retten. Aber zum Überlegen und Angsthaben war jetzt keine Zeit mehr, denn die Holsteins kamen mit ihrem Fischerboot direkt auf uns zu, als ob sie uns entern wollten. Da gab dann Alfred auch schon das Kommando: Klar Schiff zum Gefecht!

Wir drehte unser Boot etwas, nahmen die Ruder aus den Gabeln und holten weit aus, mit unsern Ruderblättern den Feind mit

schweren Wassersalven zu beschießen. Die Admiral-Holsteins (oder wie sie auch hießen) waren dann auch mit einigen Schlägen von uns pitschenass; aber genau so schnell hatten auch sie die Ruderblätter aus den Gabeln gezogen, und nun bekamen wir die vollen Breitseiten ab und waren ebenfalls naß bis aufs Hemd, wie man so sagt.

Die Seeschlacht war voll im Gange, doch, das war ja nur ein Spiel; allerdings ein abenteuerliches nasses Spiel, und wir mußten nun zusehen, wie wir wieder unsere Sonntagskleider trocken bekamen, denn unsere Eltern durften von dieser Seeschlacht nichts erfahren.

Dies alles ging mir blitzschnell durch den Kopf und nahm fast Gestalt an. Aber als ich wieder zu mir kam und merkte, dass dies hier nicht das Frische Haff, sondern ein kleiner Karpfenteich in Schleswig-Holstein war, sah ich den Fischer im Boot stehen und mit einem Arm wie ein Sämann Fischfutter auf den Moorteich streuen. Ich sah ihm zu und staunte über diesen Fischer. Er sprach mit mir kein Wort. Er ließ mich einfach in Gedanken teilhaben an seiner Arbeit und das Werk seiner Hände zu betrachten. Das tat mir gut.

Frieda Möhlmann, geb. Radau, Großheidekrug

Erinnerungen

Ich rieche noch heute die Erde,
wenn der Frühling kam ins Land.
Es war der Duft so eigen,
den ich wo anders nicht fand.

Die Kirschbäume blühten im Garten
in ihrer schönsten Pracht.
Wie hatte der Frühling wieder
alles so schön gemacht.

Dann seh ich mich barfuß laufen
im warmen Sand zum Haff
und fröhlich singen und springen
an einem Sommertag.

Und kam dann ein Regenschauer,
es machte uns gar nichts aus,
wir gingen erfrischt und fröhlich
pitschnass dann wieder nach Haus.

So kehren immer wieder
die Bilder der Kinderzeit.
Was waren wir glücklich zu Hause
in unserer kleinen, bescheidenen Welt.

Nachdenken über ...Heimat

Immer, wenn Mutti von zu Hause sprach, irritierte mich das sehr. Hier bei uns, in Schleswig-Holstein, bei Vati und uns Kindern, das war doch ihr Zuhause. Hatte sie denn noch eines?

Ja, sie hatte noch eines. Ein Zuhause, über dem etwas Geheimnisvolles, Trauriges, Schönes, Unwiederbringliches und vor allem Unvollendetes lag. Ein Ort, zu dem ich keinen Zugang hatte. Zwar durfte ich manchmal lauschen an der Tür zu dieser Welt, wenn Mutti von daheim sprach. Hinein aber konnte nur, wer den richtigen Schlüssel besaß. Er hieß Erinnerung.

Die Biographie meiner Mutter war eine besondere. Sie wich in einem zentralen Punkt ab von den Lebensläufen anderer Eltern. Meine Mutter hatte ihr Zuhause verloren. Andere Eltern waren ihrem Zuhause entwachsen. Dies war der gravierende Unterschied. Sie hatten sich durch eigenen Entschluß aus ihrer Umgebung gelöst. Meine Mutter war hinausgeworfen worden aus einem Leben, in dem sie sich seit frühester Kindheit sicher geborgen fühlte, mit dessen kulturellen und geistigen Traditionen sie im glücklichen Einvernehmen gewesen war. Der Verlust der Heimat bedeutete zugleich Verlust der Identität, der Zukunftspläne Hoffnungen und Träume. Die Beziehungen nach Hause waren abgebrochen, abgerissen. Die Sprache macht deutlich, wie gewaltsam diese Trennung war. Dort gehörte man nicht mehr dazu - und hier noch nicht. Geistiges Niemandsland.

Wenn Mutti mit Oma und Opa und Tante Friedel von Zuhause sprach, tat sie dies in einer Sprache, die mir vertraut war, die ich aber nicht verstand. Sie deklamierten Kindergedichte, sangen Volksweisen, erzählten Anekdoten. Niemand sonst in unserer Gegend sprach so. Auch die Fremdsprachen, die ich in der Schule lernte, hatten keinerlei Ähnlichkeit mit diesem eigenartigen Idiom.

Mamake, da mott wi ons ganuscht vähmoake. Ons Sproak starvt mett mina Generation uit, hörte ich Mutti eines Tages wehmütig zu Oma sagen.

Ich verstand nicht ganz, warum sie das so traurig machte? Sie sprachen doch auch Hochdeutsch, viel häufiger sogar als Platt? Heute weiß ich, es war die Angst vor dem Sterben Ihrer Kultur, ihrer Wurzeln, die sie so melancholisch stimmte. Die Angst, daß

nichts bleiben würde.

Diese besondere Angst habe ich später hin und wieder bei meiner Mutter feststellen können. War sie das Resultat der Vertreibung? Hatte sie etwas zu tun mit dem verlorenen Glücklich-sein, der verlorenen (inneren wie äußeren) Heimat? Es war eine irrationale Furcht, Liebgewonnenes plötzlich und unwiederbringlich zu verlieren. Angst um die Familie, Angst um den materiellen Besitz.

Erst kürzlich sagte sie mir, die Heimatboten würde sie für uns Kinder sammeln. Damit etwas bleibe von ihr. Das hat mir einen Stich versetzt.

Überhaupt hat mich vieles traurig gemacht, was mit der verlorenen Heimat meiner Mutter in Zusammenhang stand. Schon als Sechsjährige hoffte ich sehr, Mutti möge irgendwann einmal wieder nach Hause fahren dürfen. Sie tat es, fünfzig Jahre nach der Vertreibung, stellvertretend für Oma und Opa und Tante Friedel. Jene hatten die Öffnung des Landes durch die damaligen Sowjets nicht mehr erlebt. Aber war es denn eine Rückkehr, ein nach Hause kommen?

Aufgrund meiner Kindheitserfahrungen habe mir immer gewünscht, frei zu sein von der traurig machenden Last tiefer Heimatverbundenheit. Eine zu sein, deren Herz bei jedem Lebensrufe bereit zum Abschied ist und Neubeginne.

Als ich vor drei Jahren jedoch meinen Lebensmittelpunkt nach Bayern verlegte und hier sehr wenig wiederfand von meiner norddeutschen Kultur und Lebensart, konnte ich meine Mutter noch besser verstehen.

Ich begann wieder über den Begriff Heimat nachzudenken. Heimat, ist das nicht dort, wo die Menschen einen Dialekt sprechen, über den andere nur herablassend schmunzeln?

Wo gegessen wird, was man woanders nicht zu kochen versteht? Wo die Luft im Frühling, Sommer, Herbst und Winter so besonders riecht?

Wo man Menschen hat, mit denen man Erinnerungen teilt?

Wo man sich wiederfindet, in der Landschaft, den Straßen, Gesichtern, den Erzählungen?

Wo man etwas findet von seiner eigenen Geschichte, und seien es nur die Gräber seiner Väter?

Viele Menschen sind auch heute auf der Flucht, werden aus

ihren Heimatländern vertrieben. Ich wünsche ihnen und uns, daß wir eines Tages alle frei entscheiden dürfen, wann wir einen Ort oder ein Land verlassen wollen. Daß in der neuen Heimat genügend Raum und Interesse vorhanden ist für unsere Kultur. Daß wir unsererseits das Neue annehmen. Daß wir uns nicht verleugnen müssen oder gar verbiegen. Daß wir offen bleiben für andere Anschauungen und Menschen. Kurz, daß wir bereit sind, uns zu wandeln.

Das habe ich aus der Geschichte meiner Mutter, von meiner Mutter gelernt. Es wird viel mehr bleiben, als sie denkt, de domm Marjell. Nicht nur dieses wunderbare, köstliche Gericht. (Wie het datt doch glik?) - Na klar, Königsberger Klopse.

Ute Mordhorst lebt heute als
freie Texterin in München

Erinnern oder Vergessen?

*Wer im Gedächtnis seiner Lieben lebt, der ist nicht tot,
der ist nur fern. Tot ist nur, wer vergessen wird!*

Diese Worte Immanuel Kants, der damit natürlich einen lieben Angehörigen meint, der uns verlassen hat, kann man wohl auch auf andere Dinge übertragen, die wir verloren haben, wie z.B. die Heimat. Solange wir uns an sie erinnern, ist sie nicht tot, sie ist nur fern. Und wenn wir sie nicht sterben lassen wollen, müssen wir die Erinnerung an sie wachhalten.

Es gibt ja Leute, die meinen, sie müßten uns das Denken abnehmen, weil nur ihr Denken richtig und korrekt ist. So hören wir zu bestimmten Ereignissen ihre Mahnung: Das dürft ihr niemals vergessen! Immer daran denken! Bei anderer Gelegenheit heißt es dagegen: Diese Dinge sind erledigt und abgeschlossen. Wer davon spricht und daran denkt, das ist ein Ewig-gestriger! Diese letzte Äußerung, die Heimatvertriebene zu hören bekommen, wenn sie den Verlust der Heimat beklagen, sollten wir nicht allzu ernst nehmen. Die oft ideologisch festgelegten jüngeren Leute, die so etwas von sich geben, erkennen oft ihren Irrtum, wenn sie älter und reifer werden.

Tatsache ist, daß uns Leute faszinieren, die ihre Heimat, ihre Jugend so lebhaft im Gedächtnis bewahrt haben, daß diese nicht tot und verloren ist. Ein Lieblingsbuch meines Vaters war *Erinnerungen eines alten Mannes* von W. Kügelgen. Als 60jähriger beschreibt Kügelgen seine Jugend so genau und anschaulich, daß man spürt, alles lebt noch in ihm. Ulla Lachauer macht sich Gedanken darüber, wie es zu dem ungewöhnlichen Erfolg ihres Buches: *Paradiesstraße - Das Leben der Bäuerin Anna Grigoleit* - kommt. Lachauer vermutet, daß die Leser des Buches eine Eigenschaft der Anna Grigoleit bewundern, die den meisten Menschen heute abhanden gekommen ist. Es ist die Fähigkeit, sich so genau und lebendig an das Vergangene zu erinnern, daß man meint, es wäre die Gegenwart. Sicher sind es auch die persönlichen Erinnerungen und Berichte, die im Heimatboten erscheinen, die bei den älteren Lesern solchen Anklang finden.

Aber sehen wir den Tatsachen ins Auge: Die Erinnerung an die

verlorenen Heimat im Osten wird hauptsächlich nur noch von wenigen älteren Jahrgängen gepflegt. Wer, sagen wir, nach 1938 geboren ist, hat wenig oder gar keine Erinnerungen an Ostpreußen, Pommern, Schlesien. Die Jahre lassen sich zählen, nach denen keiner mehr lebt, der im Osten aufgewachsen ist. Ist dann all das, was uns Älteren noch so viel bedeutet, ausgelöscht und vergessen? Wer von unseren Kindern und Enkelkindern wird sich noch für das Land im Osten und seine Geschichte interessieren? Was haben wir von den Gefühlen, die wir für unsere Heimat haben, an unsere Kinder vermittelt? Und wir dürfen unseren Kindern ihr Desinteresse an unserem Heimatverlust gar nicht übelnehmen. Waren wir anders, als wir jung waren? Das war ganz interessant, wenn meine Mutter von ihrer verlorenen Heimat Westpreußen erzählte, die sie als 18jährige verlassen mußte, aber verstanden habe ich meine Mutter erst, als ich selber die Heimat verloren hatte. Die Jugend hat ganz andere Probleme und nimmt bestenfalls die Erzählungen der Alten wohlwollend zur Kenntnis, immer mit einer Portion Skepsis Ob das wohl alles stimmt, was die so erzählen?

Sehr schön beschreibt das *Petra Reski* in ihrem Buch: *Ein Land so weit* - Eine Familiengeschichte aus Ostpreußen. Sie macht sich als Jugendliche darüber lustig, wie ihre Sippschaft bei jedem Treffe in alten Heimaterinnerungen schwelgt. Die Erzählungen ihrer Familie nimmt sie nicht für voll und hat auch wenig Verständnis für das Gejammere über die verlorene Heimat. Ist doch der Verlust der deutschen Ostgebiete ihrer Meinung nach die gerechte Strafe für den von Hitler angefangenen Krieg. Ihre Einstellung ändert sich erst, als sie durch Zufall als Erwachsene in das Heimatdorf ihrer Eltern kommt und dort einige Deutsche trifft, die im Ermland geblieben sind. Sie wird von der Landschaft und den Menschen eingefangen und beginnt zu begreifen, was ihre Eltern mit der Heimat verloren haben.

Solche Beispiele des Umdenkens sind aber selten. Petra Reski war es immerhin ein Buch wert! Im öffentlichen Bewußtsein ist dieses Thema immer weniger vertreten. In den Schulen stehen die deutschen Ostgebiete nicht mehr auf dem Lehrplan. Hier wurde die Sicht der Sieger übernommen, die die größte Vertreibung der Geschichte angeordnet und durchgeführt haben. Während man bei anderen großen Verbrechen Gedenkstätten errichtet, damit sich diese Verbrechen nicht wiederholen, wurde einer Gedenkstätte für Flucht und Vertreibung eine Absage erteilt.

Heimat ein faschistischer Begriff?

Ein Schiff hat einen Heimathafen. Da ist es registriert. Ein zu seiner Zeit bekannter Fußballspieler, der 1974 Weltmeister wurde, sagte einmal, Köln sei seine Heimat. Da ist er geboren und aufgewachsen. Auch wenn die ganze Welt ihn als berühmten Fußballer kennt, bleibt die Stadt und die Gegend sein Zuhause. Die Leute dort und ihre Sprache sind ihm vertraut. Er ist mit ihnen durch Erinnerungen und Gefühle verbunden.

Gegen dieses unbefangene Verständnis von Heimat hat der amerikanische Netzdienstleister America Online Einwände. Wer Heimat schreibt und dazu das Rechtschreib-Überprüfungsprogramm von AOL benutzt, erhält die folgende Auskunft:

„Nicht im Wörterbuch: Heimat. Fehlermeldung. Gefühlsgeladener (sic !) Ausdruck. Schreiben Sie den Satz um. Negativ belastete Ausdrücke, besonders solche, die mit Faschismus und Krieg assoziiert werden, sind in förmlichen Schriftstücken unangebracht Sie könnten falsch ausgelegt werden.

Was hat America Online an Heimat auszusetzen? Die Firma sollte sich schleunigst um Programm-entwickler bemühen, die Deutsch können. Oder wünschen sie, daß Heimat durch home ersetzt wird?

Bericht aus Bonn:

Ein jeder darf die Heimat lieben,
sofern die Heimat ihm geblieben;
falls wer geflüchtet, falls vertrieben
so darf er nicht die Heimat lieben.

Wie könnt' er sich, fürwahr, erfreuen
von seiner Heimat noch zu sprechen,
sich gar auch noch nach ihr zu sehnen,
an Heimkehr denken, dies erwähnen!

Dann ist er voll Revanchegeüst,
dann ist er doch ein Revanchist,
dann ist er ja ein Übeltäter,
an der Entspannung ein Verräter!

Dann ist er nur ein Friedensstörer,
ein Querulant und Haßvermehrter,
dann ist er nur ein Tor und Träumer,
ein Aussöhnungsbeiseiteräumer.

Dann ist er nur ein blinder Ketzer,
dann ist er nur ein Volksverhetzer,
dann ist er nur ein Haßverkünder,
Ganove, Schelm und arger Sünder!

Dann ist er nur ein Länderräuber,
dann ist er ein "Good-will-Zerstäuber",
dann ist er aller Polen Feind
und was noch sonst der Bürger meint,

in dieser schönen Republik,
dem seine Heimat blieb - zum Glück,
durch Zufall und ganz unverdient
nur Oskar L., der hat gesühnt!

Man glaubt, solch Urteil sei pervers?
Vergeblich hoffte ich, es wär s!
Als Flüchtlings- und Vertrieb'nenschelte
durch unser'n "Rechtsstaat" es oft gellte!

Auch reiht' man sich zu Bonn am Rhein
in der Vertreiber Reihen ein.
Das Recht zu Unrecht man verdreht,
und Unrecht jetzt für Recht dasteht!

Man kläfft mit der Vertreibermeute
gegen die eig'nen Landesleute,
die geflüchtet, die vertrieben,
statt Solidarität zu üben!

Vertreibermeinung übernimmt man,
Vertrieb'nenmeinung überstimmt man.
Wer's so meint, der ist nicht pervers,
und meint's wer anders, dann ist er's.

Und was ich jetzt zum Abschluß meine,
das sagte uns schon Heinrich Heine:
"Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht!

Gedanken an zu Hause

Jeder von uns ist doch in Gedanken immer noch zu Hause in unserem schönen Großheidekrug. Meine Vorstellung ist, daß die Jahrgänge von 1929 bis 1930 in einem fertigen Dorf das Licht der Welt erblickt haben.

Die Kindheit war für uns sehr schön. Ich bin sehr oft bei meiner Tante Shutte (Zibner, Auguste) gewesen. Wenn es mal mittags bei Mama etwas gab, was ich nicht mochte, zum Beispiel Weißkohl oder Kartoffelklöße, bin ich einfach zu Tante Shutte gegangen und habe dort gegessen. Mit Anna und Hedwig, meinen Cousinen, die ja Gott sei Dank heute noch da sind, habe ich ständigen Kontakt. Es gibt noch viele Gesprächsstoffe welche die Heimat betreffen.

Unsere Nachbarn (Ponke Thalmann) hatten einen großen Kruschkebaum, viele Äste hingen über unserm Schuppen. Mein Bruder Helmut und ich kletterten vom Holzhaufen auf das Schuppendach und haben uns die guten Birnen schmecken lassen. Onkel Thalmann jedoch war immer zur Stelle und hat fürchterlich geschimpft.

Im Dezember 1931 wurde wie immer zur Winterzeit geschlachtet. Da gab es viel Arbeit. Einzelheiten muß ich nicht beschreiben, darüber wurde schon viel berichtet. Für mich war es kein guter Tag. Mama und Oma haben das Fleisch für die Wurstmacherei sortiert und vorbereitet. Opa hat dem Fleischwolf bedient. Ich durfte spielerisch den Wolf füttern, Opa hat gedreht, plötzlich war meine Hand an der Welle. Opa konnte so schnell nicht stoppen, und meine Kuppe vom Mittelfinger hing nur noch an einer Sehne. Ich sehe mich noch im Wohnzimmer sitzen, mit vielen Taschentüchern war die Hand umwickelt, weil es sehr geblutet hat. Da ging es ab zum Arzt, seine Praxis war bei Schmoller im Wintergarten. Der Heilprozeß hat sehr lange gedauert.

1932 war Einschulung, da habe ich auch noch die Erinnerung, die Karl Zibner in seinem Lebenslauf beschrieben hat.

Um 1935/36 muß es gewesen sein, als Tante Lina und Onkel Hermann Kösling aus Widitten nach Großheidekrug zogen. Sie hatten von Holstein (Ulk) das Haus gekauft mit großem Grundstück. Tante Ulksche hat in dem Haus eine kleine

Wohnung behalten. Sie hat viel Handarbeit gemacht, aus Draht und Wolle Blumensträuße. Gerda, meine Cousine und ich, sind oft bei ihr gewesen, da hat sie dann aufgepaßt, daß wir die Häkel- oder Stricknadeln bei der Handarbeit richtig halten.

In die kleine Wohnung zogen Schipse Trude mit ihrem Mann ein, als Tante Ulksche verstorben war.

An Gringels Anna erinnere ich mich auch noch. Sie hatten Wäsche und haben bei Kösling auf dem großen Hof die Wäsche gehängt. Ihre Mutter brachte einen Eimer mit Stärke. Anna war sofort dabei, die Wäschestücke zu stärken, doch damit hatte sie nicht gerechnet, daß der Inhalt noch sehr heiß war. Hilfe kam von allen Seiten. Mit rohen Eiern hat man sofort die Hände eingeschmiert. Ob es erstmal geholfen hat, weiß ich nicht. Man mußte Anna fragen.

In den dreißiger Jahren veränderte sich dann unser Dorf sehr. Es wurden in der Klein Heidekrüger Straße und auch in der Waldstraße viele neue Häuser gebaut. So behalte ich in bester Erinnerung unser Haff, unseren Wald und unser schönes Großheidekrug.

Ostpreußen - lebt weiter ! - Wen interessiert das noch ??

... was meine eigene Überzeugung und mein Wunsch ist, muß noch lange nicht das Interesse anderer sein, deshalb die zweite etwas provokatorisch formulierte kleine Überschrift.

Ich muß aber feststellen, daß das Interesse an diesem Thema nicht von großer Allgemeinheit ist. Stellt man doch all zu oft die Frage, wo liegt denn Ostpreußen?, oder es werden Fragen gestellt, aus denen man sehen kann, daß die Kenntnisse um ehemals deutsche Gebiete sehr mangelhaft sind.

Es ist ja auch kein Wunder, wo lernen unsere Kinder noch im Geschichtsunterricht deutsche Geschichte in Ihrer Gesamtheit kennen, der Text der deutsche Nationalhymne ist ja auch nicht mehr Umgangsform, und welcher junge Mensch hat heute Interesse und eine innere Bindung an diesen Teil der deutschen Vergangenheit?

Diese und ähnliche Gedanken sind mir in letzter Zeit durch den Kopf gegangen, während ich mich mit Texten und Videos von der ostpreußischen Heimat meines Vaters beschäftigt habe.

Ich möchte heute in dem folgenden Beitrag einige familiäre Erinnerungen darstellen, um auf diesem Wege andere Mitbewohner von Großheidekrug stellvertretend für meinen Vater zu einem Plauderstündchen einzuladen.

Ich bin der älteste Sohn eines waschechten Ostpreußen, der leider viel zu früh aus seiner Heimat weggegangen ist und nach dem Krieg nicht mehr zurück gehen konnte. Mein Interesse an Ostpreußen ist mit der Zeit und der Einsicht gewachsen, daß es mit jedem Jahr weniger Menschen werden, die Augenzeuge dieser Geschehnisse waren, und daß es eines Tages nur wenige echte Ostpreußen geben wird.

In meinem neu gewählten Heimatort in der Eifel habe ich einen guten Freund gefunden, der auch aus Ostpreußen stammt, aus Memel, und wir haben in zahlreichen Stunden über diese Zeit und die Menschen gesprochen. Er ist 1945 bei der Flucht durch Zimmerbude gekommen. Viele Fragen konnte ich meinem heute 81-jährigen Vater stellen, der sich auch dabei an verschiedene Begebenheiten erinnern konnte. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere an ihn.

Mein Wunsch ist immer stärker geworden, einmal die Heimat meines Vaters zu besuchen und meine Vorstellungen von den örtlichen Situationen bestätigt zu wissen. Leider hat mein Vater auf Grund seiner Gesundheit nicht das große Interesse, und so werde ich die Reise wohl zu einem späteren Zeitpunkt in Angriff nehmen.

Nun einige Angaben zu meinen Großeltern und deren Leben in Großheidekrug.

Mein Vater stammt aus der Purgel-Holstein-Familie und war der älteste Sohn seiner Mutter Berta Holstein, die eine geborene Pahlke aus Deutsch-Thierau war. Meines Vaters Vater hieß Walther und war der Verlobte von seiner Mutter, leider war er 1916 im Krieg gefallen. Berta heiratete dann Wilhelm Holstein aus Großheidekrug, und so hatte mein Vater einen Stiefvater. Kurt lebte die ersten sechs Jahre in Dt. Thierau bei seiner Oma.

Die Purgel-Holsteins wohnten im Doppelhaus Nr. 26 mit Familie Mollenhauer und Familie Neumann links im Anbau. Mein Vater kam mit sieben Jahren in Großheidekrug in die Schule bei den Lehrern Mintel und August, an Fräulein Nebel erinnerte er sich besonders, brachte er ihr doch jeden Morgen einen Liter Milch (für 20 Pf.) von zu Hause vor die Tür.

Seine Schulfreunde hießen Hermann Homp-Ruchel, Fritz Schwarz und einer von Gerwiens, seine Freundin Anna Kepp. Die Klassenbeste Anna Gerwien hat später einen Jungen von Schirmmacher geheiratet.

Mit 15 Jahren kam Kurt aus der Schule, er hat dann bei seinem Stiefvater begeistert Fischer gelernt. Nach zwei Jahren wurde das neue Haus gebaut, wo er tüchtig anpacken mußte, Handlanger für drei Maurer. In der knappen Freizeit gab es manchmal Kino bei Gastwirt Höllger für 30 Pfennige Eintritt (Arbeitslohn pro Woche zwei Mark).

Im Sommer wurden Blaubeeren gepflückt, barfuß, fünf km entfernt, zehn Liter mit Sperrholzmaß als Soll! Im Winter ging's zum Eisfischen mit dem Bullerbrett. Wenn das Eis zu dick war, wurden Stumpen gerodet, was eine sehr anstrengende Arbeit war.

An einen Osterbrauch erinnert sich mein Vater besonders: nach dem Tanz wurden Birkenreiser geholt und dann ging es zu den auserwählten Mädchen zum Auspeitschen, anschließend gab es Rührer und Kuchen bei ihnen, dann ging's weiter!

Der Schuhmacher Franz Kolin, seine Frau Else war leider 1918

verstorben, hatte dann meinen Vater angelernt, was viele Jahre später eine gute Grundlage für seinen lange ausgeübten Beruf als Sattlermeister war. Anfang der zwanziger Jahre gab es viele Arbeitslose in der Gegend. Aus Not wurden u.a. die Nester auf den großen Kiefern Richtung Königsberg nach jungen Krähen durchsucht und die Eier dann gegessen.

1934 ging Kurt dann weg von zu Hause nach Königsberg zu Metzgermeister Paul Heinerts in der Samitter-Allee 111, Nähe des Nordbahnhofes. Die Lehre konnte er bei freier Kost und Logis für monatlich zwanzig Mark verbringen. Die Belieferung des Maronhofes war eine ständig wiederkehrende Aufgabe.

1936 ging er dann zum Militär zur Seefliegerei, Ausbildung Ütersen, in Kamp, dann Bootsführer, später Landflieger (Aufklärer). Bis zu seiner Verwundung 1944 war er bei der Truppe. 1945 hat er umgeschult und war dann bis 1989 selbständiger Sattlermeister in Dresden.

Die fünf Geschwister meines Vaters (Walter geb. 1917, Erna 1920, Betty 1922, Gerda 1927, Friedel 1930) sind nach der Vertreibung alle nach Schleswig Holstein gegangen und lebten bzw. leben heute in Kiel.

Dank der freundlichen Unterstützung von Frau Ingrid Dietz und Herrn Hanemann konnte ich Ansprechpartner finden und fast alle Heimatbriefe erwerben. Diese Geschichtsbücher sind für mich eine wahre Fundgrube. Es wäre wunderbar, wenn die noch fehlenden Briefe (Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 15, 17 und 25) bei einem übrig sind, und ich diese erwerben könnte. Die Schilderungen von persönliche Erlebnissen und alte Bilder sind dabei besonders beeindruckend.

Ich habe mir erlaubt, meine Gedanken und Eindrücke in einer von mir gestaltetet Grafik zum Thema Ostpreußen in diesem Heft beizufügen, gern kann ich Interessenten einen farbigen Druck zukommen lassen.

Ich würde mich freuen, wenn ein Leser meinen Vater gekannt hat und mir ein paar Zeilen schreiben würde.

Volker Holstein, Im Winkel 2, 53506 Lind-Plittersdorf
Tel.: 02643-6354, Fax 02643-940175, E-mail holsteinvolker@gmx.de

2. Teil

Heimatgemeinschaft Großheidekrug Das Dorf, die Jahreszeiten Ernten, Feiertage und Feste

Karl Zibner, (Menetzke), Großheidekrug

Großheidekrug bei Königsberg

Der Königsberger Bürgerbrief läßt Erinnerungen aufleben. Sicher ist im Unterbewußtsein aber nicht bekannt, daß Großheidekrug - wenn auch nicht in Königsberg eingemeindet - doch ein Vorort, oder auch als Vor- oder Landstadt gilt, wie es im Buch Der Landkreis Samland zu lesen ist. Der Wurzelkrug in Königsberg-Moditten gehörte noch zu Großheidekrug, lag also genau an der Grenze zu Königsberg. Moditten wurde 1939 nach Königsberg eingemeindet, ebenso Metgethen. Bis zur Stadtmitte waren es vom Wurzelkrug elf km. Die Länge der Grenze von Metgethen bis Gr. Holstein betrug ca fünf bis sechs km. Von der Ortsmitte von Großheidekrug bis zur Stadtmitte von Königsberg waren es neunzehn km.

Die Großheidekrüger waren sehr oft in Königsberg, wurden doch die Fische bis zweimal wöchentlich zum Fischmarkt gebracht. Auch Schüler, die in Königsberg eine weiterführende Schule besuchten, waren gezwungen, täglich nach Königsberg zu fahren und am selben Tag heimzufahren.

Da es in der Gemeinde nur einen Arzt gab, mußte die Bevölkerung im Notfalle ein Krankenhaus in Königsberg aufsuchen. Die meisten Lehrstellen für auszubildende Jugendliche standen nur in Königsberg zur Verfügung. Außerdem bot die Stadt viele Arbeitsplätze für die arbeitende Bevölkerung. Alle größeren Einkäufe wurden auch in Königsberg getätigt. Zu erreichen war Königsberg mit Bus- und Dampfer-Linie.

Einige dort Beschäftigte hatten den zweiten Wohnsitz in der Stadt. Ich selbst war von 1931 bis 1936 dort, und zwar Neuer Graben Nr 24. Das war genau zur Vogelgasse, die an der Lastadie endete. Der schriftliche Beitrag im Bürgerbrief XLI Seite 19 Die Fleckkocherin. Dort sind auch die Spaziergänge beschrieben, die ich mit Freunden des öfteren unternommen habe.

Zusätzlich möchte ich die Jubiläumshalle nicht vergessen. Jubelhalle nannten wir sie einfach. Sie befand sich in der

Koggenstraße. Auch die Flecklokale, besonders am Unter-Rollberg waren für uns willkommene Einkehrstätten, weil sie billig waren und die Bedienung schnell. Eigentlich war es nur eine Zwischenmahlzeit, die preiswert und schmackhaft war.

Für die Königsberger war die zur Gemeinde Großheidekrug zählende Kaporner Heide eine günstig gelegene und daher gut besuchte Erholungslandschaft. Im Sommer konnten sie Pilze sammeln und Beeren lesen. Hier ernteten sie reichlich Blaubeeren, die in großen Mengen vorkamen. Auch Spaziergänge waren beliebt vom Wurzelkrug bis nach Vierbrüderkrug und von dort nach Sonntagsruh oder Nautzwinkel und Margen.

In Vierbrüderkrug gab es den Historischen Vierbrüderkrug und die Gaststätte Ohlendorf, beide mit Gartenlokalen. Dort konnten insgesamt ca 600 Personen Platz finden. Auf der anderen Straßenseite befand sich noch ein Cafe.

Man konnte von Vierbrüderkrug aus bequem nach Sonntagsruh-Bärwalde zum Schützenhaus wandern. Von dort aus war es nicht weit bis zum Bahnhof Bärwalde-Seerappen, um zurück nach Königsberg zu fahren.

Natürlich war auch Großheidekrug ein Anziehungspunkt für die Königsberger Ausflügler mit den drei großen Gartenlokalen mit Tanzlokal. So boten sich an: Höllger ca 800 Personen, Lappöhn ca 400 Personen, dazu Czeslick ca 600 Personen fassend. Alle diese Lokale waren an den Wochenenden fast immer ausgebucht.

Der Hafen in Großheidekrug war bestens zum Anlaufen für Königsberger Dampfer geeignet. Die Dampfer Altstadt, Kneiphof, Löbenicht, Heidekrug und Roland fuhren auch wochentags abwechselnd nach Großheidekrug, Zimmerbude und Peyse. Sonntags wurden sie für Mondscheinfahrten, Betriebsausflüge, Vereinsausflüge und sonstige Fahrten genutzt, besonders an Himmelfahrt, Vatertag genannt. Dann waren sämtliche Gaststätten ausgebucht.

Zur Zeit der Fliederblüte boten Kinder reichlich Sträuße zum Kauf an. Bei der Kirschen- und Beerenernte wurde vom Privatkauf reger Gebrauch gemacht. Vorhanden war garantiert beste, haltbare Qualität.

Da Sandboden, wie er in Großheidekrug und Nautzwinkel reichlich vorhanden war, sich bestens für Kartoffeln eignet, garantierte er beste haltbare Qualität. Viele Königsberger wußten das inzwischen und meldeten rechtzeitig ihren Bedarf an, der nach der Ernte angeliefert wurde.

Anna Schirmmacher oder Gringels Anna, Großheidekrug
Ostpreußen, Deine Großheidekrüger!

So richtig weiß ich nicht, wie ich anfangen soll, die Großheidekrüger zu beschreiben. Hans Helmut Kirst hat das Buch geschrieben: Deutschland, Deine Ostpreußen..., ein köstliches Buch über Ostpreußen. Na ja, ein studierter Mann, da ist das keine Kunst! Fa dem Jelehrde es got predije, sagte unsere Mutter immer. Aber unsereins: Domm jebore on nuscht datojelahrt! So war das nun mal.

Sie waren doch ganz liebenswert, unsere Großheidekrüger, bis auf ein paar Verrückte, die wo es überall auf der Welt gibt. Das waren vielleicht auch gar keine richtigen Heidekrüger. Was ein richtiger Heidekrüger ist, der hat platt gesprochen, nuscht wie platt. Muttersprache. Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut! So ist es bis heute geblieben. Hörst mal einem so richtig platt sprechen, ist das doch wie Orgelmusik aufem Kartoffelacker!

Schade, daß unser schönes Platt am Aussterben ist. Nach uns wird keiner mehr richtig ostpreußisch Platt sprechen. Mit dem Hochdeutschen gab es hier und da schon Schwierigkeiten, wenn die Schulzeit anfang. Da war nuscht mehr mit Platt.

Als unser Lehrer August am ersten Schultag eine Karte mit Tierbildern an die Wand hing, und wir die Namen nennen sollten, da wurde aus einem Frosch eine Pogg, eine Päje, so der kleine Otto. Aus Maulwurf wurde plattdeutsch Moldworm, ein Muldwurm, Da hieß es dann statt Die Kuh frißt Heu - De Kau freßt Heij. Einmal sollte ich bei Wilfangs ein Pfund grobes Mehl holen. Motst hoch spreeke, Annake, sagte Ratz Gerwins Rike. Wie heet dat denn? fragte ich. Dat heet, »ein Pfund grobes Mehl«. So holte ich ein Pfund grobes Miehl.

So hießen dann die Blaubeeren Blaubirnen und die Erdbeeren eben Erdbirnen. Ganz originell war unsere Oma im Übersetzen vom Plattdeutschen ins Hochdeutsche. Mien Sohnke, lick de Scheiw aus, sagte sie einmal zu ihrem kleinen Enkel, übersetzt aus Mien Sähnke, leck de Schiew üt! -Mein Söhnehen, leck den Teller aus! sollte es heißen. - Oder wenn man in die Heuernte - oder auf Großheidekrügersch in die Aust zum Beispiel nach dem Regen »Häufers kehren« ging, hieß das: Hieperkes scheddere, in Omas Hochdeutsch dann: Die Heiferchens schüddern.

Großheidekrug war ein Fischerdorf. Ich nehme an, daß die Ureinwohner Fischer gewesen sein müssen.

Das war nun sozusagen die Einleitung

Ein besonderes Völkchen waren die Fischer schon. Es war ganz schön hart, sein Brot mit dem Fischen zu verdienen. Wie oft mußte der Fischer auch dem Tod ins Auge schauen, wenn der Sturm mal so richtig tobte. Auch das Haff hatte seine Tücken. Es gab auch keinen Achtstundentag. Was aber ein echter Fischer war, der kam nicht auf den Gedanken, seinen Beruf aufzugeben.

Mein Vater fuhr im Winter als Steuermann auf dem Eisbrecher. Ende der dreißiger Jahre wurde ihm eine recht lukrative Ganzjahresarbeit angeboten. Er lehnte strikt ab, obwohl wir ihn baten: Papa, mach doch! - Nee, sagte er, dat moak eck nich. Da ben eck een groter Knecht, on hier ben eck een kleener Herr. - Frei sein, unabhängig sein, vielleicht war das der Reiz an diesem harten Beruf. Gottesfurcht und Gottvertrauen gehörte auch dazu.

Wenn mal der Wind zu stark pesserte, und die Fischer zusammenstanden an Peter Siedlers Scheune und nicht so recht wußten, ob es sich lohnt, rauszufahren, dann wurde gekraalt (*gesprochen*), stundenlang. Worüber wohl? Natürlich vom Fischen, Fangen und auch Nichtfangen. Es war wohl immer ein Fischtag aber nicht immer ein Fangtag. Sie kamen auch manchmal mit leeren Sicken oder Lommen nach Hause. Auch schon mal ohne Garn, auch das ist vorgekommen.

Wenn es aber ums Feiern ging, waren alle Sorgen vergessen. Dann wurde getanzt, bis das Stroh »aus der Mütze kam«, sagte man bei uns. Es gab ja genug Feste im Dorf, im Sommer wie im Winter. Jeder Verein feierte seine Feste. Der Fischerverein, der Handwerkerverein, die Hafengebäude (*Wasserstraßenamt*) und auch die Bauernschaft. Auch die Kinderfeste von der Kirche sollten nicht vergessen werden. Da machten natürlich alle mit. Im Sommer die Umzüge mit Musik durch das Dorf, meistens schön geschmückt. Tombola und Kaffee und Kuchen am Nachmittag. Und dann eben der Höhepunkt jedes Festes, der Schrumm (*Tanz*) bis manchmal in den nächsten Morgen. Da hat so manche Marjell ihren Schmisser (*Freund*) gefunden und mancher Jung seine Marjell. Am kleinen Klaren und am Tulpche Bier hat es nicht gefehlt. Die Stimmung stieg natürlich von Stunde zu Stunde.

Manchmal gab es nebenbei ein paar Mutzköpfe, um nicht zu sagen, eine Prügelei. Aber nur ganz manchmal. Das waren vielleicht keine richtigen Heidekrüger. Oder doch? Na ja, das kommt vielleicht in den besten Familien vor.

Und erst die Hochzeiten! Noch einmal so eine Heidekrüger Hochzeit mitmachen, wer möchte das wohl nicht? Sie wußten sich ganz schön auszuputzen, die Frauen in unserem Dorf, eine immer schicker als die andere. Mit einem Kleid zweimal auf Hochzeit reisen, das gab es nicht. Zu jeder Hochzeit ein neues Kleid. Die Männer natürlich Smoking oder Fritz bleib hinten (*was war das?*), und ganz wichtig waren der Zylinderhut und die weißen Handschuhe. Alles mußte standesgemäß sein zu einer Hochzeit! So um die hundert Personen mit Kindern und Omas und Opas, das war wohl die Norm, oder irre ich mich da? Jedenfalls schön war sie, so eine Großheidekrüger Hochzeit.

Die Ehen hielten ja auch ein Leben lang. Das Wort Scheidung kannten wir damals noch gar nicht, vielleicht, weil die Hochzeiten so schön groß waren?

In so einem Dorf am Haff waren keine Reichtümer zu erwerben. Ich denke aber, die meisten hatten es trotzdem zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht. Fast alle hatten eigene Häuser, manchmal nur ein Viertel oder ein halbes Haus, etwas ähnliches wie heute ein Reihenhaus. Dazu gehörten meistens noch Stall und Scheune, Kühe und Schweine, Hühner, Enten und Gänse.

Ein paar Morgen Wiese und Acker reichten aus, um Selbstversorger zu sein. Die meisten echten Heidekrüger hatten es dazu gebracht, zu einem ganz bescheidenen Wohlstand. Ich denke aber, das war ein Grund, zufrieden und dankbar zu sein. Sicher sollten wir unser Kirche und das lebendige Gemeindeleben nicht vergessen. Durch unseren Karlchen Lange wurde viel Leben in unserem Dorf geschaffen. Seine einfache Art, Gottes Wort zu verkündigen, kam bei den Menschen am Haff gut an. Die Kirche war jeden Sonntag voll besetzt. Die Jugendstunden am Sonntagabend wurden gerne wahrgenommen. Wir sangen die schönen frommen Schnulzen. Bei dem Lied Mehr lieben möcht ich Dich guckten die Jungens ihre Verehrte an. Deshalb wünschten sich die Biester immer dies Lied. Aber war es nicht schön? Ich denke gerne an diese Erlebnisse voller Einfachheit. Geschadet hat es den Heidekrügern nicht.

Die Ausflüge mit dem Dampfer im Sommer waren doch die Wucht, wie man heute sagt. Dabei ist der Posaunenchor nicht zu vergessen! Der durfte bei den Ausflügen nicht fehlen. Bei schönem Sommerwetter mit dem Dampfer nach Neuhäuser oder

Kahlberg schmetterten die Posaunasch nur so ihre schönen Lieder, und alle sangen mit. - Einmal waren bei so einem Ausflug nach Neuhäuser ein paar Marjellens beinahe in der See ertrunken. Aber Gott sei Dank, sie wurden wieder zum Leben erweckt.

Es gäbe noch manches über die Heidekrüger zu berichten, über die Bowkes zum Beispiel. Was ein richtiger Heidekrüger Jung ist, der muß auch Sperenzchen machen, muß bei den Mädchen Türen verrammeln, sich auch mal prügeln, den Mädchen ihre Kleider verstecken, wenn sie im Wasser waren, ohne Badeanzug natürlich. Und was es noch alles sonst für Dreibastigkeiten gab. Ein richtiger Heidekrüger Jung mußte eben auch ein Lorbas sein, um im Leben seinen Mann zu stehen. Ich denke, da ist was dran. Ein guter Wein gärt gut, sagte eine kluge Frau. Es wurden fast alle gute und treue Familienväter und Ehemänner. Was will man mehr?

Und eine Marjell aus dem Dorf mußte es sein und umgekehrt auch. Sonst hieß es einfach: De heft keiner afjekräje. Es gäbe noch manches über die Großheidekrüger zu berichten, aber das beim nächsten Mal.

Großheidekrug

Erinnerungen eines Zehnjährigen

In Dänemark, im Flüchtlingslager Aalborg Ost, hatte ich Herrn Ungermann aus Neplecken als Lehrer. Das war schade für die Kinder, die nicht aus Ostpreußen waren, denn was ich in den zweieinhalb Jahren über Ostpreußen gelernt habe, wurde mir nie wieder geboten. Masuren: Mauer-, Löwentin- und Spirdingsee, Oberland: Die Fünf schiefen Ebenen, Palmnicken: Bernsteinabbau, Trakehnen, der Pregel mit Pissa und Rominte, das Samland von der Deime bis zur Ostseeküste usw. sind alles Begriffe, die ich nie vergessen werde, und die meine Heimatliebe geprägt haben.

Ja und Großheidekrug? beim Treffen in Pinneberg wurde mal bemerkt, dü kannst je nuscht mehr weete. Natürlich weiß ich nicht, daß Frau Grün immer schlecht gekleidet und Herr Rot ein Rüpel war. Aber ich habe unser Dorf sehr gut in Erinnerung. Ich war mit zur Eisfischerei, zur Aust (Heuernte) mit Keppse und Diemen, zum Kartoffle scharre (Kartoffelernte) und sah die riesig hoch gepackten Erntewagen, die so hoch waren, wie ich sie nie wieder gesehen habe.

Bitte, man denke jetzt nicht, es wirkte aus Kindersicht immer alles größer. Als ich nach Schleswig Holstein kam, war ich schließlich erst zweieinhalb Jahre älter. Ich glaube, es war ein heimlicher Wettkampf in Großheidekrug. Bestimmt wurde es auch übertrieben, denn immer wieder hörte man von umgestürzten Erntewagen. Sicher hatte es auch seinen Grund, warum die Wagen oft überladen waren, denn Großheidekrug war ein typisches Haufendorf, alle Bauern hatten ihr Anwesen im Dorfkern und damit einen längeren Weg zum Einbringen der Ernte. In Schleswig Holstein habe ich gesehen, daß viele Bauern ihren Hof außerhalb des Dorfes in Mitten ihrer Äcker hatten.

Ein Spaziergang durch Großheidekrug

Laß uns mal spazieren gehen,
um im Dorf uns umzusehn.
Niemals wollen wir vergessen,
was an Werten wir besessen:
Wälder, Felder, Mensch und Vieh:
Komm, wir machen **N o s t a l g i e !**

Das **Haffschlößchen** wird so genannt,
weil man es als schön empfand.
Hier gibt`s alles zum Vergnügen!
Kannst Kino, Tanz und Schnaps auch kriegen.
Im Wintergarten unter Palmen,
da sitzt du gut, und kannst auch qualmen.
Und manchmal kommst du, hast du Glück,
auch ohne blaues Aug` zurück.

Willst du dich aber schön besaufen,
mußt zu **Lappöhns Werner** laufen.
So zehne, zwanzig kriegst du runter,
das Schwofen macht dich wieder munter
auf **Artur Höllgers** Tanzparkett,
da schwitzt du`s raus und wirst nicht fett.

Du kannst auch gern zum **Czeslick** gehen,
auch da gibt es sehr viel zu sehen.
Ein großes Kino, ist doch klar,
und oben einen Rang sogar.

Die Hochzeiten, die Fischerfeste,
die Königsberger mal als Gäste,
das gibt dem Dorf so richtig Flair.
Schön dammlich, wer da nicht gern wär.

Willst du Fleisch und Wurst Dir kaufen.,
kannst gleich zu sechs Schlachtern laufen,
Neumann, Dehring, Pahlke, Johst,
Raub, Holstein, welch ein Trost.
Die Fleischwurst, einen ganzen Kringel,
wenn du die ißt, bist du im Himmel!
Kommt mal Besuch, muß nicht viel bitten,
dann wird die Wurst schräg aufgeschnitten.
Na, ja, es kommt ja noch viel doller,
da gibt es **Schadwinkel und Schmoller.**
Nein, nicht nur eine Bäckerei,

`ne Filiale gleich dabei.
Kuchen, Brot und den Kathreiner,
Kaffee willst du`s etwas feiner.
Selbst Kamillentee für`n Bauch,
den gibts auch.

Ganz und gar nicht kleine Brötchen,
backt der **Unruh**, namens Edchen.
Feine Kucken alle Sorten
und wie **Schmollers**, auch die Torten.
Für `nen Dittchen Kuchenkrümel,
fast geschenkt bist gleich im Himmel.

Kunsthonig und Marmelade
und auch bunte Limonade,
im **Konsum** gibt es viele Waren
und mit Marken kannst du sparen.

Gehst zu **Willfangs** du hinein,
triffst du alle, groß und klein.
Kannste kaufen, glaub es mir,
Marmelade in Papier.
Brausepulver, schön zum lecken,
alle Bongzen, na, die schmecken.
Muschkebad und Mehl für Mus,
was der Mensch so haben muß!
Und deswegen kommen viele
auch so gern zu Willfangs Mühle.

Ach, da ist, ich weiß noch was:
`ne Mühle in der Schustergaß.
So mancher geht gern für ein Witzchen
öfter zu **Schadwinkels Fritzchen**.
Weiß bestaubt kommst du heraus,
backen kannst du dann zu Haus.
Da schmeckt ein jeder Runzel gut.
Ostpreußens Korn ist gut fürs Blut;
mit frischer Butter oder Schmand,
denkste ans Schlaraffenland.

Gehst du mit deinem Schmisser aus,
dann geh in **Linke Lieschens** Haus,
setz dich nur hin, hier lecken viele
Eis im Schiffchen auf der Diele.

Beim Jahrmarkt auf dem **Trommelplatz**

ist nicht mal Platz für einen Spatz.
Beim Schiffschaukeln mit dreißig Sachen
da kannst auch schön kopskiekel machen.

Ist dann das Wetter richtig schön,
heißt es bei **Deppens** baden gehen.
Nich inne **Pelk**, sei bloß nich dumm,
da schwimmt so allerhand herum.
Ein Stückchen weiter muß schon laufen,
und Sonntag Eintrittskarten muß auch kaufen.
Vorm Schlagbaum steht der **Ottehen Kepp**,
verkauft das Eis ganz ohne Nepp.

Der **Dampfer** macht sich auf die Reise,
er kommt von Zimmerbude Peyse.
Fische, Kirschen, manch ein Berg
kommt alles hin nach Königsberg.

Auch fährt ein **Bus** noch in die Stadt
mit Frau **Kairies**, das macht die glatt.
Und hast noch immer nicht genug,
lauf nach Seerappen, nimm den Zug.

Schule, Kirche, Polizei,
alles da, ich bin so frei.
Amtsvorsteher und Dentisten,
Bürgermeister mit den Listen
auch die Kirche für Baptisten
und sogar das Standesamt
ist uns allen wohlbekannt.
Lehrer August hat getraut,
manchen Bräut`gam, manche Braut.

Brennt es mal, nimm`s nicht so schwer,
ganz schnell kommt die Feuerwehr.
Alle schneiden sie gut ab,
sogar der **Feil** - und nicht zu knapp.

Durch die Schustergaß` muß laufen,
willst bei **Harbecke** einkaufen.
Wolle, Strümpfe, Deckchen, Ringe;
alle diese schönen Dinge,
Kurzwaren in jeder Art.
Nur du hast dann nuscht gespart.
Alles macht genau so fein
in Konkurrenz und zwar **Hans Klein**.

Und dann all die großen Meister!
Maurer, Maler mit dem Kleister.
Auch der Schmied mit seinem Hammer,
und die Schneider in der Kammer!.
Glaser, Tischler, Schusterei,
alle sind sie mit dabei.
Und beim **Rickhoff** kauft man`s Rad,
wenn man nicht schon eines hat.
Fischmeister und Fleischbeschauer,
viele weiß ich nicht genauer.

Auch der **Bauer** auf dem Acker
hört nicht auf mit dem Geracker.
Und der **Fischer** bringt den Fisch
täglich frisch auf unsern Tisch.

Fräulein **Gippner** wird bestellt,
hat ein Kind sich angemeldet.
Dann wird wichtig wie noch nie
Jankowski mit der Drogerie.

Und dann unser **Doktor Müller**,
welch ein Segen Welch ein Knüller!
Mit Geduld und viel Geschick!
verarztet er uns, Welch ein Glück .
Auch unsere **Gemeindegewester**,
Neujahrsböcke zu Silvester.
Alle werden hier genannt,
alle sind uns gut bekannt.
Auch von dem **Posaunenchor**,
klingt es immerzu im Ohr.

Willst ein Stückchen weitergehn,
ist da unsre Post zu sehen.
Einen **Nachtwächter** gibts auch
und ´ne Kochfrau, das ist Brauch.
Braten, Kuchen, alles gut,
Frau Albrecht zauberts aus dem Hut.

Menschen gibt es aller Arten,
auch schon einen Kindergarten.
Ist die Kuh mal krank im Stall,
Tante Huuksche löst den Fall,
den Braten hat sie schnell gerochen
und die Kuh gesund *besprochen*.

Widitten, Vierbrüderkrug,
hast noch immer nicht genug,
dann lauf nach Kleinheidekrug.
Caporner Heide und Marschenen,
alle sind hier zu erwähnen.
Aus Bärwalde **Förster Wander**
(gleich bring ich es durcheinander),
Kobbelbude, Elenskrug,
Förstereien gibt's genug.

Eisbrecher und Angelkahn,
alles zieht hier seine Bahn.
Sogar die **Ostpreußen** fuhr mal
durch den schönen Seekanal.

Ich vergaß, mir wird ganz bange
den geliebten **Pfarrer Lange**,
und bei **Pfarrer Friederich**
bedanken wir uns sicherlich.

Dass der Mensch was lernen muß,
erzählte schon der Wilhelm Busch.
An der Erziehung nahmen teil
auch unsre Lehrer eine Weil.

Der **Rektor Preuß** ein ganzes Stück
und **Lehrer August** mit *dem* Blick
verwies uns schnell mit einem Satz
auf unsern angestammten Platz.

Fräulein Nebel mit dem Stock -
und die **Pokahr**, oh welch ein Schock,
sah es auf unsre Ohren ab
und kniff daran und nicht zu knapp.
Mit **Lehrer Hermann** in den Wald.
Auf Spurensuche kannten bald
wir alles, was da kriecht und fliegt.
Der **Lehrer Stichler** heiß geliebt -
rückte dem Knochenbau zu Leibe
und hantierte mit der Kreide.

Lehrer Schwidrich zu vergessen,
wäre hier doch sehr vermessen.

Doch Johnke ging oh welch ein Graus
an Mädchen(l)usen und flog raus

Das Dorf ist auch alpin kein Zwerg

durch **Tater-** und durch **Mühlenberg**.
Die Straße Hunderteinunddreißig,
die führt genau durchs Dorf, das weiß ich.
Wer`s immer noch nicht hat kapiert:
wir sind gut infrastrukturiert!
Drum heißt es auch und das ist klug,
das schöne Dorf Großheidekrug.

Die **Kerrls**, das sind bei uns die Männer,
auch **Wiewa** gibt es für den Kenner.
Die Kinder heißen hier auch **Breacher**,
die Jungens **Lorbaß**, weil viel frecher.
Und **Schiesel** ist dann ein **Maj-elke**,
zu Hause rief man mich drum Elke.

Damit es jetzt
auch jeder weiß,
Damals hieß ich:

Elli Reiß.

Die Straßen

Aber jetzt will ich meine Gedanken doch auf meine persönlichen Erinnerungen konzentrieren. Es war ein warmer Sommertag, kein Lüftchen regte sich. Die Heidekrüger hatten sich an schattigen Plätzen, oder in den Häusern verkrochen. Oder waren schon viele in den Blaubeeren? Es war sehr still im Dorf. Ich spielte an einem schattigen Platz auf dem Hof (neben der Gaststätte Höllger). Dann in der Ferne leises Grollen. Gewitter? Es kam aus Richtung Schule. Das Geräusch schwoll schnell an und wurde ein heftiges Klappern, Rumoren und entwickelte sich in Höhe unseres Grundstücks zu einem fürchterlichen Lärm. Dieser wurde dann langsam wieder leiser, etwa ab Gaststätte Lappöhn, ging in der Nähe des alten Friedhofs wieder in ein Rumoren und Grollen über und verebte in Höhe Teerstraße.

War ein Leiterwagen mit zwei Pferden davor nicht ein herrliches Bild? Ja das war ein leerer Leiterwagen mit Kutscher und zwei Pferden davor auf dem Kopfsteinpflaster.

Soweit ich mich erinnere, waren die Schulstraße und die Friedhofstraße, also am Tommelplatz (von tummeln) vorbei die einzigen mit Kopfsteinpflaster befestigten Straßen. Ich bin mir nicht sicher, aber ging das Kopfsteinpflaster der Schulstraße nicht ein Stückchen in die Hafenstraße um das Grundstück der Gaststätte Hölger bis zu dem dahinter verlaufenden Entwässerungsgraben zur Bullenwiese? Ich erinnere mich noch an das Geländer zu beiden Seiten der Straße. Bei meinem ersten Besuch im Jahre 2001 habe ich nach dem unverwüstlichen Straßenbelag gesucht aber nichts mehr gefunden. Was ich aber noch gefunden habe, ist ein Teil der Betonstraße, die kurz hinter Höllger begann und bis zum Hafen ging. Sie wurde etwa 1940/41 von russischen und polnischen Kriegsgefangenen gebaut. Nach Fertigstellung der Hafenstraße wurden diese Gefangenen an die Bauern im Dorf verteilt.

Bei uns lebte Johann sein richtiger Name, Iwan Cmara. Er war aus Colonje Podolze, Kreis Corocho (Grenzgebiet Weißrußland/Ukraine). Er lebte bei und mit uns bis etwa 20. Februar 1945, als er nachts mit meinem Bruder Georg Lebensmittel besorgen wollte und beide nie mehr zurückkehrten.

Natürlich war die Hauptstraße Königsberg-Pillau befestigt. Sie

hieß bei uns Kindern, aber auch bei den Erwachsenen, ganz lapidar Teerstrae. Naja, die Qualität des Belages war mit der heutigen wohl nicht vergleichbar, denn an heißen Sommertagen war sie oft so weich, daß wir Kinder unsere Fußabdrücke darauf hinterließen. Zum Glück lag an solchen Tagen immer eine dünne Staubschicht darauf, sonst blieb man kleben, und das passierte nicht selten.

Zum Tommelpplatz muß ich folgendes sagen: Ich habe diese Bezeichnung von meinen Eltern übernommen. Es tauchen aber auch Begriffe wie Trommelpplatz und Rommelpplatz auf. Wir haben oft darüber diskutiert, u.a. auch mit Reib'e Elli und Karl Siedler, sind aber zu dem Entschluß gekommen, alle drei Begriffe zu akzeptieren, denn ein Heidekrüger weiß in jedem Fall, was gemeint ist.

Es ist schon merkwürdig, an Sonnenschein und Wärme im Sommer kann ich mich gut erinnern. Auch mal ein Gewitter mit kurzem Schnrregen, wenn wir Kinder bei den letzten Regentropfen raus liefen Sonnenregen ist nicht naß, ist mir gut in Erinnerung. An Sturm, Kälte und Regen im Sommer kann ich mich absolut nicht erinnern. Ich glaube so etwas gab es damals nicht.

Die Jahreszeiten waren in unserem Sprachgebrauch det Ferjer oder Ferjoah, de Soamer, de Harfst on de Winter. Der Sommer unterteilte sich aber auch noch in viele Erntezeiten. Da war zunächst die Aust. Nach meinem Verständnis galt diese Bezeichnung nur für die Heuernte. Bei der Getreideernte wurde dieser Ausdruck, wenn ich mich recht erinnere, nicht verwendet. Heimelich fand ich es immer, wenn meine Eltern als Zeitangabe die Ausdrücke wie z.B. dat weer doch enner Aust, enne Katoffelscharrertied, oder enner Blaubeertied. Eck benn jedenfalls enner Aust jebore.

De Aust

Ich wollt je auch all platt schreiben, weil sich es doch immer so trautzt anheert, das Plattgeschriebene, und weil es je auch zu unsere ganze Tied am besten passen tut, mein ich ja.

De ganzen Sperentzjen, so aus unsere Jugendtied und aller. Nu hucken wir all iber 38 Joahr mank Fremde sozusagen, und zu die kannst je nich platt schabbern: Wo wollst da hin, da meinen se ja amende, du kommst außē gans andere Welt, und se denken zuletzt, du bist auch en Fremdarbeiter. Die Zeit, wo wir aller Fremdarbeiter waren, so bei den Bauer auffem Kartoffelfeld und mank die Steckrübens, Gott sei Dank, die sind vorbei, und se haben sich an uns gewehnt, unsere liebe Mitdeutschen hier im Westen, und die meisten sind gar nich so, se verkehren sogar mit uns!? Und doch immer wieder tauchen Erinnerungen auf, die viele, viele Jahre zurückliegen.

Fir mein Leben jern mecht ich mal so inne Aust gehen. Nu, wir hatten bloß eine kleine Kaffeemühl und ein paar Morgen Sonnenschein, aber wenn de Austzeit losging, dann dachst, de, ein Rittergut is zu beausten. De ganze Wirtschaft stand Kopf, wenn es losging. Morgens so ganz frieh, so um Seegersch 2 1/2 bis 3 gingen se los, de Vater und der Opa und wenn noch en paar Jungens oder amende en Schwiegersohn zur Hand war, se mußten aller mit. Um so rascher ging es. E Milchkann voll Braunbier, des ganze Liter fir 4 Dittchen und e Buddelche Weißer muß je sein, so e Schlubberche zur Stärkung hin und wieder, und los ging es. Ganz vorn der Vatche, de Sens auffem Buckel und dem Leschchen mit dem Trinken anne Hand. De Sonnche wollt jrad aufgehen, de Himmelche so blau, kein Wolkche nich, und de Vögelchens sangen.

Mannche, Mannche, konnt es was Scheeneres, was Erhebendes jeben auffe Welt? Auffe ganze Welt nich, bestimmt nicht! Auffe Wies anjekomme wurd das Gras erst einmal begroßaugt, von vorne bis hinten de Wies bekickt, und taxird, wie viele Fuderchens, so zweispännige, Heu es abgeben würd.

Still war es rundherum, nur das Schleifen der Sensen von den Wiesen war zu hören, und los ging es. De Sensen geschliffen, de Ärmels und de Hosenschenkels aufjekrempelt, so jing Stäsekteer de Bester.

So zwei bis drei Morgen Wiese zu mähen, ist schon ein ganz schönes Stück Arbeit. Bis die Sonne aufgegangen war und die Hitze anfang, mußte man fertig sein. So zwischen sechs und sieben Uhr kam denn Muttchen mit dem Frühstück an. Der Hunger hatte sich auch schon angemeldet. Natürlich hatte man zwischendurch e Schlubberchen aus der Flasche genommen. Das gehörte einfach dazu, sozusagen zum Lebenserhalt. Einen ganzen Korb voll Köstlichkeiten gab es zu Frühstück. Eierpfannkuchen mit Speck, Blut- und Leberwurst natürlich vom Selbstgemachten. Butterbrot und eine ganze Kanne Braunbier. Da wurde ganz schön reingehauen. Sie hatten es ja auch verdient, die Jungens, der Vatche, der Opa und manchmal auch der Schwiegersohn. Das Krahlen gehörte auch dazu. Über Fische und über den Fischfang, der durch das Krahlen immer größer wurde. Ich denke gerne daran zurück. Einmal einen Tag in die Aust gehen, so richtig wie zu Hause würde ich gerne. Na ja, nun mußten ja auch die Schwaden gestreut, aber so richtig auseinander gepliesert werden, damit das Heu eine gleichmäßige Farbe behält. Da war unsere Oma ganz streng. De Muttche und auch wir Kiner mußten ganz schön ran.

Wenn nun die Wiese gemäht und die Schwaden gestreut waren, war erst einmal Feierabend. Das richtige Austen ging am nächsten Tag erst richtig los. Es waren ja meistens Sommerferien, also mußten wir Majellens mit. Morjens raus ausse Betten und rein inne Plossen mit Proviant für den Tag versorgt, manchmal noch bei Unruhs angesprochen und Brötchen gekauft, die Hark auffe Schulter und los ging es. Natürlich, die Sonne mußte scheinen, das tat se ja auch meistens. Nun wurde das Gras geharkt und schön aufgelockert. Damit hatte man sich das Frühstück schon verdient. Wie das geschmeckt hat! Mit Braunbier dazu! Nun konnten wir uns ausruhen oder mit den Nachbarn plachandern. An Gesprächsstoff fehlte es nicht. War ja immer was passiert in unserem Dorfche. Wenn gerade ne Hochzeit gewesen war, oder de Jungens hatten sich geprügelt, was ja ab und zu vorkam so bei Höllgers oder Lappöhns. Langweilig war es nicht.

Gegen Abend dann wurden Reihen gezogen und Häuferchens gemacht. Kehlhieper, wie übersetzt man das? Nach so einem Austtag abends noch schnell an die Pelk gelaufen und ins Wasser gesprungen. Was brauchten wir ne Dusche? Wir hatten doch das

Haff! Am anderen Morgen die Häuferchens gstreut, und abends wieder Häuferchens gemacht, das ging etwa drei Tage lang, und dann war aus Gras Heu geworden. Da wurden abends nicht mehr Häuferchens gemacht sondern Kepse. Oder es wurde eingefahren noch am selben Abend.

Das Heuladen auf einem großen Leiterwagen wollte auch gekonnt sein. So zwanzig Zentner glaube ich, hat so eine Fuhre weggeschleppt! Das Heu mußte beim Laden schön festgetrampelt werden, gerade gestapelt, damit das Fuder unterwegs nicht umkippt! De Muttche konnte das aus dem FF! Zum Schluß den Wiesenbaum rauf, vorne und hinten nach unten mit einem Strick verknotet, so kam das geerntete Heu glücklich zu Hause an. Nun mußte das Heu abgeladen und entweder auf der Scheune oder auf der Lucht verstaut werden. Da standen so drei bis vier Frauen bereit, um das Heu abzunehmen.

In der Hitze auf der Lucht, mein lieber Mann, da kam man ganz schön ins Schwitzen. Es mußte bis in den hinterstem Winkel verstaut und schön festgetreten werden. So drei bis vier Fuder Heu mußten untergebracht werden. Das war für mich immer das Schwerste von der ganzen Aust.

Wenn nun alles unter Dach und Fach war, war die Aust zu Ende. Es war Feierabend. Runter von der Lucht und wenn irgend möglich an die Pelk gelaufen und rein ins schöne Haffwasser!

Die Muttche besorgte in der Zeit ein kräftiges Abendbrot. Na was gab es denn? Waren es gebratene Zandchen oder Aal? Es hat bestimmt gut geschmeckt.

Eine der Sommerzeiten Die Aust

Wo es de Papa? Na enna Aust. Ich war immer ein Langschläfer und hatte die Abfahrt verpaßt. Aber meine Mutter meinte, ich könnte ihnen das oder die? Vesper hin bringen. Toll auch noch etwas sinnvolles, kam ich mir wichtig vor! Barfuß oder enn Schlorre mit einem Kuppelskorf mit Kaffee und Fladen (Floade) (Streußelkuchen) unter dem Arm zog ich los. Vorbei am alten Friedhof in die herrliche Schustergasse (Kondehner Sraße) mit den schönen Linden, die dort immer noch stehen, vorbei am Transformator, an Schadwinkel, Harbecke, links die Einfamilienhäuser mit den schönen Kirschbäumen und am Ärgernishaus den schönen Sandweg zwischen den Äckern entlang. Dann war der Weg etwas erhöht, wie aufgeschüttet. Zu beiden Seiten zwei große Wiesen. Auf der Wiese zur rechten stand mitten drin ein schöner Baum mit einer großen Krone. Darunter, im Schatten, saß eine Gruppe gemütlich in einem Kreis bei Kaffee und Kuchen. Ich meine Schulle Hanne erkannt zu haben. Das hieß, daß die Wiese vermutlich der Familie Mollenhauer an der Schulstraße, zwischen Kepp und Hanke (Pupa/Lekine Rosa), gehört haben mußte.

Es war ein Bild das ich nie vergessen werde. Ein Bild wie die Zeichnungen von Ludwig Richter in unseren Lesebüchern. Zur linken Seite lag dann unsere Wiese voller Kepse, und es waren auch schon ein paar Diemen aufgesetzt. Kapse waren die kleinen vorher getrockneten Heuhaufen, die eingefahren wurden. Warum aber Diemen? Es waren sehr große Heuhaufen über ein Dreibein geschichtet. Sicher war es Heu, das naß wurde und noch trocken mußte? Das gehört zu den vielen kleinen Fragen, die ich noch hätte.

Zu Fuß brauchte ich nicht nach Hause gehen. Nach dem gekonnten Packen des Heus wurde zum Schluß der Baum rauf geschoben und mit Stricken über eine Rolle hinten am Wagen, mittels zwei Knüppeln festgezurt. Der letzte Knüppel blieb in der Rolle stecken und drückte gegen das Heu, so daß die Rolle nicht zurückdrehen konnte. Dann kam das schönste für uns Kinder, ein Stückchen wurden wir hoch gereicht und mußten uns dann weiter am Seil hochhangeln. Dann ging's los nach Hause.

Konnte man da weit gucken von Marschenen bis

Kleinheidekrug und durch das Dorf fast über alle Häuser weg. Zum Teil kam das Heu oppe Lucht, das war der Dachboden über unserem Wohnhaus (aber auch über dem Stall). Dabei fällt mir das Rätsel ein, das meine Mutter uns stellte wat kickt oppe Lucht on häft keine Ogje?, bevor wir nachdenken konnten, wat es dat far'n Ledder?. Jetzt hieß es für uns Kinder entrample (fest treten). Dann tobten wir mit Elan und Vergnügen drauf los. Wir durften uns ohne Hemmungen in dem duftenden weichen Heu austoben. Doch es währte nicht sehr lange, denn die Erwachsenen hatten Vergnügen daran, uns mit Heu zuzudecken, daß wir ganz schön kämpfen mußten, um wieder hoch zu kommen, und das hörte nicht auf. Immer neues Heu kam geflogen und dann leicht schadenfroh man los, man los, entrample!. Völlig fertig traten wir dann die Flucht an und verdrückten uns. Nach dem nächsten Fuder, wo wir unbedingt mitfahren mußten, hatten wir dann anderweitig zu tun wo uns keiner entdeckte.

Auch die Getreideernte hatte seine guten Seiten. Herrlich waren die wogenden, goldgelben Getreidefelder, zwischen dem Ärgernishaus, den Rieselwiesen und Marschenen anzusehen. Die Hocken standen in Reih' und Glied. Bei kurzen Gewittern oder Regenschauern haben wir uns in den Hocken (kleinen Häuschen) verkrochen. Barfuß über Stoppeln zu laufen zählte für mich immer zu den Mutproben. Immer schön schlurren. Wie manche Kinder das ohne Anstrengung schafften, ist mir ein Rätsel geblieben.

Dee Kartoffelscharretied

Dann die Kartoffelernte. Kartoffel scharren hieß es bei uns. Ja sie wurden im wahrsten Sinne des Wortes mit den Händen aus der Erde gescharrt. Es war aber nicht ganz so schlimm, wie es sich anhört. Sicher mußte man kniend die Kartoffel in Körbe sammeln. Der Boden war aber locker und sandig und vor jeder Scharrerin ging ein Mann, ein sogenannter Vorstecher (Fersteker) und hob mit einer Forke die Kartoffelstaude heraus. Die Frauen sammelten sie dann in Flechtkörbe und wiederum Männer trugen sie dann zu den aufgestellten Säcken. Ich hatte angefangen schon etwas mit zu helfen.

Wenn die Frauen die Körbe nicht so voll machten, schüttete ich sie in die Säcke. Der Hof wurde in der Regel im Familienbetrieb bewirtschaftet. Beim Kartoffelscharren waren aber immer sehr

viele Helfer dabei. Die Späße und lustigen Geschichten nahmen kein Ende. Gott sei Dank habe ich nicht viel davon verstanden!

Alle Helfer erschienen früh bei uns zum Frühstück. Dann ging es mit Pferd und Wagen zum Kartoffelacker. Meine Mutter hatte ausreichend Fladen gebacken. Ich sehe sie noch im Flur, goldgelb, zum auskühlen auf Stroh liegen. Zwischen dem Frühstück und Mittagessen wurde Vesper nachgebracht. Sie bestand aus Fladen und Kaffee (Kornfrank). Jeder suchte sich einen Kartoffelsack, rieb sich den Sand von den Händen und langte herzhaft zu. Herrlich! Ich finde es heute noch toll, wenn ich im Garten arbeite und meine Frau mich mit einem Becher Kaffee und Kuchen zu einer Pause einlädt. Geh dir doch wenigstens die Hände waschen! - Wer sollte denn in Großheidekrug einen Kilometer weit einen Wassereimer mitschleppen? In Gedanken bin ich dann bei der Kartoffelernte in Großheidekrug und unbelehrbar. Mir schmeckt es so besser, Punkt. Zum Mittagessen wurde es so eingerichtet, daß der Wagen voll war und alle Leute mitfahren konnten.

Am Nachmittag wurde dann wieder Kaffee und Kuchen nach gebracht, und zum Feierabend ging es dann wieder mit Pferd und Wagen zum Abendbrot nach Hause. Geld gab es für Erntehelfer nicht. Sie bekamen Kartoffeln, Getreide oder mußten auch für Fuhrlohn helfen kommen. Fuhrlohn entstand für gelegentliche Transporte insbesondere für Feuerholz und Buschwerk zum Heizen.

Fast das ganze Gebiet ist jetzt bebaut. Planlos. Äcker braucht man hier nicht. Ich habe in Großheidekrug im Jahre 2001 keinen Bauernhof gesehen.

Die Blaubeerzeit

Die Kaporner Heide, unser schöner Wald mit seinen majestätischen Kiefern, sind mir gut in Erinnerung geblieben, besonders auf dem Weg nach Bärwalde. Sehr schön fand ich auch die Lichtungen die nur mit Schmeel bewachsen waren. Wenn dieses Gras in Blüte stand, war das für mich ein herrliches Bild. Ich wußte lange Zeit nicht ob die Bezeichnung Schmeel nur eine aufgeschnappte Desinformation war. Als ich aber nach Gräsern für meinen Garten suchte, fand ich unter anderem auch eine Waldschmiele. Ich habe sie in meinen Garten gepflanzt und siehe da, es war unser Schmeel.

Der Wald mit den herrlichen Lichtungen, da hätte man Ruhe und Besinnlichkeit genießen können. Zur Blaubeerzeit denke ich immer an das Bild, wie meine Großmutter mit einer Schürze auf dem Hof saß, die Blaubeeren von einer Hand in die andere rieseln lies und dabei die mitgepflückten Blätter wegpustete. Dann bekamen wir schon mal einen Bech

cher Blaubeeren mit Milch und Zucker oder nur gezuckert zu essen. Später jedoch mußte ich schon mal mit in den Wald zum sammeln. Ich bekam einen halb Liter Becher in die Hand, aber, ach du Schreck, das dauerte, bis der Boden bedeckt war! Wie lange sollte es denn dauern, bis der Becher voll war? Dann war der Boden nicht mehr zu sehen und dann doch wieder. Muß ich doch in Gedanken wieder ein paar gegessen haben?

Ich war so unter Druck, weil ich doch wenigstens einmal den vollen Becher in den großen Korb meiner Mutter schütten wollte und merkte dabei nicht, daß mich meine Mutter verloren hatte. Ich hörte sie rufen, Helmut und wieder Helmut. Na ja alles klar dachte ich, gehst du mal in die Richtung und vergaß dabei zu antworten, bis ich vor ihr stand. Da bekam ich ein paar auf den Hintern geklopft, was ich von meiner Mutter bis dahin nicht kannte. Trotz dieser schrecklichen Erinnerung sind Blaubeeren immer noch meine Lieblingsfrucht. Blaubeersuppe zum Grießpudding oder gezuckerte Blaubeeren mit Pudding übergossen schmeckt fabelhaft. Leider sind es meistens keine Waldfrüchte mehr und schon gar nicht aus der Heimat. Ich finde auch das Pflücken nicht mehr sooo schlimm.

Wintererinnerungen

In einem für die norddeutsche Region ungewöhnlich langen schneereichen und kalten Winter denke ich immer ganz heftig an zu Hause.

Ich weiß noch, vielleicht war ich eben im zweiten Schuljahr, als mein Vater, bekleidet mit langen Winterstiefeln, auf dem Schulhof erschien, um mich auf dem Arm durch den hohen Schnee nach Hause zu tragen. Auf seinem anderen Arm saß ein anderes Mädchen. Vergnügt und pustend stapfte er mit uns davon. Dieses wunderbare Gefühl der Geborgenheit war unbeschreiblich. Papa kam mir vor wie ein Riese aus einem Märchen. Später stellte ich fest, daß er so groß gar nicht war.

Unsere Winterkleidung war, verglichen mit der heutigen, nicht nur oft sehr unkleidsam, sondern bereitete geradezu Probleme. Unsere Kleinen werden heute in putzige Schneeanzüge gesteckt und tragen lustige Mützen und Stiefel.

Zu dem wohl unbeliebtesten - wenn auch unentbehrlichsten Kleidungsstück gehörte der sogenannte »Unterzug«. bei den Jungen geschlitzt, bei den Mädchen mit Klappe versehen. Bei uns gab es jedesmal ein Geschrei, weil mein kleiner Bruder sich heftig wehrte, sobald er sich damit bekleiden mußte. Da stand er dann vor uns, strampelnd und jammernd, die Arme weit von sich, die Beine gespreizt. Ich will das nicht. Das piekt, das drückt, das kneift!

Wir Schwestern fanden das wohl putzig, aber unsere Mutter war jedesmal ganz geschafft. Ich hatte im ersten Schuljahr immer Schwierigkeiten mit der »Klappe«. und wenn ich mal beim alten Schulhaus auf die eiskalte Toilette (sagte ich Toilette?) mußte, ging das nicht ohne meine Lehrerin, Fräulein Maibaum, über die Bühne. (Sie war übrigens nicht lange bei uns.) Fräulein Maibaum war ob der Toilettengänge ständig genervt, und schließlich gab sie mir einen Brief an die Eltern mit. Ich mußte üben!.

Aber Morgen, Papachen, morgen kann ich es bestimmt! Irgendwann werde ich es dann sicherlich begriffen haben. Mittelschwere Katastrophen sind, wie ich später erfuhr - nicht passiert.

Der Winter brachte nicht nur Eis und Schnee, er hatte leider auch seine Tücken .Für uns Mädchen waren es besonders die hart

gekneteten Schneebälle, die die Jungen uns mit Vergnügen vor allem beim Verlassen des Schulhofs hinterher warfen. Ziel war vorzugsweise der Kopf. Wir warteten oft sehr lange, bis wir es wagten, den Schulhof zu verlassen. Es war einfach furchtbar! Alle konnten sie schneller laufen als wir, und besser werfen konnten sie allemal.

Die Jungen waren insofern im Vorteil, als sie lange Hosen trugen, zumindest aber keine unpraktischen Röcke. Vielleicht trugen sie auch kurze Hosen und lange, wollene Strümpfe. Bei uns Mädchen setzte sich der Schnee unter die Röcke. Wer von uns trug damals schon lange Hosen? Später vielleicht mal eine Trainingshose, und die zogen wir darin auch unter den Rock.

Aber es gab neben dem Rock noch den warmen Unterrock, und so bekleidet liefen wir nicht gerade wie die Gazellen. Manchmal hatten wir als Fußbekleidung auch nur Schlorren an, an denen der Schnee backte, und die das schnelle Laufen schier unmöglich machten. Aber schön war es doch, und ich möcht' es noch einmal erleben...

Waltraut Umbscheiden, geb. Petrikat, Kaporn

Gedanken zum Herbst

Welche Gedanken hat man zum Herbst? Gedanken in die Kinderzeit. Für mich die schönste Jahreszeit.

Herbst

von Hermann Lens

Wir sprangen durch's Kartoffelfeuer, es beizte
Rauch die Augen wund und unter moosigem
Gemäuer war bitter rot von Rauch mein Mund.

Wir rückten dicht an's duftend herbe, milchblau
gewundene Rauchgeäst, daß nirgends faul ein
Kraut verderbe, besorgte unser Feuerfest.

Es war noch lang im Heimwärtsfahren, und
duftete bis tief in Nacht aus vielen warmen
Kinderhaaren, die Spiel und Wind vereint
gemacht.

Goldene Herbst-Erntezeit

Es ist meine Jahreszeit. Wenn der Wind über die Stoppelfelder weht und Kinder die Drachen steigen lassen, dann muß man sich beeilen, dieses Vergnügen zu genießen. Denn bald nach der Ernte wird das Feld gepflügt, und die neue Saat kommt hinein. Keine Ruhe wird dem Acker gönnt.

Wo ist die Zeit, da man am frühen Morgen das Dengeln der Sensen hören konnte? Dann ging es mit mehreren Mähern und den dazu gehörenden Bindern aufs Feld.

Das geschnittene Korn wurde zu Garben gebunden und in Hocken aufgestellt.

Das Vesperbrot mußten wir Kinder aufs Feld bringen, dieses haben wir sogar gerne gemacht, Mutter konnte so schöne Sachen aus Stroh flechten. Geschmückt mit Ringen und Ketten aus Stroh sind wir dann nach Hause gegangen. Heute könnte man diese schönen Dinge gar nicht mehr machen. Dazu braucht man schönes Langstroh, der Mähdrescher hinterläßt nur Krummstroh.

"Dank des Fortschritts" ist ein Feld heute in vier Stunden abgerntet, das Getreide ist gedroschen, das Stroh in Ballen

gerollt, und das alles schafft ein Mann. Von Romantik keine Spur. War der letzte Schnitt getan, haben die Mäher ihre Sensen mit einem Büschel Getreide geschmückt. Keine müden Arbeiter, die noch singend "Es dunkelt schon in der Heide" dem Feierabend zustrebten. Auch das Erntefest, welches meistens auf dem Speicher stattfand, denn dieser war noch leer, ist vergessen. Aber wer sollte auch mitfeiern? Trotz aller Mühe und Plage, man hat auch gerne gelebt und gefeiert.

Es war für uns Kinder weit schöner, wenn nach der Ernte die Fahrt zur Ostsee stattfand. Während der Erntezeit durften die Pferde nicht zu sehr beansprucht werden. Auf einem geschmückten Leiterwagen ging es los, und alles was konnte, fuhr mit. Der kürzeste Weg war nach Tenkitten, auch Dirschkeim war oft das Ziel. Hatten wir Kinder bei der Kartoffelernte geholfen, so gab es zum Dank für die Hilfe eine ganze Tafel Schokolade (als es noch welche gab). Wie waren wir bescheiden. Heute kann man wohl kein Kind mehr damit locken. Vielleicht erinnert sich so mancher, daß das Leben in unserer Heimat nicht nur Plackerei war. Heute geht alles schneller, leichter und einfacher, doch Zeit hat keiner. "Erinnerungen sind das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann."

Weihnachten

Das liebe Weihnachtsfest naht nun schon zum 55. Mal in der Fremde. Vielleicht ist es dem einem oder anderen gelungen, sich da, wo er jetzt lebt, wie zu Hause zu fühlen. Die meisten von uns aber glaube ich, sind auch heute noch, nach so vielen Jahren von Heimweh geplagt, und trauern um die verlorene Heimat. Gerade die Advent- und Weihnachtszeit ist dazu angetan, die Gedanken zurück schweifen zu lassen; daran zu denken, wie wunderschön auch bei uns zu Hause Advent und Weihnachten gefeiert wurden. Ich meine nicht ganz die richtigen Worte zu finden für den Zauber in dieser Zeit bei uns daheim.

Allein schon das herrliche Land in seiner winterlichen Pracht. Tief eingeschnitten lagen unsere Dörfer da, so recht eingelullt in eine dicke, weiße Pelzdecke, damit die strenge Kälte ihnen ja nichts anhaben konnte. Die niedrigen Fischerhäuser mit ihren tief herabhängenden Dächern muteten wie Glucken an, die ihre Schutzbefohlenen unter ihre Fittiche nahmen. Wenn man in der Adventszeit abends durch unser Dorf ging, dann knirschte der Schnee nur so unter den Füßen, und man spürte so richtig die Wärme und Behaglichkeit hinter den erleuchteten Fenstern. Vielleicht roch es auch hier und da mal eben nach Pfefferkuchen? Konnte man's wissen? Denn bald war ja Weihnachten!

Wer denkt da nicht zuallererst an seine Kinderzeit? Wenn dann de Muttche Pfefferkuchen, kleine Kuchchen oder gar Marzipan buck, Herrje, das war vielleicht was! Da durften wir Gnossen dann natürlich dabei sein!

Den Teig durften wir ausrollen und Figuren ausstechen helfen. Genauso wie es heute auch noch ist. Nur mit dem Unterschied, daß es damals nur zu Weihnachten solch leckeren Sachen gab, und das machte das Backen-helfen-dürfen zu etwas ganz Besonderem.

So etwa acht Tage vor Weihnachten wurde dann Schwein geschlachtet, Wurst gemacht und Sülze gekocht. Wenn wir Kinder dann am Schlachttag aus der Schule kamen, gab es frische Leber, Schnitzel und Kehlbraten. Das war vielleicht ein Schlacht-Festessen! Ein ganz wichtiger Tag stand aber noch bevor: das Fladenbacken! Und das war gewöhnlich der Tag vor dem Heiligen Abend. Das war eigentlich schon ein richtiges Backfest!

Bis zu einem viertel Zentner Mehl wurden bei uns verbacken! Der große Backofen in der Küche wurde angeheizt und wir Kinder durften dann Zitronen abreiben, Cardamon mahlen und die Fladenbleche ausfetten. Natürlich griffen wir ab und zu, wenn keiner sah, in die bereitstehende Schüssel mit den fertigen Streuseln. Das ganze Haus duftete dann so richtig nach Weihnachten. ein Weihnachtsbaum war natürlich schon längst besorgt. Vom Förster hatte Vater einen Erlaubnisschein zum Schlagen eines Baumes erstanden, der kostete ganze 50 Pfennig. Zu schön war es dann, mit in den Wald zu gehen, um einen schönen Baum aussuchen zu helfen. Da stapfte man dann als kleines Gnos im tiefen Schnee hinter dem Vater her, bis dann der richtige Baum gefunden war.

Vorher waren meistens ein oder zwei Bäume vergebens geschlagen worden. Man fand ja immer noch einen Schöneren. Nun können wir ja darüber plaudern, auch auf die Gefahr hin, daß Förster Wander es erfährt. Er ist sicher schon längst pensioniert und sieht bestimmt von einer Anzeige ab!

Voller Geheimnisse war die Zeit des Wartens und weihnachtlichen Vorfreude für Groß und Klein. An den langen Winterabenden saßen wir dann um den großen Kachelofen in der Stube, Großvater erzählte (meist selbst erdachte) Märchen und zwischendurch wurden Advent, und Weihnachtslieder gesungen, letzteres natürlich bei einem Adventskranz. Ab und zu wurden auch noch Bratäpfel in die Ofenröhre gelegt, die dann einen wundervollen Duft verbreiteten. Noch heute läuft mir bei dem Gedanken daran das Wasser im Mund zusammen. Endlich war es dann soweit - es war Heilig Abend. Der Tannenbaum stand ausgeputzt in der großen Stube, voll behängt mit glitzernden Kugeln und Engelhaar und mit vielen bunten oder weißen Lichtern besteckt.

Wir Kinder mußten in der Küche warten, wenn die Muttche die bunten Teller fertig machte. Es ging dann ganz geheimnisvoll zu, obwohl es nicht viele Geheimnisse zu hüten gab. Mehr als ein Geschenk war kaum zu erwarten. Aber eben dieses eine Geschenk war es, das die Spannung so groß machte.

Die Christvesper in unserer hübschen neuen Kirche war eigentlich ein Erlebnis ganz besonderer Art. Deshalb war ein Heiliger Abend ohne Christvesper auch gar nicht denkbar. Bis auf den letzten Platz waren Kirche und Gemeindesaal, durch eine

Schiebetür getrennt, gefüllt. Eigentlich waren es die Kindern, die ihren Eltern sagten: Euch ist heute der Heiland geboren, denn die Kinder waren es, die vor dem Altar ein Krippenspiel aufführten und sangen:

Ich steh' an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben! Ich komme, bring und schenke dir, was du mir hast gegeben. Man sah es den Älteren an ihren Gesichtern an, daß sie glaubten, was ihre Kinder da vorne sangen und sprachen. Dieselben Kinder waren es auch, die am Nachmittag Arme und Kranke besucht hatten, ihnen Gedichte aufgesagt und Weihnachtslieder gesungen hatten. Wer beschreibt den Glanz in den Augen der alten und einsamen Menschen, wenn die Kinder ihnen ein Bäumchen mit brennenden Kerzen und ein paar Geschenke überreichten. Es ist schwer zu sagen, wessen Augen mehr glänzten, die der Beschenkten oder die der Kinder. Dieses Singen-gehen am Heiligen Abend zählt mit zu den schönsten Erinnerungen in unserer Kinder und Jugendzeit!

Endlich war es dann auch zu Hause soweit. Der Weihnachtsbaum erstrahlte in voller Pracht; Vater las die Weihnachtsgeschichte vor, die Kinder sagten ihre Gedichte auf, denn sonst gab es kein Geschenk. Einige Weihnachtslieder wurden gesungen; ohne Fernsehen, ohne Radio und ohne Plattenspieler oder Tonbandgerät!

Ich glaube, gerade deshalb war der Heilige Abend ein richtiger Heiliger Abend! Erst nach dem Singen durften wir uns über den bunten Teller hermachen. Das taten wir dann aber auch nach Herzenslust! Zuerst wurden die Marzipanherzen gezählt, nach ihrer Anzahl richtete sich nämlich die Qualität des bunten Tellers. Später tranken Vater und Großvater dann noch ganz gemütlich einen steifen Grog, und so ging in der Heimat der schönste Abend des Jahres zu Ende.

Ostern

Wie well ons wie emmer an all dat Scheene erinnere, wat ons ons Heimat geschenkt hewt, on wiel et so scheen wer, mien leewe Heidkreger, wollt eck met ju wedder eenmoal platt rede.

Ostre steiht vār der Dör, un damet heet et ook bie ons to Hus: Winter ade! On unwillkürlich denkst du doch: ‚Joa, Ostre to Hus, wat wer dat doch so scheen! Darom mien lewe Landslied, weil wie moal en Gedanke Ostre fiern, on ons eenmoal wedder an onser Bruktum to Ostre erinnere.

Natierlich es dat Wedder scheen, wie wie dat doch sehr oft erlewe durfte. Wie kloar wer doch d Loft, wenn d Sennke warm vom Himmelke schind. D Frehjoahrsstorm hat dat letzte Ies ut dem Haff geschichert, d Bure funge an, dat Gescherr fer d Frojoahrsbestellung en Ordnung to bringe, on am Hoawing were d Scheppasch dabie, ehre Foahrtieg to teere, dat Goarn on d Nett to rechte, damet alles kloar wer, wenn et wedder tom Fesche rut ging. Enne Hieser wurde d Fenstere geputzt, on de Stoawe oppe Kopp gestellt, denn to Ostre mußd alles bletze on blänkere. Bet Palmsinndag mußd man damet fertig send, denn enne Karweek durft man nich so völ werke, on uterdem wer joa am Palmsinndag noch Ensegnung.

D Ostersinndag brook an, d Staat fer d Kinder hung oppem Bāgel tom Antenne bereit, denn to Ostre jew et en jedem Fall een nieet Kleed. On wenn d Wind noch so scharp pesert, een Mantel wurd nich öwer getroage. Sonst kunn doch kein Mensch dat niee Kleed sehne, wenigstens nich bie d Kinder. Am Ostermorge ginge ons Posauneblāsasch dorch dat Dörp on speelde enne Stroaße: Christ ist erstanden von der Marter alle. Des soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein, Kyrieleis on ook noch andere frohe Osterleder. Eck glow, et gewt keinen onder uns, d seck an dit Osterbloase nich gern erinnert. On wenn denn d Sennke noch so scheen schiend, so een Ostermorge es doch nich to verjāte. Wenn denn d Pfarrer en d Kerch d Gemeinde met dem Ostergruß: Der Herr ist auferstanden begreßt, on d Gemeinde diesem Gruß met: Er ist wahrhaftig auferstanden! erwidert, denn wußt een jeder, joa, hiede es Ostere. Dat wer nu sotosegge d offizielle Dehl.

Am Nomeddag wurde denn Bekannte on Verwandte besocht, on wiel man et an eenem stiewe Grog on hen on wedder eenem

Kloare nich fehle let, wer d Tung ook bold geleest, on dat Kroale nehme kein End. Am goode Eete fehld et ook nich, on so blew man meistens bet deep enne Nacht gemietlich biesamme.

Am zweite Fieerdag freh morgens were d junge Kerdels unterwegs, jeder met eenem Kaddickhusch bewappnet, om d Marjelles to schmackostere. D Lorbasse were vom Schwof gar nich erscht no Hus gegange, De Marjelles hadde seck joa woll versteckt, oawer meistens nutzd dat nich alltoväl. Irgendwie wurde se meistens doch opgesteewert. Am beste moak et Schipse Tante Berta. Marjellkes kaamt man, säd se bie ons find ju keiner! On ähre Marjelles on deren Frindinne versteckte seck en Schipse Koamer. Oawer min Tante Berta stund wie so een Spion am Fenster, on wenn d Junges keeme, jew se se eene Wink on krampft ganz leiskes dat Fenster op, on hast du nich gesehen, were min Junges en d Koamer benne, wo seck d Marjelles so secher geföhld hadde. Dat Gekriesch on d Gaudi kann man seck joa woll verstelle, on so manch eenem, mien lewe Heidkrejer, wat woll so een Erlewnis noch sehr goot en Erinnerung sent. Eh man seck et versech, had mien Tante Berta ook all dem Desch gedeckt, on de Schnapsbuddel stund ook all bereit.

Nu koamt man Jungkes säd se denn. Ju warre joa woll ook all Hunger hewe. Dat leete seck d Junges natierlich nich twemoal segge, se haude renn wie d Schienedreschasch. Een oapnet on gastfreundlichet Hus had d Tante Berta. So manch Schnäd Brood on manchem Zieskeworscht heb wie bie er verdreckt.

Einmoal ging et er oawer schlecht dabie. D Noaber Fer-nand wußt, wie vël Spoaß d Tante Berta an der Schmacko-sterie had, on keem stellschwiegend, als d Junges gerad biem Schmackostere were, enne Stoaw, schnappt seck mien Tante Berta, led eer seck ewer dat Knee, Reck hoch on los gung et: "Schmack Oster, green Oster, fie Eier, Steck Speck, vom Koke d Eck, eher goahn wie nich weg!" Dafär verhod se seck goa nu gar nich. Alles lacht on kresch, on mien Tante Berta lacht met.

Ook d Kinderkes ginge noch een betke schmackostere, on proschte dabie ähre Unkels on Tantes een paar Dittkes af. Natierlich wurde ook Oster Eier gesocht, dat es doch kloar! Joa, dat es nu all so lang her, Fast wie een Mörke klinget dat an onser Ohr, on wer doch einmoal werkllich on wahrhaftig woahr.

Übersetzung ins Hochdeutsche

Siegfried Hanemann

Ostern

Wir wollen uns immer an all das Schöne erinnern, das uns unsere Heimat geschenkt hat, und weil es so schön war, meine lieben heidekrüger, wollte ich mit euch wieder einmal platt reden.

Ostern steht vor der Tür, und damit hieß es auch bei uns zu Hause: Winter ade! Und unwillkürlich denkst du doch: Ja Ostern zu Hause, was war das doch so schön! Darum, meine lieben Landsleute, wollen wir mal in Gedanken Ostern feiern, und uns einmal wieder an unser Brauchtum zu Ostern erinnern.

Natürlich ist das Wetter schön, wie wir das doch sehr oft erleben durften. Wie klar war doch die Luft, wenn die Sonne warm vom Himmel schien. Der Frühjahrssturm hat das letzte Eis aus dem Haff vertrieben, die Bauern fingen an, das Geschirr für die Frühjahrsbestellung in Ordnung zu bringen, und am Hafen waren die Schiffer dabei, ihre Fahrzeuge zu teeren, das Garn und die Netze zu richten, damit alles klar war, wenn es wieder zum Fischen raus ging. In den Häusern wurden die Fenster geputzt, und die Stuben auf den Kopf gestellt, denn zu Ostern mußte alles blitzen und blinken. Bis Palmsonntag mußte man damit fertig sein, denn in der Karwoche durfte man nicht so viel werkeln, und außerdem war ja am Palmsonntag noch Einsegnung.

Der Ostersonntag brach an, der Staat für die Kinder hing auf dem Bügel zum Anziehen bereit, denn zu Ostern gab es in jedem Fall ein neues Kleid. Und wenn der Wind noch so scharf wehte, ein Mantel wurde nicht darüber getragen. Sonst konnte doch kein Mensch das neue Kleid sehen, wenigstens nicht bei den Kindern. Am Ostermorgen gingen unsere Posaunenbläser durch das Dorf und spielten auf der Straße: Christ ist erstanden von der Marter alle. Des soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein, Kyrieleis und auch noch andere frohe Osterlieder. Ich glaube, es gibt keinen unter uns, der sich an dies Osterblasen nicht gern erinnert. Und wenn die Sonne noch so schön schien, so ein Ostermorgen ist doch nicht zu vergessen. Wenn dann der Pfarrer in der Kirche die Gemeinde mit dem Ostergruß: Der Herr ist auferstanden begrüßt, und die Gemeinde diesen Gruß mit: Er ist wahrhaftig auferstanden! erwiderte, dann wußte ein jeder, ja, heute ist Ostern. Das war nun sozusagen der offizielle Teil.

Am Nachmittag wurden dann Bekannte und Verwandte

besucht, und weil man es an einem steifen Grog und hin und wieder an einem Klaren nicht fehlen ließ, war die Zunge auch bald gelöst, und das Reden nahm keine Ende. Am guten Essen fehlte es auch nicht, und so blieb man meistens bis tief in die Nacht zusammen.

Am zweiten Feiertag früh morgens waren die jungen Keerls unterwegs, jeder mit einem Kaddickhusch bewaffnet, um die Mädchen zu schmackostern. Die Lorbasse waren vom Schwof gar nicht erst nach Hause gegangen. Die Mädchen hatten sich ja wohl versteckt, aber meistens nutzte das nicht allzuviel. Irgendwie wurden sie meistens doch aufgestöbert. Am besten machte es Schipse Tante Berta. Mädchen kommt man, sagte sie bei uns findet euch keiner! Und ihre Mädchen und deren Freundinnen versteckten sich in Schipse Kammer. Aber meine Tante Berta stand wie so ein Spion am Fenster, und wenn die Jungen kamen, gab sie ihnen einen Wink und krampte ganz leise das Fenster auf, und hast du nicht gesehen, waren meine Jungen in der Kammer drin, wo sich die Mädchen so sicher gefühlt hatten. Das Gekreisch und die Gaudi kann man sich ja vorstellen, und so manch einem, meine lieben Heidekrüger, wird wohl so ein Erlebnis noch sehr gut in Erinnerung sein. Eh man sich es versah, hatte meine Tante Berta auch schon den Tisch gedeckt, und die Schnapsbuddel stand auch schon bereit.

Nun kommt man Jungens, sagte sie dann. Ihr werdet ja wohl auch schon Hunger haben. Das ließen sich die Jungen natürlich nicht zweimal sagen, sie hauten rein wie die Scheunendrescher. Ein offenes und gastfreundliches Haus hatte Tante Berta. So manche Schnitte Brot und manche Würstchen haben wir bei ihr verdrückt.

Einmal aber ging es ihr schlecht dabei. Der Nachbar Fernand wußte, wieviel Spaß die Tante Berta an der Schmackosterei hatte, und kam stillschweigend, als die Jungen gerade beim Schmackostern waren, in die Stube, schnappte sich meine Tante Berta, legt sie sich über das Knie, Röcke hoch und los ging es: Schmack Ostern, Grün Ostern, fünf Eier, Stück Speck, vom Kuchen eine Ecke, eher gehen wir nicht weg.! Alles lachte und schrie, und meine Tante Berta lachte mit.

Auch die Kinderchen gingen noch ein bißchen schmackostern, und bettelten dabei ihre Onkel und Tanten ein paar Dittchen ab. Natürlich wurden auch Ostereier gesucht, das ist doch klar.

Ja, das ist nun schon so lange her. Fast wie ein Märchen klingt das an unser Ohr, und war doch einmal wirklich und wahrhaftig wahr.

Diät - ten

Vor zwei Jahren war ich bei meinem Neffen in Oderberg zu Besuch. Eines Tages kam eine Nachbarin zum Schabbern. Als sie gegangen war, erzählte Günter: Sie ist eine Diabetikerin und gesundheitlich recht angeschlagen. Vieles in ihrem Haushalt kann sie nicht mehr machen. Wegen ihrer Diät-Verpflegung kriegt sie monatlich einen kleinen Zuschuß für die teureren Lebensmittel. Dann hörte sie von den Diäten, die unsere Abgeordneten bekommen. Sie sagte zu Günter: Ich bewundere diese Menschen. Im Vergleich zu meinen Diäten und denen der Abgeordneten können die Ärmsten doch überhaupt nicht mehr arbeiten. So krank, und trotzdem die Leistungen!

Frieda Kirsch, geb. Sonnenberg, (Marschenen)

Pingste

Pingste oh wie scheen,
wea de Natur so green.
De Voader geit voran
on hett en witte Maibüx an.
De Mutter geit in de Mitt
natürlich ook en witt.
De Brecher send noch kleen.
Oh wat es Pingste scheen!

Man geit mal ane Pelk,
da trefft man emme welk.
Bade kunn man bet ane Steke
Andere gan Papkeeier seke,
von de geev da emme vel,
de makte dem Koke so schön gel.
Segle kunn man met Lomm on
Sike,
hintrem Damm dat ganze Haff
bekicke

Jeder makt dat, wat he well,
on dabie wea dat herrlich still.
Am Having wea dat emma doll,
de ganze Brigge lege voll.

Vom Dampfer ging dat met Musik,
em ganze Derp hoert man et glik.
Noom Helger, Czeslik on Lepehn,
ach wat wea dat emma scheen!

Wea dat denn emma nich genug.
ging dat no Verbreederkrog.
De Betrieb ob de Chaussee wea
grot.
Denn damals ging man ja tofoot.
On wenn man angekame wea,
Jef et Eene tor Stärkung on nich
mehr.
Dann wea ook de Derscht gestellt,
man had ja ook nich so vel Jeld
Welke were em Wold gebläwe
On hewe da ehre Spass gedräwe.
Oft spälde se ok Frü on Mann,
drum keme oft 7-monats Kinder an.

Wea de Welt damals ok noch so
kleen,
ach wie wea dat Pingste scheen!

Für meine beiden Schwestern
Anna Schirmmacher und Gertrud Zibner,
Gringels Mejelles

Silvestergottesdienst

Vor mir liegt eine alte Taschenuhr. Innen im Deckel ist mein Name eingeritzt und Widitten / bei Großheidekrug / Königsberg / (Pr). Mein Bruder hat die gleiche Uhr und er hat beide Uhren aus Ostpreußen gerettet. In seiner steht auch noch die Jahreszahl 1938.

Wie war das damals vor fast 50 Jahren? Da waren wir doch Silvester wie jedes Jahr in der Kirche in Großheidekrug. Silvester eine willkommene Abwechslung in der ruhigen Winterzeit. Selbstverständlich gingen auch wir Kinder mit. Ich weiß nicht mehr, wann die Kirche anfing, abends um neun Uhr? Jedenfalls war sie erst nach Mitternacht zu Ende. Und sie war jedes Mal gut besucht.

Wenn wir nach unserem vier km langen Fußmarsch von Widitten durch den Schnee etwas spät ankamen, mußten wir uns Stühle aus dem Gemeindesaal holen. Für Pfarrer Friedrich bedeutete es bestimmt eine Menge Vorbereitung, die Gemeinde drei Stunden lang zu beschäftigen mit Singen und Beten, mit Predigen, Vorlesen, mit Chorliedern und Blasmusik. Zwischendurch gab es aber auch eine Pause, in der wir uns im Schnee die Beine vertreten konnten. Kurz vor Mitternacht wurde derer gedacht, die im letzten Jahr verstorben waren. Um Mitternacht begann die Glocke zu läuten. Danach dauerte es nicht mehr lange, und wir begaben uns auf den Heimweg.

Wenn in diesen drei Stunden selbst so mancher Erwachsene einnickte, war es verständlich, daß es uns Jungen nach einer Zeit auch ziemlich langweilig wurde. Da schauten wir dann hier- und dorthin, rutschten hin und her und amüsierten uns über einen, dessen Kopf immer wieder nach vorn fiel und dann ruckartig angehoben wurde oder über einen späten Besucher, der meistens schon alkoholhaltig war und nur kurz reinschaute. Diesmal aber gab es eine neue Abwechslung.

Wir hatten natürlich unsere Uhren mit, die wir Weihnachten geschenkt bekommen hatten. Ich fand es zwar ein ungerecht, daß mein Bruder schon mit elf Jahren dasselbe bekam wie ich Älterer. Aber die Uhr war schon ein tolles Geschenk, sie hatte sogar Leuchtziffern und natürlich einen Sekundenzeiger.

In der Kirche wurde zunächst festgestellt, daß der Gottesdienst

nicht pünktlich begann. Nach dem Beginn mit Segen, Singen, Bibelstelle, Aufstehen und Hinsetzen erinnerte sich mein Bruder bei der Predigt wieder an seine Uhr. Er zog sie aus der Tasche und kontrollierte die Zeit, und das anschließend etwa alle zwei Minuten. Dann wollte er sie auf meiner Uhr vergleichen. Ob meine auch so tickte wie seine? Die Mutter schaute strafend rüber. Wir steckten die Uhren fort. Bald aber begann das Spiel von neuem. Zur Abwechslung schaute mein Bruder die Uhr eine ganze Weile starr an und atmete dann tief durch. Erst beim zweiten Mal, als er deutlich rot anlief, merkte ich, daß er probierte, wie lange er den Atem anhalten konnte. - Jetzt war es Zeit, zu probieren, ob man die Uhr nicht schon etwas aufziehen konnte. Das Knacken veranlaßte Mutter, etwas von sofort Wegstecken! zu warnen. Ein Weilchen wirkte das sogar.

Anschauen, Horchen, an der Kette pendeln lassen, Vergleichen, Luft anhalten in wechselnder Reihenfolge war bald wieder Hauptbeschäftigung, bis unsrer Mutter die Geduld riß, und mein Bruder sich auf ihre andere Seite setzen mußte. Wir schielten uns vorsichtig an und mußten das Lachen verbeißen. An der Tatsachen, daß er von Zeit zu Zeit einen Stoß bekam, sah ich, daß sein Spielchen weiterging. Nach einer Weile hörte ich, wie er die Uhr tack tack tack aufzog, ganz langsam: so daß ein aufmerksamer Zuhörer der Predigt es kaum bemerken konnte. Zur Sicherheit sah ich nicht hinüber, sonst wären wir beide wohl vor Lachen geplatzt, und das gehört sich in der Kirche doch nicht!

Ja, wenn die Uhr erzählen könnte! Vor einigen Wochen sah der Uhrmacher sie durch, jetzt tickt sie wieder laut und deutlich.

Waltraut Umbscheiden, geb. Petrikat, Caporn

Was hat man am Sonntag gemacht?

Unser Sonntagsvergnügen war ein Spaziergang in den Wald, oder man ging zum Haff. Im Wald ein schönes Plätzchen zu finden und lauthals singen, so nach dem Motto Wo man singt, da lass Dich nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Man hatte kein Kofferradio. Es war gut für die Lungen, die Luft war noch sauber. Lehrer August hätte seine Freude gehabt.

Oder man ging zum Haff. Bei Oskar Klement am Berg war für uns die schönste Stelle. Besuch war am Sonntag immer da, und alle sind gerne mitgegangen.

Man konnte im Haff noch baden, heute leider nicht mehr.

Diese naturverbundenen Spaziergänge haben mich wohl geprägt. Keine noch so verlockende Reise in den Süden kann mir das geben, was ich im Wald finde. (Vielleicht habe ich mal im Wald eine kleine Hütte und hause da als Hexe.)

Aber Gott sei Dank sind nicht alle Menschen gleich. Ein bisschen weniger Technik und mehr Natur würde auch unseren Enkeln gut tun.

Mein Sohn ist mir heute dankbar für eine Kindheit in freier Natur. Ein Wald hat für ihn noch eine Bedeutung.

George Zibner, Großheidekrug, jetzt Schweden

Großhochzeit in Gr.Heidekrug.

Mein Großvater war selbständiger Schuhmacher in Gr. Heidekrug. Großvater und Großmutter bewohnten ein Halbhaus, wie das so üblich war in Heidekrug. Die Adresse weiß ich nicht mehr, und ich bin mir auch nicht ganz sicher, wer die andre Haushälfte bewohnte, der Name Siedler ist genannt worden. Zibners hatten eine große Familie, drei Jungens und drei Mädels. Der Opa hielt zu Hause ein strenges Regiment. Wenn die Kinder so groß waren, dass sie einen Hammer halten konnten, mussten sie auch schon am Schustertisch Platz nehmen und irgendwie

mithelfen.

Doch als die Kinder flügge wurden, sind sie mit Ausnahme der Ältesten, Trude, von Heidekrug weggezogen. Trude heiratete den Heidekrüger Fischer, und sie bekamen einen Sohn Ernst, der ein sehr begabter Musiker wurde. Nach der Entbindung bekam Trude eine komische Krankheit, die damals nicht erkannt wurde. Ich habe sie nur einmal gesehen, und da lag sie zu Bett. Ich glaube sie hatte eine Spinale Kinderlähmung. Trude ist dann bald verstorben.

Die übrigen Kinder, der Fritz ging zur Marine und hat sich später in Juditten niedergelassen und arbeitete in der Lungenheilstätte als Krankenwärter. Die Patienten hatten nicht nur Lungentuberkulose, viele von denen waren auch geistig gestört. Der Ernst ging zum 100.000-Mann Heer, die Elise ging nach Königsberg, und der Hans war damals Gärtner bei der Großgärtnerei Lange in Juditten.

Ich glaube, es war 1925 im Frühjahr, als wir die Einladung zur Hochzeit in Heidekrug erhielten. Die Auguste wollte ihren Georg heiraten, der bei der Grünen Polizei diente. An sich war das nicht so überraschend, dass Auguste heiratete. Nein, überraschend war, dass alle Brüder und Schwestern zusagten und sich in Heidekrug versammelten.

Es war eine schöne Hochzeit mit allem drum und dran, und der Opa, der dafür bekannt war, keinen Pfennig zu viel auszugeben, ließ sich das wirklich etwas kosten.

Die Hochzeit wurde in der Gastwirtschaft Lappöhn in Heidekrug gefeiert. Trotzdem ich damals nur fünf Jahre alt war, kann ich mich an vieles entsinnen, außerdem sind die meisten Anekdoten in späteren Jahren so oft erzählt worden, denn die Hochzeit der Auguste war ein besonderes Ereignis in der Familie Zibner. Ich glaube es war das einzigste Mal, dass die ganze Familie auf einem Fest versammelt war. Meinen Opa habe ich auf der Hochzeit erst richtig kennen gelernt, er versorgte mich immer mit Konfitürenbierchen, ein Malzbier, das in Deutschland sehr gut schmeckt.

Ich kann mich entsinnen, es regnete an dem Tage, und mein Cousin Ernst eskortierte die Gäste mit einem großen, schwarzen Regenschirm von der Kirche zum Gasthof. Auf der Hochzeit zirkulierte eine Hochzeitszeitung, die von Walter, dem Mann der Elise, verfasst war. Teile daraus wurden auf der Hochzeit

vorgetragen. Ich kann mich an einen Vers besinnen, wo Walter von seinem neuen Schwager sagt:

*Ach Schorsche, ach Schorsche, du bist ein feiner Mann,
du hast nen langen Säbel mit ner Bimmel Bammel dran.*

Damals trugen die Polizisten einen langen Säbel und daran eine aus Silberfäden geknüpfte Kordel, mit zwei hängenden Troddeln. Das ganze ist ja wie immer mit dem Hochzeitshumor, sehr doppelsinnig. Der Fritz hat ein Lied vorgetragen, das an seine Tätigkeit in der Lungenheilstätte anschloss, das Lied eines Wahnsinnigen. Ich entsinne mich nur der ersten Strophe:

*Sie, hörn sie mal, im Bett gibt's Wanzen, ein jeder schon auf
Eiern steht, und Haare lassen sich nicht pflanzen,
bestimmungslos ist der Aptit, Mensch, mach die Luke zu, es zieht.*

Wer Thomas Mann, Der Zauberberg gelesen hat, der weiß, was sich in den Lungenheilanstalten zugetragen hat.

Für die Heidekrüger war die Hochzeit auch ein besonderes Ereignis, und vor dem Gasthof versammelte sich das halbe Dorf, und vor allem nach dem Einbruch der Dunkelheit drückten sie sich die Nasen an den Fensterscheiben platt, denn die Fenster durften absolut nicht zugezogen werden. Mir wurde später erzählt, ich wäre als kleiner Steppke mehrmals nach draußen gegangen und hätte die Fenstergucker gefragt: Na, ist es schön auf Hochzeit? Das war eine der großen Begebenheiten aus meiner Jugendzeit, die ich hier wiedergeben wollte.

Diskret

Die kleine Herta kommt von einer Freundin nach Hause und fragt: Mutter, was ist >diskret<? Mutter versucht, ihr taktvoll zu erklären. Worauf das Töchterchen sagt: Nein, das kann nicht stimmen. Das Mädchen von Frau Falk war zum Kaufmann gegangen, und als sie gar nicht zurückkam, schimpfte Frau Falk immer: On dies Kreet kemmt nich, on dies Kreet kemmt nich!

Das Haff

Erinnerungen eines Zehnjährigen

Nach meinem Besuch im Jahr 2001 habe ich festgestellt, daß ich auf meinem Videofilm immer wieder ein Magnet für mich. An unsere Lomme (*Lomm*) erinnere mit Ausdauer das Haff gefilmt habe. Sommer wie Winter war das Haff ich mich sehr gut, ein Klinkerboot, Bug und Heck spitz, Fock- und Großmast mit braunen Stützsegeln. Lommen hatten große Ähnlichkeit mit den Kurenkähnen. Bug und Heck waren aber nicht so stark angehoben.

Nicht nur bei der Ernte wollte ich dabei sein, sondern auch bei der Fischerei. Ich weiß nicht, wer die Idee hatte, daß ich sogar eine Nachtfischerei mitmachen durfte. Netze raus, Netze rein, zappelnde Fische, rudern, segeln und staaken, mehr habe ich damals nicht von der Fischerei mitbekommen. Ich habe auch bald aufgegeben und verbrachte den Rest der Nacht im *Roof*, einem kleinen geschlossenen Raum im Bug der Lomme, auf Tauwerk und nicht gut riechendem Ölzeug voller Fischschuppen.

In dieser Nacht erzählte mir mein Vater auch sein Erlebnis mit dem Kalb, das ging so: Es wurde schon dunkel auf dem Haff, als in der Stille eine Stimme rief: *eck schmiit!* Wir bekamen zunächst einen großen Schreck und schauten uns erschrocken um. Kein Boot in der Nähe und auch sonst nichts zu sehen. Ich, (mein durch nichts zu erschütternder Vater) *Na denn schmiit doch!* Rums, flog ein verwestetes Kalb in das Boot. Es roch so furchtbar, daß wir schnell zupackten und es wieder ins Wasser zurückwarfen.

Am nächsten Morgen, als es langsam schummerig wurde, wunderten wir uns über das Blinken und Glitzern an der Bordwand. Es waren nur ein paar spärliche Borsten, die bei dem Zurückwerfen des Kalbes am Boot hängen geblieben waren. Sie waren aus reinem Gold. Wir sind dann sofort zu der Stelle zurückgefahren und haben den halben Tag nach dem Kalb gefischt, aber nichts mehr gefunden. Hätten wir es bloß nicht so schnell zurück geworfen, dann wären wir heute steinreich.

Noch ein Erlebnis meines Vaters: Eines Morgens segelte ich mit meinem Partner dicht am Schilfgürtel der Küste in Richtung

Königsberg. So kurz hinter Kaporn, es war noch schummerig, ruft plötzlich von Land eine Stimme: *Nemm mie mett!* Zunächst schauten wir uns ganz verdutzt an, und riefen im Weitersegeln aber fröhlich zurück *na wenn dü wellst denn komm mett.*

Wir setzten unsere Unterhaltung fort und dachten darüber nicht weiter nach, als wir auf dem Wasser Schritte platschen hörten und jemand auf das kleine Deck im Vorschiff stieg. Wir mußten uns ducken, weil wir wegen der Segel nichts sehen konnten. Mir fiel vor schreck die Tabakpfeife aus dem Mund. Da stand doch tatsächlich einer mit einem Menschenfuß und einem Pferdefuß. Mehr konnten wir nicht sehen. Leicht erstarrt segelten wir weiter und mochten nicht noch einmal hinschauen .

Na ja, und dann, fragte ich weiter. Ja als wir dann in unserem Fischgebiet waren, da war er weg. Solche und ähnliche Geschichten erzählten uns Eltern und Großeltern besonders an langen Winterabenden. Aber nein, sie erzählten sie uns nicht, sondern unterhielten sich darüber, wenn wir mithören konnten.

Bei ruhigem Wetter durfte ich auch rudern, aber wenn ich nicht voran kam, nahm mein Vater eine etwa vier bis fünf Meter lange Staakstange und schob (staakte) mit. Das Haff war sehr flach. Die größte Wassertiefe, die ich auf einer alten Seekarte gefunden habe, lag bei etwa 3,80 Meter. Als ich 1963 zum Wasserzoll (später die Küstenwache) kam, hatte ich viele Kollegen, die bei der Marine oder auch Handelsmarine waren. Besonders mit Hans Schwedopp aus Cranz, aber auch einem Handelskapitän aus Mecklenburg, habe ich mich oft unterhalten. Sie waren sicher, daß es eine Stelle im Haff gab, die 6 Meter Tief war.

Für alle diese Seeleute waren der Leuchtturm Brüsterort (Mys Taran und der Peyser Bulle (Kursänderungstonne im Seekanal) ein Begriff. Wie oft habe ich, damals noch als Bootsmann, mir die Entfernung von Kiel nach Pillau abgesteckt (ausgemessen). Es sind ca. 400 Seemeilen. Wir hätten damals, während einer üblichen 12 Stunden Streife mit dem Zollkreuzer Schleswig Holstein, der mit aller Kraft seine 32 Knoten machte, Pillau erreichen können.

Meine älteste Erinnerung an das Haff. Ich war am Hafen, und ich glaube, es war mein jüngerer Cousin Klaus Schütt, der bei dem Herumklettern in den Booten, an der Ostseite (Deppen) des Hafens, ins Wasser gefallen war. Ich wollte ihm heraus helfen und lag dann neben ihm im Hafen. Wir konnten uns aber an der

Bordwand festhalten und schrien fürchterlich. Wer hat uns da wohl raus geholt?

Aber auch solch ein Erlebnis machte uns nicht ängstlich. Ich konnte gerade Hundepaddeln, als wir mit anderen Kindern an der schrägen Naturstein gemauerten Hafenufer beim Anleger an der Ostseite des Hafens, bis auf die etwa 30 Zentimeter breite Pfahlkante herunter rutschten. Von dort sprangen wir ins Wasser und wollten unter den Anleger durch schwimmen und an der anderen Seite wieder auf die Pfahlkante klettern.

Ich weiß nicht, ob mich die gruseligen Pfähle des Anlegers verunsichert haben, oder bin ich nur so aus dem Takt gekommen? Ich strampelte wild und fing zu schreien an. Doch dabei erwischte ich doch noch die Pfahlkante und konnte mich selbst retten. Die anderen Freunde hatten es wohl nicht so schnell begriffen und meinten, du hast doch nur Spaß gemacht. Na klar. Ich beschloß aber erst mal nach Hause zu gehen, und habe dann den Badestrand und das kleine Haff erkundet, um richtig schwimmen zu lernen.

Einmal war ich mit meinen Eltern im kleinen Haff baden und war sehr stolz auf meinen Vater, weil er mit mir auf seinem Rücken schwimmen konnte. Später habe ich darüber nachgedacht, wie kann man es schaffen mit einem etwa 5-jährigen auf dem Rücken zu schwimmen? Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, er hat echt *beschummelt*. Er hat garantiert, zumindest mit den Füßen, Grund gehabt. Der Schilfgürtel besonders zwischen Hafen bzw. Entwässerungsgraben und Badestrand hat mich immer besonders fasziniert. Einen Meter weit rein, und man war nicht mehr zu sehen. So stellte man sich als Kind *Dschungel* vor.

Wie toll war es aber, als im Spätsommer 44 nach einem fürchterlichen Sturm, in der Nähe des Entwässerungskanals, ein leck geschlagenes Boot antrieb. Wir, meine Cousins Manfred Schütt, Heinz Holstein und mein Spielfreund Willi Mollenhauer, haben es schnell mit Hilfe eines Erwachsenen(?) notdürftig abgedichtet, ausgeschöpft und dann in den Schilfgürtel gezogen. Es war ein tolles Versteck. Hoffentlich vermißte der Besitzer es nicht. Wir hatten allerdings noch keine Riemen und staakten daher nur in der Nähe des Schilfgürtels herum. Was hätten wir im Sommer 45 für Freude daran gehabt, denn wir waren sicher bis dahin auch ein paar Riemen zu haben!

Soweit ich mich erinnere, bin ich nur einmal auf dem Damm in der Nähe der Durchfahrt gewesen. Es war Sommer, herrliches Wetter und Windstille. Als Kind hat man im Allgemeinen doch nicht auf Vogelgezwitscher geachtet. Aber diese herrliche Stille, das Zwitschern vieler Vogelstimmen und der Duft der blühenden Wildrosen sind mir ewig im Gedächtnis geblieben. Es wäre einer meiner Lieblingsplätze geworden, wären wir zu Hause geblieben. Zu gerne hätte ich mir, bei meinem einzigen Besuch 2001, ein Boot geliehen und wäre einmal hinüber gerudert.

War es nicht auch herrlich an unserem Badestrand am *Deppen*, der schöne weiße Sand, die Umkleidekabinen (mit Astlöchern) und das Strandgras? Wenn man hier ins Wasser ging, war es nicht so *glitschig* wie am kleinen Haff. Unsere Badeutensilien waren Bretter, ein Stück Holz, oder was man sonst noch am Strand fand. Wer einen schwarzen Autoreifen (Pneu) besaß, wurde beneidet. Wie das Wasser weg zog, wenn große Schiffe vorbei fuhren und mit den Wellen wieder zurück kam! Dann hielt uns nichts mehr im warmen Sand, hinein in die Fluten.

Wenn es dann nach Hause ging, kamen wir bei *Linke Lieske* vorbei, und wer dann noch *eene Dittke had* konnte sich noch ein Eis kaufen. Erinnert ihr euch noch an das Männchen, das auf dem Tresen stand? Es nickte dauernd mit dem Kopf, und wenn sich der Kopf nach vorn neigte, rutschte die Zunge auf die Eistüte, die es in der Hand hielt. Später hatten sie eine Eisbude direkt an die Straße gesetzt. Feiertags und an Sonntagen war dies ein beliebter Treffpunkt der Dorfjugend. Wenn mein Großvater hier vorbei ging ärgerte er sich. *Häwe dee nuscht to doone? Wenn eck se schon emmer stoane seeh.* Für ihn gab es keine Freizeit, er hatte auch an Sonntagen immer zu tun..

Traum - verloren

Guten Tag, Onkel Karl!, sage ich heute zum fünften Mal zu Onkel Bochert-Schöttke. Er ist der Schwager von meinem Opa Kepp, und wir wohnen in einem Haus. Tante Schöttke hört das und schüttelt den Kopf; sie meint, daß ich nicht zehnmals am Tag Guten Tag! sagen müßte. Na ja, kann schon sein, aber Papa hat es uns jedenfalls so beigebracht.

Als ich noch recht klein war, starb Schöttke Herta, jüngste Tochter von Schöttkes an Schwindsucht. Sie war erst 18 Jahre alt und hatte sich mit uns Kindern viel beschäftigt. Alle fünf Minuten wurden wir rein gerufen, weil sie uns noch einmal sehen wollte.

Als dann auch die Tante Schöttke, Opas Schwester, stirbt, zieht Plewe Liesbeth, eine Enkelin von Schöttkes, hier ein. Mit meinem Opa und meiner Oma kommt sie nicht so gut zurecht. Schade! Na, ich kenne Oma auch ein bißchen, die mischt sich gerne in alles ein. Plewe Elsbeth besucht ihre Schwester oft und ist eine Freundin von meiner Schwester. Wenn die beiden zusammen sind, habe ich nicht viel davon. Immer bin ich für alle zu klein.

Heute nehme ich meinen kleinen Bruder an die Hand und mache mich auf den Weg nach Marschenen, weil man da am Straßenrand so schöne Mohnblumen und Kornblumen pflücken kann. Außerdem soll ich bei Hamanns etwas von Oma ausrichten.

Auf dem Weg dorthin kommen wir an Bures vorbei. Vor ein paar Tagen rief Bure Tuta uns Kinder von der Straße zusammen und lud uns zu einer Kasperle-Vorstellung ein. Wir mußten alle zehn Pfennig bezahlen. Tuta hatte eine geöffnete Tür mit einer Tischdecke halb verhängt und führte uns mit ihren Puppen eine ausgedachte Geschichte vor. Es war richtig spannend. Ihre Mutter machte der Sache schnell ein Ende. Ob Tuta das Geld behalten durfte, weiß ich nicht. Was sie da vorspielte, hat uns Kindern jedenfalls sehr gut gefallen.

Bures wohnen mit Hamanns in einem Haus, und Oma hat mir gesagt, daß ich der Tante Wieke ausrichten soll, daß sie morgen zu den Baptisten gehen will. Ich muß mir den Satz immer wieder vorsagen, damit ich ihn nicht vergesse. Tante Wieke ist eine

Cousine von unserer Oma, glaube ich. Zu Hamanns gehe ich immer gerne, genau so gern wie Oma auch. Wenn sie mal wieder nicht, aber auch gar nicht nach Hause kommt, dann kommt dieser Satz von Opa: *Dui läwa Jott, Ros, wo hadd di denn all wädde de leewe Gottke! - Awwa Vaddake, eck wea doch bloß moal bie Hamanns Wieke, na ,onn da keem denn de Baake-Thalmannsche und da häw wi onns een beetke vatellt. Enn beetke, weere denn drie Stunde.*

Da schaue ich dann auch gleich mal bei Obersch Linachen rein, und da wohnt auch Obersch-Abbke. Mit ihm und noch anderen Jungen und Mädchen spielen wir manchmal Räuber und Soldat. Obersch Lina näht uns so schöne Sonntagkleider, einmal eines aus einem rosa Rips. Um den Rock gab es eine Borte bestickt mit lauter lilablauen Kirschen und grünen Blättern. Ach, habe ich mir gewünscht, wenn es doch schon ein bißchen älter wäre, dann könnte ich es für die Schule anziehen. Die Sonntagskleider dürfen wir in der Woche nicht tragen.

Ein bißchen weiter komme ich am Haus von Pettschers vorbei. Da werde ich nicht reingehen, die Frieda ist heute sowieso nicht zu Hause. Und außerdem ärgert sie mich immer und ruft laut und langgezogen: *Onns Elke, datt truitste Mejellke!* Das tut sie, weil Oma mich manchmal so nennt, und sie genau weiß, daß es mir nicht gefällt. Aber sie ist eine Freundin meiner Schwester. Was soll ich da wohl machen?

Am Chausseegraben blühen Korn- und Mohnblumen, ich pflücke noch ein paar. Willi will auch nach Hause. Er ist gerne mit mir zusammen, aber solche Spaziergänge hat er nicht so gerne, da sitzt er doch lieber auf unserer Kartoffelkaul und baut mit Sand und Wasser Burgen und Häuser. Und wehe, es gelingt mal nicht so gut, dann macht er wütend alles *ruschel ruschel* und weint so laut, daß es ja auch alle hören.

Wir biegen in unsern Weg ein, und Willi hopst fröhlich nach Hause. Ich möchte gleich noch Karl Zibner, unserm Schuster guten Tag sagen, weil ich ihm so gerne bei der Arbeit zusehe.

Seine Werkstatt liegt direkt an der Straße. Karl ist sehr gehbehindert, einige sagen, das käme von einer Kinderlähmung, andere sprechen von einer Erfrierung. Karl ist meistens guter Laune und auch ein großer Kinderfreund. Er hat Rogge Marie geheiratet,

und Kinderchen haben sie auch. Ich sitze gerne hinter ihm auf der

Bank und schaue ihm genau auf die Finger; so weiß ich, wie Schuhe besohlt, genäht und auch wie sie gemacht werden. Ich baumele mit meinen Beinen, was ihn ein wenig nervös macht. *Mejell, hol de Feet stell!* sagt er. Sofort gehorche ich; aber nicht lange, da baumeln sie schon wieder. Er dreht sich nur einmal um und schüttelt den Kopf; gleich bin ich wieder artig.

Ein Motorrad hält vor der Tür und Schibbels Walter schaut rein. Beide schicken mich zu Willfangs, um ein paar Flaschen Bier zu kaufen. Aber erst muß ich meine Blumen nach Hause bringen, sie sind schon ganz warm und welk.

Für das Bierholen bekomme ich 50 Pfennig. Oh, das ist sehr, sehr viel Geld! Klar, daß ich das gerne mache. Ich male mir schon aus, was ich mir dafür alles kaufen kann. Bei Bäcker Unruh fünf Mohntörtchen, die reichen dann für fünf Tage! Oder ich kaufe mir neue Bleistifte und einen Radiergummi, vielleicht auch Wundertüten und Brausepulver. Bei Habeckers gibt es dafür bestimmt schon einen schönen Fingerring mit einem roten Stein. Ach, es gibt soviel, so viel was ich mir kaufen kann. Wenn der Jahrmarkt wieder auf den Mühlenberg kommt, dann kann ich dafür 10 mal mit dem Kettenkarussell fahren. Fröhlich laufe ich nach Hause.

Die 50 Pfennig packe ich in meine Schatzkiste. Das ist ein schöner Pralinenkasten bedruckt mit roten Rosen. Die habe ich zusammen mit einem großen Buch *Der Funkpurzel* als ersten Preis beim Königsberger Rundfunk gewonnen. Man sollte eine vorgetragene; unvollendete Geschichte nach eigener Phantasie weiterschreiben.

Hurra, ich hatte gewonnen! Verborgen liegen meine Schätze in dieser Schachtel. Darin befinden sich meine schönsten Stammbilder, als da sind: schöne Engelchen, glattgemachtes Stanniolpapier, das immer so schön knistert und schönes Zellophanpapier, das über die noch volle Pralinschachtel geklebt war. Ich habe meine Schatzkiste mit einer Schleife umwickelt und darf sie immer in Omas Kleiderschrank verstecken.

Weil ich so fröhlich bin, bekommt die Tante Roggsche auch noch schnell einen Knicks von mir. Sie sitzt in der vorgebauten Laube und strickt. An den Fenstern hängen niedliche Gardinen, und *Fleißige Lieschen* stehen auf der Fensterbank. Die kleine

Veranda ist sehr gemütlich. Von außen ist sie hübsch grün. Rogge Marie, Karls Frau, zeigt mir ein paar Buddelschiffe, die Karl gemacht hat und erklärt mir, wie die Schiffe mit den aufgespannten Segeln in die Flaschen kommen. - Pöh, ist ja kinderleicht! Der Tante Kampfsche, gleich von nebenan, knicke ich noch zu, und Albert und Martha Kampf, die ich auf dem Hof sehe, werden selbstverständlich auch begrüßt. Martha kommt aus Königsberg. Sie ist noch jung, und eine fleißige Frau, denn all die Sonntagshemden und die gestärkten Kragen und *Schemisetts* aus der Nachbarschaft und Umgebung bearbeitet sie meisterlich, sagt man hier. Außerdem bedient sie auch in Willfangs Laden.

Zu Hause werden sie schon auf mich warten; von Berners Fliederbusch reiße ich wie immer ein paar Blätter ab und knicke Muster hinein. Hinter Berners wohnen die alten Schibbels. Es vergeht kaum ein Tag, an dem sie nicht bei uns reinschauen. Die Tante Schibbelsche hat nur ein Auge, und aus der leeren Augenhöhle schaut nur ein hellroter Fleck. Sie hat sich daran gewöhnt, daß ich die Augen ein bißchen zukneife, wenn ich sie ansehe, aber sie streichelt mir liebevoll über das Haar, weiß sie doch, daß ich sie mag.

Zu Pfingsten haben sie ihre weiß gescheuerten Dielen mit feinem Seesand bestreut und kleingehackte Tannenzweige darüber gestreut. Riecht wunderbar! Im Sommer sitzen Schibbels bei uns draußen auf der Bank, im Winter in der Stube auf der Bank am Ofen. Na, die sehe ich heute bestimmt noch.

Die andern Schibbels uns gegenüber bleiben mir ein bißchen fremd. Der Onkel hat ein Holzbein, und seine Frau putzt gerne und oft die Fenster. Wohlgefällig schaut sie sich ihre getane Arbeit an und nickt dann selbstzufrieden. Manchmal darf ich bei ihnen reinschauen und auch mal eine Kleinigkeit für sie einkaufen. Sie haben in der Wohnung keine Flickerdecken, sondern einen geblühten Linoleum-Teppich, der immer ganz toll gebohnert ist.

Mama, *pracher* ich, ob ich noch ein bißchen zu Dusche Gerda gehen kann? Na klar, kann ich doch. Und mach dich nicht so schmutzig, wir wollen nachher noch zusammen zur Wäschemangel zu Willfangs. Nein, sage ich, und schon stolpere ich über einen Stein. *Mejell*, *Mejell*, ruft sie mir nach, und dann lacht sie auch noch. Vorher jedoch renne ich noch ein paar mal

mit dem alten Felgen von Papas Fahrrad über den Hof, und wenn ich mit dem Stock dagegen schlage, dann klappert das ganz schön laut. Das Hüpfchenspiel ist auch noch so schön aufgemalt, da muß ich schnell noch auf einem Bein über die Steinchen springen. Am besten ist es ,ich verdrücke mich, sonst fällt Mama vielleicht noch etwas anderes ein.

Wenn ich ins Dorf will, komme ich am Haus von meinem Großonkel Krott-Hompe Ed vorbei. Er ist der Bruder von meiner Oma; aber die beiden sprechen nicht miteinander. Mir ist das ein bißchen peinlich, sie sind nämlich ganz lieb.

Dahinter sehe ich Reimes Liessa und den Kurt, sie haben noch eine Schwester, und die heißt Elli, so wie ich. Sie müssen viel zu Hause bleiben, denn die Oma ist so krank, die muß immer im Bett liegen. In dem einen Viertel dieses Hauses wohnen auch Kampfes. Ob sie mit den andern verwandt sind, weiß ich nicht. Am anderen Ende wohnen Schlickes. Anna ist so alt wie ich; wenn sie bei uns vorbei kommt, sprechen wir miteinander. Da wohnt auch die Tante Huuksche, die so gut besprechen kann.

Dusche Gerda, mit der ich die meiste Zeit meiner Kindertage verbringe, will heute nicht mit mir spielen. Sie schickt mich nach Hause, weil sie lieber mit Edelgard spielt. Mit Mariechen könnte ich auch spielen, aber die hat andere Freundinnen., und wir spielen auch gar nicht so oft mit ihr, weil sie jünger ist. Ganz tief gekränkt schleiche ich nach Hause. Hier muß ich dann über Zibners Hof, dort wo der Schuster Karl Zibner zuerst seine Werkstatt hatte. Da gibt es noch mehr Söhne, ich glaube drei und auch eine Schwester. Alle bestimmt jünger als Karl aber viel älter als ich.

In Zibners Garten hängen die Bäume voller Kirschen und voller Stare. Da fällt mir ein, daß ich auch in unserm Garten die Stare verjagen muß. Ich schlage zwei alte *Stürzen* (Topfdeckel) einige Male gegeneinander und *schwirr* - sind sie verschwunden. Bestimmt sitzen sie gleich wieder in einem anderen Garten.

Aber nun muß ich schnell zu Mama, ich soll ja bei der Mangelwäsche helfen. Mama ist noch nicht fertig, und so kann ich mich noch ein wenig auf meinen kleinen Stuhl vor die Haustür setzen. Unser Kater Peter schleicht um mich herum, hüpft an meine Seite und schnurrt so laut vor sich hin, daß mein

Bein zittert. Die Hühner suchen sich ihr Futter bei unsern Nachbarn, und der Onkel Schöttke verjagt sie. *Huttsche Heehna, huttsche Heehna*, höre ich ihn schimpfen. Sie schimpfen zurück und rennen davon. Es wird nicht lange dauern, dann machen sie wieder, was sie wollen. Unser Hahn ist ein ganz dreibastiger, der schleicht sich so *quanzweise* Schritt für Schritt wieder ran. Mal holt er hier, mal holt er dort was aus der Erde, und so lockt er seine Hühnerschar mit einem *Tock-tock* wieder auf verbotenes Gebiet.

Ach ja, mein kleiner Stuhl! Das ist eine kleine Fußbank aus Holz, schön grün angestrichen, und in der Mitte hat sie einen Griff. Wehe, ein anderer vergreift sich daran, dann ist aber was los!

Hier bin ich noch kleiner, und wenn wir nach Pollwitten aufs Feld gehen, dann schaffe ich den langen Weg noch nicht so gut. Papa nimmt mich auf den Arm; den kleinen Stuhl habe ich fest in meiner Hand, denn der muß mit. *De Mejell ess halfdomm, da ess nuscht to maake!* Sie sind sich immer alle einig.

Opa sitzt vor dem Schuppen auf einer Bank mit einem Hobel und macht neue Schlorren für uns. Ich mag die von Onkel Schibbel lieber, die haben kleine Verzierungen; aber ich will Opa nicht kränken. Jetzt kann er sich ein wenig um Willi kümmern, wenn wir denn mit der Wäsche losgehen. Willi ist sowieso sein Bester.

Willfangs Mangel ist hinten auf dem Hof bei den Pferdeställen und der Mühle. Da liegt auf dicken Rollen ein riesengroßer Kasten, so groß wie zwei Särge. Dieser Kasten ist vollgeladen mit schweren, dicken Steinen. Auf die Rollen, die darunter liegen, muß Mama nun die vorbereitete Wäsche wickeln. Das ist sehr schwer, denn erst einmal muß das andere Ende gekippt werden, damit die Rolle hervorgezogen werden kann. Verrutschen darf sie nicht, dann kippt der Kasten und liegt schräg. Immer fürchte ich, er könnte mir auf die Füße fallen, und auch meine Hände ziehe ich ganz schnell zurück.

Mama schiebt diesen schweren Kasten hin und her, und ich kann auch schon ein bißchen helfen. Sie schmunzelt mir freundlich zu; ich komme mir schon richtig groß vor. Frau Willfang kommt raus, und Mama drückt ihr ein paar *Dittchen* in die Hand. Vielleicht ist es auch ein *halver Jille* - oder so. Ich darf mir einen Stundenlutscher kaufen. Willfangs haben jetzt ihr

Geschäft noch hinten auf dem Hof. Ich kann mich gar nicht trennen. Da steht ein großer blanker Eimer gefüllt mit Vierfruchtmarmelade, eine große Holztonne mit Salz-Heringen und riesengroße Gläser mit eingemachten Gurken.

Das allerschönste aber sind die großen Gläser mit all den verschiedenen *Bongsen*, wie Pfefferminzecken, Seidenkissen, Schokoladenplätzchen mit bunten Kügelchen und gelbe *Fenchelbongsen*, die innen kleine Kokosflocken haben; die bekommen wir, wenn wir den Husten haben.

Wieder zu Hause, hole ich mir meinen schönen roten Ball mit Märchenmotiven, und stelle mich vor unsere Stallwand. Hundert mal mit dem Kopf, das muß ich doch schaffen. Rechte Hand, linke Hand, beide Hände, beten, kneten, links um die Schulter, rechts um die Schulter, mit beiden Händen hinter dem Rücken über den Kopf und Brust.

Platsch, platsch macht es, und die Puste bleibt mir fast weg. Ich muß auch sehr aufpassen, daß der Ball nicht an die Stellen fliegt, wo der Putz abgebröckelt ist; das ist nicht gut für den Ball, und außerdem komme ich dann aus dem Takt. Oma höre ich schon wieder weissagen, daß ich davon im Kopf bestimmt mal *dammlig* werde.

Was ich der Gerda wohl alles erzählen werde, wenn die wieder mit mir spielen will!? Ich grolle ordentlich in mich hinein. Edelgard kommt aus Königsberg und ist neu im Dorf, und da kommt man eben nicht gegen an. Soll sie mich doch gern haben!

Ich muß rein, wir wollen Abendbrot essen. Mit hochrotem Kopf komme ich an den Tisch. Aber erst einmal werde ich festgehalten, denn ich muß einen Löffel Bio-Malz und einen Löffel Lebertran in mich hineinschütten lassen, weil ich doch die *Englische Krankheit* (Rachitis) hatte. Es gibt bestimmt wieder gebratenen Fisch mit Butterbrot und vielleicht auch eine Klunkermus-Suppe, für mich eine Delikatesse, für meine Schwester etwas zum Wegrennen. Nach dem Essen greife ich meinen Badeanzug und will schnell zur Pelk zu laufen. *Nä, nä, nä, nich gliiek nom Äte, dui kannst een beetke wachte, an di esch sowieso schon nuscht dran, dee Mejell spennt doch, mott de denn emma em Woata lije, dabi sitt se jetzt all ganz uitgetährd uit!* Na, klar, das war Oma. Aber dann laufe ich doch los. Vielleicht sind noch ein paar Kinder an der Pelk. Ein bißchen glibberig ist es an den Füßen; ein

Stückchen weiter wird es herrlich. Den Turnanzug an und schnell bin ich wieder zu Hause. Sauber und müde kann ich mich in mein Bett fallen lassen.

Ach, ich träume doch so gerne, und es sind doch auch Ferien, und zu Hahne Trude kommt bestimmt wieder aus Königsberg dieser interessante Junge, der sogar englisch sprechen kann.

Hahne Trude, die in Königsberg arbeitet, kommt am Wochenende nach Hause und bringt uns Kindern immer etwas mit. Mal sind es kleine Flaschen mit einem roten Nuckel, gefüllt mit bunten Liebesperlen, mal sogar Schokoladengeld in kleinen Netzen, eingewickelt in goldenes und silbernes Stanniolpapier! Manchmal bringt sie auch kleine Püppchen, die in klitzekleinen Kinderbettchen liegen, mit. Warum macht sie das wohl? Meine Schwester bekommt, als sie einmal sehr schwer krank ist, sogar eine wunderschöne Puppe. Trude und ihr Mann Rudi Klein - auch Utze genannt - bauen sich dicht an der Chaussee, wo es zum Gemeindeamt geht, ein kleines Kolonialwaren-Geschäft auf, das sie leider bald wieder schließen müssen.

Heute ist Sonntag., Oma und Opa machen sich fertig für die Kirche. Ich laufe schnell zu Kampfe Martha und hole die gestärkten Kragen ab. Die Kragen muß man mit einem besonderen Kragenknopf schließen. Opa quält sich ordentlich, wenn er mit seinen großen Fingern den kleinen Knopf durch das Knopfloch stecken muß, das durch das Bügeln ganz eng geworden ist. Es würgt ihn dann immer. Er setzt sich auf den Stuhl, und ich helfe ihm. Ich kann das, ist doch klar, und außerdem habe ich Opa sehr gerne. Der Knopf muß durchgeschoben und am andern Ende aufgeklappt werden. Meine Finger sind klein, aber ein bißchen Kraft habe ich auch schon. Da verliere ich den Knopf und krabbele am Fußboden herum. Oma ist schon fertig und will los. Ich glaube, Opa hat noch einen Kragenknopf, aber der ist neu und nur für die Feiertage, den muß man nicht aufklappen, er hat eine kleine runde blanke Kugel, und mit ihm geht es leichter. Na, nun finde ich ihn doch. Opa schmunzelt, und Oma hat einen hochroten Kopf. Ich gehe mit zur Kirche. Pfarrer Lange hält den Gottesdienst, aber ich bleibe noch zum Kindergottesdienst, den Gringels Anna hält. Am Harmonium sitzt Linke Lieschen. Wir alle bekommen ein Bildchen mit Engeln drauf oder auch Jesus - oder so. Beseligt hüpfte ich nach Hause.

Wenn ich am Schulhof bin, kann ich gleich in den Weg nach Kl. Heidekrug gehen. Da wohnt meine Tante Liese, die jüngere Schwester von Mama. Sie ist mit (Plippses) Mollenhauers Albert verheiratet, und sie haben ein schönes Haus dort gebaut. Am liebsten würde ich hinlaufen und mit Hilla spielen, sie ist meine einzige Cousine und sechs Jahre jünger als ich. Heute habe ich sie nicht zum Kindergottesdienst abgeholt. Ich will sie mal ein wenig trösten. Wegen dem Kragenknopf waren wir alle spät dran. Nebenan wohnen auch Gratke-Thalmanns, und da spielen auch manchmal die Elli und der Walter.

Aber ich hüpfte nach Hause, den einen Fuß im Rinnstein und den andern auf dem Bürgersteig, das hoppelt dann immer so schön. Wenn ich an Mów-Siedlers und Danzers vorbei bin, am Mühlenberg und an Rentels, dann kommen auch bald Willfang,s und Schaans und Nebels und - husch ich bin ganz außer Puste aber fröhlich wieder zu Hause. Der Weg ist weit vom Ende bis zum Anfang des Dorfes.

Hoffentlich gibt es nicht gekochten Aal zum Mittag,, den kann ich nicht essen, weil die Tante Knottsche mir erzählt hat, daß die von den Leichen leben; lieber verhungere ich. Nein, es gibt Schweinebraten und Schmorkohl, und wir Kinder bekommen ein Zuckerei in Braunbier geschlagen. *Nui trink uit, denn watt ook watt uit dii.* Oma rund und dick, hat immer Angst, daß nichts aus uns wird.

Am Nachmittag kommt Onkel Karl Kristandt aus Königsberg mit dem Auto. Er ist ein Onkel von Papa. In Königsberg hat er ein Baugeschäft und auch ein Kino, da durfte ich schon einmal mit ihm in der Loge sitzen. Wenn er bei uns ist, nimmt er mich manchmal mit nach Zimmerbude. Meine Oma Reiß ist seine Schwester. Wenn wir Zeit haben, sitze ich auf dem Schoß von Opa Reiß, und Onkel Karl übt mit mir, wie man richtig gut spricht; und wie man *mir* und *mich* auseinanderhalten kann. Also, wäschst du dich, ich meine wäschst du deinen ganzen Körper, dann heißt es: ich wasche *mich*, wäschst du aber nur einen Teil von dir, dann heißt es: ich wasche *mir* meine Hände, oder *mir* meine Füße usw. Willst du aber sagen, daß du dir deinen Körper waschen willst, dann heißt es wieder: ich wasche *mir* jetzt meinen Körper. Am besten kannst Du es auch heraushören, wenn der Pfarrer in der Kirche seinen Segen spricht. Das ist doch ganz leicht; nicht wahr? Er *verruschelt* mir

ordentlich meine Haare. Ja, ja, alles ganz leicht, und ich schlucke es herunter. Zur Belohnung bekomme ich einen blanken Taler und riesengroße Augen, aber den Taler muß ich abgeben. *Dem geff man dina Mutta, so fehl Geld tomm vafumfeile kann een kleen Mejell nich behole*, befiehlt Oma Reiß. Ja, ja, ich weiß das doch, denn *wenn ehna nich een paar Jille enna Fupp heft, denn watta ook nich estemehrt*, das habe ich schon gehört. Ich finde mich ab, .aber- - -hätte ich 50 Pfennig bekommen, die hätte ich behalten dürfen. Ich habe das schnell vergessen, denn bevor wir wieder nach Gr. Heydekrug fahren, kann ich noch ein bißchen mit meinem Cousin Kurt spielen, der ist auch so alt wie ich. Der Franz ist jünger und hier bin ich ha! nicht mehr die Kleine.

Abends bin ich dann wieder zu Hause und habe doch gewußt, daß Schibbels wieder kommen. Die Erwachsenen sitzen alle draußen vor der Tür, und von dem *Rhabarba, rhabarba-Gemurmel* werde ich in den Schlaf gewiegt. Richtig schön ist das; ich fühle mich ganz doll behütet.

Morgen wollen wir alle wieder zusammen spielen. Schöttke Albert, Admirals Erwin, Schöttke Liessa, manchmal auch Gringels Tuta, meine Schwester Frieda, vielleicht auch Dusche Gerda, wenn ich dann wieder mit ihr spreche. Admirals Erwin kommt auch, leider nicht so oft, weil Admirals doch einen Bauernhof haben, und da muß er immer viel helfen. Er ist nämlich der Hoferbe.

Wenn die Größeren ihre Spiele machen, wo viel gelaufen werden muß, dann darf ich nicht mitspielen. Unser Willi ist den ganzen Tag bei Gringels und spielt mit Kalla. Aber zu mir sagt die Tuta: *Dui best onns Kleenke, go man tui Huis*.

Die Liessa und die Tuta und meine Schwester, alle sind sie älter. Ich bin klein, ich muß nach Hause. Sogar Schöttke Albert darf mitspielen; aber der ist auch ein Junge, und der läßt mich auch im Stich. Ich gehe auch nach Hause, aber erst einmal heule ich ihnen was vor. *Dui Maukatt, dui ohl Maukatt!* Nun heule ich erst recht. *Watt grienst, mien kleen Schieselke?*, fragt Opa, und er schaut mich mitleidig an .Er mag es nicht, wenn ich traurig bin. Papa will mich zum Lachen bringen und singt: *Ella, Pella Pöpamehl, diene Kinder fräte vähl*. Nun ist alles aus.

Papa immer mit seinen *Geschichten*: Er kann mich damit richtig nerven Das geht dann so: Jetzt ist er 5 Jahre älter als

Mama, und wenn er noch einmal so alt ist, dann ist er 10 Jahre älter als Mama. Mama ist jetzt 35 ,wenn sie noch mal so alt ist, dann ist sie 70, er ist jetzt 40 und noch einmal so alt, dann ist er 80. Das wäre auch ganz wichtig, der Mann müsse immer älter sein, als die Frau. Es heißt ja auch: der Mann ist das Haupt und Frau ist die Krone aber - hier macht er eine Pause und hebt den von der schweren Arbeit gekrümmten Zeigefinger - wenn das Haupt wackelt, dann muß die Krone zittern! Mama zieht ihr *Jaa jaa*, ganz lang und kann dazu nur belustigt schmunzeln. Ich aber habe ein Problem und finde das doof, doof, doof. Rechnen kann ich nicht gut, da bin ich überfordert.

Verheult krieche ich auf die Bank an den Tisch und schniefe in mich hinein, dabei plansche ich ein bißchen in der Suppe herum. Oma schlurft herein. Opa fragt: *Wo weascht allwedder?* Oma ringt ihre gefalteten Hände. *Een grotet Onngleck watt äwer ons Huis kame, de Henn schleppt eehne lange Strohalm ävere Hoaf, und datt bediet nuscht Goodet.*

Soso, sächt de Papa ganz koart .So schön wie unsere Mama einmal kurz *hm* sagen kann und damit alles ausdrückt, kann es niemand bei uns. *Ros, Ros, secht de Opa*, und er schüttelt den Kopf. In der rechten Hand immer das spitze geöffnete Taschenmesser, greift er seelenruhig nach seinem Kaffeebecher und führt ihn an den Mund. Jetzt", denke ich, jetzt trifft er das Auge! Obwohl ich mich davor fürchte und Angst um ihn habe, warte ich regelrecht darauf. Na, ich atme auf: Glück gehabt, Opa! Diesmal jedenfalls. Frieda steckt den Kopf fast in den Teller und grinst. Sie sitzt mir gegenüber und schlägt mit dem Fuß ganz *doll* gegen mein Schienbein. Sie weiß genau, ich werde nichts sagen. Meine Tränen muß ich mir verbeißen. Petzen dürfen wir nicht, denn dann bekommen beide eins an den Kopf. Papa rechtfertigt das schnell mit seinen Sprüchen (zu jeder Gelegenheit hat er einen bereit): Gleiche Brüder, gleiche Kappen und: wer seine Rute schonet, der hasset sein Kind. Da bekomme ich wieder eins gegen das Schienbein, und nun haue ich - was kannste - zurück. Meine Schwester wirft sich gegen die Stuhllehne und fällt nach hinten rüber. Jetzt heult sie, und ich lache, ha, ha!. Da habe ich auch schon die Hand meines Vaters schmerzhaft an meinem Kopf. *Eene Mutzkopp nennt he datt, onn eck sull man lewa stell send, sonst gefst ett noch eene.* Und dann kommt sein Spruch: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg` auch keinem andern

zu. Ich hasse seine Sprichwörter und ihn jetzt auch.

Oma mit ihrer Weissagung und dem Huhn, das den Strohalm über den Hof schleppt, kann mir gestohlen bleiben. Immer unkt sie so herum, ich bin richtig wütend und nehme mir vor, daß ich Papa auch ordentlich verhaue werde, wenn ich einmal groß bin. Mein kleiner Bruder, immer auf meiner Seite und Tränchen in den Augen, fragt: Papa warum haust du sie? Er sieht unseren Vater anklagend an. Willi darf aufmucken so viel er kann, ihm tun sie sowieso nichts. Er steht mir immer bei, obwohl ich ihn damit veräppelt habe, daß die Nudeln auf den Feldern wachsen, er müsse nur mal nach Pollwitten gehen, da gäbe es wundervolle Nudeln zu bestaunen. Meine Schwester zeigt mir schadenfroh die Zunge, und ich weiß, *das* ist noch nicht ausgestanden. Abends spät vor dem Schlafengehen muß ich bestimmt aufs Häuschen hinterm Stall, und dann begleitet sie mich nicht. Sie weiß, daß ich immer Todesängste ausstehe. Außerdem wird sie mich den Abwasch vom Abend alleine machen lassen, und seelenruhig dabei zusehen. Nein- ich habe Glück, Mama schaut rein.

Am nächsten Tag aber ist schon alles wieder gut, und da wir tüchtig beim Aufräumen helfen müssen, singen wir statt zu sprechen. .Das geht dann so: Die eine fragt singend, die andere antwortet singend, und das immer schön im Wechsel. Alles geht uns leichter von der Hand. Wir jubeln geradezu, denn singen können wir alle gut. Unser Willi sitzt auf der Chaiselongue und singt laut: Ich hab zwei dumme Schwestern ti ra la la la la. Das meint Mama auch und schickt mich zu Schmollers. Alles muß aufgeschrieben werden, denn sonst bringe ich nur die Hälfte mit. Mehr als zwei oder drei Dinge kann ich mir nicht merken, unterwegs gibt es viel zu sehen. Also schlendere ich durchs Dorf.

An Admirals schleiche ich mich ein bißchen vorbei, sie haben einen Hund, und der kann *bellen*. O, du liebe Zeit, es hatte geregnet, und da ist es immer schlecht, durch das Dorf zu laufen. Krott-Hamanns Tante Hanne steht gerade draußen vor dem Stall. Vielleicht war sie bei den Pferden, um nachzusehen, ob in der Nacht der *Maar* auch wieder da war. Wenn er da war, hat er bestimmt wieder die Schwänze der Pferde geflochten. Tante Hanne ist eine Schwester von meiner Oma; wenn sie mich sieht, muß ich immer ein bißchen mit ihr sprechen. Vielleicht ist ja auch die Tuta zu Hause. Mariechen ist älter, die lacht vielleicht mal ein bißchen mit mir, aber spielen, bestimmt nicht, das weiß ich.

Manchmal gehe ich auch rein, aber nur in die Stube, auf keinen Fall in den Stall. Ich habe schließlich auch lange Haare, die man zu Zöpfen flechten kann, und wer weiß, was so ein *Maar* alles kann? Ist er ein böser Geist, ein Gespenst vielleicht?

Ach, da sind ja auch Strepfels Mädchen, die Frieda und die Eva, und Schipps-Gerwiens und Fischers wohnen auch da. Alle kenne ich und sie mich auch. An Koorl-Hompes und an Lootz-Hompes muß ich auch vorbei. Ob ich wohl eine von den Zwillingmädchen Tuta oder Mariechen sehe?

Wenn es geregnet hat, ist es gar nicht so einfach, trockenen Fußes die Filiale von Schmollers zu erreichen. Manchmal baden auch die Enten in den Pfützen. *Da kannst du dich ganz schön de Schlorre wascheppe*. Rogge Erna oder auch Ernachen ist bei Schmollers Filialeiterin; sie bedient jeden sehr freundlich und gerne. Ich glaube, daß jeder Mensch im Dorf sie gut kennt und mag.

Am liebsten würde ich ganz gerne noch zum kleinen Haff gehen; das ist von dort ja nicht weit. Wenn ich an Pustersch vorbei bin, bin ich auch schon am Haff. Na, lieber gehe ich doch nach Hause. Mama ist ganz schnell mit dem *Schleef*, wenn es nicht so klappt, wie es soll. Salzgurken sollte ich auch kaufen und beiße schnell ein Stück davon ab. Glück gehabt, Mama sagt gar nichts, sie schüttelt nur den Kopf

Oma kommt rein und fragt, ob wir denn auch etwas für den *Pracher* zu essen hätten. Heute sind wir dran. Wenn er kommt, weiß er immer viel zu erzählen. Von Peyse, von den Zimmerbudern, von Widitten und Marschenen. Er bekommt einen Salzhering, ein paar Pellkartoffel, dazu *Prachersuppe*. Die wird mit Speck, Zwiebeln und Mehl gemacht. Ich will mich gar nicht trennen, aber sie schicken mich schon mal wieder raus, bestimmt bin ich wieder zu klein. Ich höre sie immer nur lachen oder auch *ach Joatt, ach Joatt* ausrufen. Da ist bestimmt etwas passiert, aber mir erzählen sie es nicht.; Der *Pracher* geht schnell wieder, der will sich schließlich auch von den andern noch etwas zusammenprachern .

Da ich beleidigt bin, gehe ich ein bißchen alleine spielen, was ich auch ganz gerne tue. Ich sitze im Flur vor meinem kleinen Kochherd, den ich zu Weihnachten geschenkt bekam, mache ein kleines Feuerchen an und werde ein bißchen kochen. Krott-

Hompe Opa schlurft herein. Er ist mein Urgroßvater und schon uralte, ich glaube so 80 Jahre. Er sieht zu wie ich pansche, dabei ermahnt er mich, ja kein Körnchen Salz zu verschütten, das könne für mich schlecht ausgehen. Für jedes Körnchen, das ich verschütte, bekomme ich einen schwarzen Punkt auf mein Herz, und mein Herz wäre doch noch gar nicht so groß. Ich bekomme einen ordentlichen Schrecken und werde es mir für mein ganzes Leben merken. Aber was macht der Opa mitten in der Woche bei uns? Ich komme nicht dahinter. Bestimmt sucht er Oma, aber die ist jetzt im Stall beschäftigt und wickelt gerade einem Huhn, das immer *gluck-gluck* macht, einen dunkeln Lappen über die Augen, dann setzt sie das Huhn auf ein Nest und legt ihm ein falsches Ei, ein Nestei unter. Das Huhn soll nicht glücken, das soll sich beruhigen und nachher gefälligst wieder schöne Eier legen.

Opa kommt sonst immer nur mal am Sonntag. Er geht dann um das Dorf und besucht seine Kinder. Erst die Tante Knottsche, sie heißt Minna, und ist Omas Schwester, dann Krott Hamanns Ed, das ist der Sohn, und zuletzt unsere Oma. Von jedem bekommt er 20 oder 30 Pfennig. Er könnte auch noch zu Weert-Hamanns Lina gehen, auch seine Tochter. Aber Weert-Hamanns haben viel zu klagen, da ist die älteste Tochter, die Trude im Kindbett gestorben und zusammen mit dem Kindchen beerdigt worden, und die jüngste Tochter Else ist blind. Von da holt er sich bestimmt nichts.

Er wandert zu Lappöhns Werner, und trinkt da zwei Klare und ein Bier. Das ist sein Festschmaus und macht ihn zufrieden. *Na, Opa, fragt einer der Fischer, wi watt datt Wädde? Kän wi ruitfahre oder lewa nich? Opa schleiht mett da Hand und meent, se sulle man lewa to Huis bliewe ,onn wenn nich, dänn sulle jeda ohle Fruu uitem Wech gahne, denn sonst fange se sowieso nuscht.*

Was der Opa nun eigentlich will, weiß ich nicht, aber er spricht lange mit mir und erzählt mir auch, wann er geboren ist, 1850 oder so. Ich vergleiche ihn immer ein bißchen mit Hahne Opa, nur trägt der seine silbernen Haare so lang, daß sie fünf Zentimeter unter der Fischermütze rausgucken. *De schnett em de Tante Hahnsche selvst*, habe ich mal gehört. Nun wundere ich mich schon wieder, daß alle Tanten hinten ein *>sch<* haben. Aber wie ich schon mal sagte, hat mein Onkel Eta, Bruder meiner

Mutter, der in Zimmerbude die Schwester meines Vaters geheiratet hat, mir wahrheitsgemäß erzählt, daß alle Tanten an deren Namen ich ein >sch< setzen kann, auch meine Tanten seien. Er ist schon alt, vielleicht schon bald 40 Jahre und er weiß es bestimmt auch.

Heute werde ich wieder einmal ein wenig zu Kater Siedlers Hilla gehen. Hillachen nennen wir sie auch. Siedlers wohnen auf der anderen Seite von Gringels und Linscher-Schöttkes. Hilla hat viele schöne Spielsachen, wir können wunderbar miteinander spielen. Siedlers haben eine hübsche Wohnung.. Ganz toll finde ich das rote Sofa mit der geschwungenen Rückenlehne und die gehäkelten Deckchen, die am Kopfende aufgelegt sind. Die Tür zum anderen Zimmer wird durch eine Portiere getrennt, an der dicke Holzperlen hängen.

Wenn wir nicht in der Wohnung sind, rennen wir draußen auf dem Hof herum, auch ein bißchen bei Ratz-Gerwienes, da sagen die gar nichts. Siedlers haben heute Kartoffelflinsen zu Mittag, und Hilla wird reingern. Ich bleibe noch ein wenig draußen, wir dürfen bei andern Leuten nicht essen. Komm rein, Kind, ruft Tante Siedler. Rein gehe ich, aber das Essen verweigere ich. Der Magen dreht sich mir aber gleich um, denn auf dem Tisch steht mein Lieblingsgericht. Für Kartoffelflinsen kann ich alle Gebote übertreten. Sie fragen noch einmal und dann nicht mehr. Ich stehe in der Küche gegen die Wand gelehnt und denke: Wenn sie doch noch einmal fragen würden, ach wenn sie doch noch einmal fragen würden! Aber sie fragen nicht noch einmal, sie wundern sich nur.

Bei uns gibt es heute Kartoffelkeilchen mit Zwiebeln und Speck überbraten. Ich bitte Mama, mir ein paar Keilchen mit heißer Milch und Zucker zu machen, da kann ich dann reinhauen und die Flinsen vergessen. Sie wundern sich, denn so wild bin ich sonst gar nicht aufs Essen.

.Papa wer sonst wohl - erklärt mir, *daß die meisten Menschen von Essen und Trinken leben;* für mich würde es da keine Ausnahme geben.

Gegen Abend schickt Mama mich noch schnell zu Willfangs. Irgendwas hatte sie vergessen. Sie ist nachtblind und geht abends nie alleine raus. Hunde mag sie auch nicht, denn damit hatte sie mit mir zusammen ein sehr schlimmes Erlebnis. Tätzes haben

einen ganz scharfen bissigen Hund. Wir trauen uns nicht einmal in die Nähe des Gartenzaunes Wenn er könnte, würde er rüberspringen und jeden, den er bekommt, zerreißen. Alle wissen das; aber abends ist er jedenfalls nicht im Garten. Tätze Onkel ist der Bürgermeister, er hat das Sagen, und vielleicht braucht er solch einen Hund. Eines Tages komme ich mit Mama von Pollwitten, und da fällt ihr ein, daß sie beim Bürgermeister noch etwas zu erledigen hat. Wir gehen gleich von hinten über den Hof, aber da geschieht etwas ganz Schreckliches. *Der Hund hat hundert Zähne*, ich sehe sie genau. Er springt Mama von hinten an, reißt mit seinen Zähnen ihre Bluse und die Unterwäsche runter und beißt ganz tiefe Wunden in ihren Rücken. Mama schreit, ich schreie wie am Spieß, und der Bürgermeister kommt raus. Er hat uns beschimpft, daß wir von hinten auf den Hof gekommen sind. Der Hund läuft an einer Laufleine, die vom Stall bis zur Wohnung gespannt ist. Mama wird sehr krank; der Arzt muß kommen, ich glaube, es ist Doktor Giesing aus Medenau. Acht dicke Narben, verteilt über den ganzen Rücken, wird sie ihr ganzes Leben lang behalten. Das kann der Doktor schon voraus sagen. Er hat auch leider recht behalten. So hat sich die Angst vor Hunden tief bei mir eingegraben

Papa hat darum einen kleinen Hund angeschafft, und der heißt Prinz, denn wir sollen uns an Hunde gewöhnen. Den und den alten großen zottligen Karo von Linscher-Schöttkes, und den kleinen Hund von Hahns brauche ich nicht zu fürchten; bei allen andern zittern mir schon die Knie, wenn ich sie bellen höre und sei es von weit her.

Na, ich nehme Willi mit, er ist zwar klein und fünf Jahre jünger als ich; aber dann bin ich wenigstens nicht so alleine. Er macht das immer gern, ja er will überhaupt immer und überall mit mir mit, auch wenn es stockfinster ist. An der Ecke brennt eine Straßenlaterne. Viel Licht gibt sie nicht. Da muß ich mit ihm an Schaans vorbei, die haben auch einen Hund, und der kann auch *bellen*. Schön artig sitzt er vor dem Hof und sieht uns kommen. Ich mache mein Herz schlägt wie wild - einen Bogen um ihn, und nun setzt er auf mich zu und beißt mir in die Pobacke. Ich schreie, und will gar nicht wieder aufhören. Mein Bruder wimmert leise. Schaans Onkel kommt raus, er ruft den Hund zurück. *Häfft a di gebäate?* Ja, heule ich zurück. *Na, nui här man opp toa griene, so schlemm watt ett woll nich send.* Geblutet

hat es nicht, aber noch lange zeichnen sich alle Hundezähne anklagend auf meiner Pobacke in schönen Farben ab.

Außer Mama, die aschgrau im Gesicht ist, finden die andern es auch nicht so schlimm, vor allem wohl darum, weil dem Kleinen nichts passiert ist, und ich wäre auch nicht unschuldig, ich hätte *keinen* Bogen um den Hund machen dürfen. Ich lasse alles über mich ergehen und schluchze ungetröstet weiter. Willi weint ein wenig mit, aber den nehmen sie in den Arm. Na ja, er ist klein, und ich bin auf einmal groß.

Dieses Erlebnis verkrafte ich nicht so schnell, und irgendwie will ich da heraus. Aber wo sind sie denn alle geblieben? Keiner hilft mir. Ich renne herum, will weglaufen und kann doch nicht, ich finde sie nicht mehr, ich suche aufgeregt nach ihnen, denn jetzt fehlen sie mir alle. Da höre ich, wie Oma von weit her ruft: *Mien Doachtake, wo wellst dui hänn? Bliew doch hier, boalt es Wiehnachte onn eck häff watt Scheenett va die gekoaft!*

Aber dann höre ich auch Oma nicht mehr. Ich bin ganz alleine, alle, die zu mir gehörten, denen ich gehörte, sind weg. Aber da lacht mein kleiner Bruder mir zu, der jetzt gar nicht mehr klein ist. Aber ich bin doch noch da, sagt er tröstend. Ach, wie schön; er ist mir geblieben. Aus ist es mit dem Kindertraum.

Ich wache auf und reibe mir die Augen; - - - - habe ich geweint?

3. Teil

Kindheit in Großheidekrug

Menschen - Erinnerungen Spiele - Ereignisse

Horst Schadwinkel, Großheidekrug

So war das damals

Unser Dorf war umgeben von Feldern und Wäldern, von Wiesen und Mooren und wurde dann im Süden abgeschlossen durch das Frische Haff. Wir wohnten am Rande des Dorfes, in der Condehner Str., die zum Ärgernishaus führte.

Mein Vater war Müller- und Mehlaße und bekam meistens im Frühling seinen Natur- und Wandertrieb. Er fragte auch nicht viel, ob ich mit wollte, oder ob ich Lust hätte, sondern nahm mich einfach an der Hand und los ging`s. Mutter blieb zu Hause.

So zogen wir zum Dorf hinaus, und mein Vater fing dann auch mit lauter Stimme und mit seliger Inbrunst zu singen an: Der Mai ist gekommen oder Das Wandern ist des Müllers Lust. An so einem Frühlingstag muß es gewesen sein, wo mich mein Vater wieder mitnahm, diesmal nicht, um aus dem Dorf heraus, sondern in das Dorf hineinzugehen. Da sahen wir Störche über uns fliegen; aber nur kurz, denn schon gleich landeten die Störche auf einem Strohdachhaus.

Störche gab es damals noch viele, und wir Kinder freuten uns immer riesig, wenn im Frühling die Störche aus dem Süden kamen, um im Dorfe alle Storchennester zu besetzen. Meistens aber war nur ein Storch im Nest; der andere war wohl unterwegs, um auf den feuchten Wiesen Frösche zu fangen; um den Frosch dann im Schnabel haltend in das Nest zu fliegen und die jungen Störche zu füttern. Wenn wir Kinder das sahen, sangen wir alle laut und mit hochgehobenen Händen: Adebar du Bester, bring mi eene Schwester! oder Adebar du Goder, bring mi eenen Broder!

An die Klapperstörche muß ich wohl gedacht haben, als ich an der Hand meines Vaters ins Dorf ging, vielleicht waren auch Störche über uns hinweg geflogen.

Wir waren noch gar nicht weit von unserem Haus entfernt, als ich ihn fragte: Papa, wie ist das mit dem Klapperstorch und den kleinen Kindern? Bringt er die wirklich? Mein Vater sagte daraufhin erst mal nichts, blieb stehen und guckte sehr verlegen

auf die Straße. Da sah er unsere Nachbarin, Frau Zibner, an der Gartenpforte stehen. Und nun verzog ein leichtes Grinsen sein Gesicht. Erleichtert ging er auf die Nachbarin zu und mit einem unverkennbaren Schalk in den Augen sprach er sie an: Frau Zibnerche, nu hör di datt bloß mal an, wat datt Horstche gesagt hat, der glaubt doch nicht, dass der Klapperstorch ihn gebracht hat. Die Nachbarin war zuerst ganz still und verlegen; sah dann aber wohl den Schalk in den Augen meines Vaters und ein Lächeln breitete sich langsam auf ihrem Gesicht aus.

Sie ging dann auf mich zu und sagte: Aver mien leewet Horstche, wat hör ek da, du glowst neech, datt di de Klapperstorch gebracht häd? Aver nee, aver nee, datt geiht ja nu nich, wat mak wie denn da? Da mot ek di ja nu mal zeige, wo di de Klapperstorch gebracht häd. - Sie faßte flugs meine Hand und führte mich in das Haus. Ich war so aufgereggt, dass ich gar nicht mehr darauf achtete, ob mein Vater auch mitgekommen war. Wir gingen durch den Flur in die große Wohnküche zum Herd, der einen offenen großen Schornstein hatte. Dort blieben wir stehen, und die Frau reckte ihren Zeigefinger in die Höhe und sprach: Na, nu kiek mal hier rein und dann jans nach oben. Dort hat dir der Klapperstorch in den Schornstein reingeschmissen. Ja, guck nur, genau so war's.

Ich war sprachlos und tief ergriffen. Ich weiß nicht mehr, wie ich aus dem Haus wieder raus gekommen bin. So also war ich auf die Welt gekommen? Das war ja nicht allzu samt und weich, und dann muß ich auch ganz schön dreckig gewesen sein. Zweifel über eine solche harte Geburt wollten mich überfallen; aber wenn die Erwachsenen mir was erzählten, dann glaubte ich ihnen.

Und sagten sie nicht immer wieder im Dorf, bei Holsteins, bei Pettersch, und bei wem auch noch, ist der Klapperstorch gekommen. (*Aus dem Erzählwettbewerb der Volkshochschule Wahlstedt*)

Blinder Passagier

Meine Mutter besaß einen schwarz-weißen Terrier Strolch. Hund und Frauchen hingen sehr aneinander. Eines Tages fuhr Mutti mit dem Dampfer sicher mit der Altstadt nach Königsberg und kam am Nachmittag auch mit dem Schiff wieder zurück. Strolch war unbemerkt zur Begrüßung auf das Schiff gekommen, hatte aber trotz intensiver Suche meine Mutter nicht entdeckt. Als er die Suche aufgab, hatte die Altstadt schon ihre Fahrt in Richtung Zimmerbude/Peyse begonnen mit Strolch an Bord!

Inzwischen suchte die ganze Familie den kleinen Vierbeiner vergebens. Im Laufe des folgenden Tages tauchte der Gesuchte wieder auf, müde, müde und sooo hungrig! Die Geschichte klärte sich kurze Zeit später auf: Mutti fuhr wieder mit dem Dampfer nach Königsberg, und Strolch brachte sie bis zum Hafen. Einer der Decksleute sah unseren Strolch und rief: Sieh an, da ist ja der kleine Kräät wieder!

Und so hatte sich Strolchs Abenteuer abgespielt. Er machte unfreiwillig die Fahrt nach Zimmerbude oder Peyse mit, verließ dann das Schiff und bewältigte den langen Rückweg zu Fuß. Bei seiner Heimkehr war das Glück auf allen Seiten riesengroß.

Die Kuh

In Die Knilche vom der letztem Bank vom Schriftsteller Jean-Charles findet sich folgender Abschnitt: *Die Kuh ist ein Säugetier, dessen Beine bis zur Erde reichen. Die Kuh ist kein Ochse, und sie legt keine Eier wie das Huhn. In ihrem Kopf wachsen ungefähr zwei Augen. Die Kuh hat lange Eselsohren, und seitlich treten aus ihrem Kopf zwei Krümmungen hervor. Auch hinter ihrem Rücken gibt es etwas. Das ist der Schwanz mit einem Wedel, um die Fliegen zu verjagen. Ihr Inneres ißt man, und aus dem Äußeren macht der Schuster Leder. Das Kleine der Kuh nennt man nicht Kuh sondern Kalb. Die Kuh frißt nicht viel, aber was sie frißt, das frißt sie zweimal, und so bekommt sie schon genug. Wenn sie brüllt, dann hat sie Hunger, und wenn sie nichts sagt, dann ist sie inwendig voller Gras. Unter der Kuh gibt es die Milch. Sie ist so eingerichtet, daß man sie melken kann.* Zitat Ende.

Die Kuh ist ein unheimliches Tier. Sie war für mich stets ein unheimliches Tier deswegen, weil ich keinen Zugang zu ihr fand. Sie stand in unserem Stall, drehte sich träge um, schlug leicht mit dem Schwanz, wenn man in den Stall kam und ignorierte mich völlig. Unsere Abneigung war gegenseitig.

Auch bei allergrößter Anstrengung gelang es mir nie, ihr auch nur ein paar Tropfen Milch zu entlocken. Es war, als machte sie alles dicht, wenn sie merkte, daß ich an ihr hantierte. Das sollte nicht heißen, daß ich sie nicht während der Weidezeit morgens und abends begleiten mußte. Ich nehme an, daß ich immer nur dann an der Reihe war, wenn die anderen gar nicht mehr konnten. Für mich war auch das schon zuviel, denn der Kuh die Leine abnehmen oder anlegen zu müssen, gingen immer Alpträume voraus. Einerseits wollt ich mich nicht auslachen lassen, andererseits wollte ich es mir auch selbst beweisen.

So trabte ich dann meist verdrossen los, die Leine in der Hand, Schlorren an den Füßen. hinter den Gemeindehäusern führte ein kleiner Weg nach Pollwitten. Sommerliche Wärme umgab mich. Zwischen träge sich wiegenden Kornfeldern, dem Summen der Insekten, trollte ich langsam dahin, und meist stellte sich dann auch Freude bei mir ein. Ich liebte diesen Weg. Durch die linke Hand glitten die Haferrispen, und rechts riß ich den Weizenhalmen die Köpfe ab. Die Körner pulte ich mir dann sorgfältig aus und aß sie auf. Einen Schlorren warf ich

voraus, hüpfte ihm schiefplastig hinterher, warf dann den andern erneut usw. Einmal passierte es, daß solch ein Schlorren wie ein Bumerang zurückkam und auf meinem Nasenbein landete. Für eine kleine Weile hatte ich mich KO geschlagen.

Auf der Höhe des Ärgernishauses verweilte ich immer, denn nie habe ich eine Erklärung für diese Bezeichnung gefunden. Sinnend stand ich und starrte auf das Haus; die Beine zerkratzte ich mir dabei wegen der Mückenstiche - und es half nichts, die Weide kam immer näher. Ein Springseil konnte man aus der Leine gut machen, und selbst mit Holzschuhen an den Füßen sprang ich recht gut.

Nun stand ich also vor dem Gatter. Zwischendurch wurde ich freundlich von älteren Leuten angesprochen, von denen natürlich niemand ahnte, was wirklich in mir vorging. Unsere Kuh war lieb. Meist stand sie schon ganz dicht am Tor, und auf Rufen kam sie auch gemütlich angetrabt.

Da ich ja immer Abstand hielt, versuchte ich, ihr die Leine nach Cowboy-Manier um die Hörner zu werfen. Ob dieses Geschosses trat die Kuh meist einen Schritt zurück, und nun hatte ich sie zwar erwischt, aber nur auf einem Horn. Das bedeutete, ich mußte die Leine wieder lösen, alles begann wieder von vorn. Wenn ich sie endlich überlistet hatte, spielte mir die Phantasie üblicherweise einen Streich: dann verglich ich insgeheim unser Kräfteverhältnis; das Ergebnis des Vergleichs sah für mich stets schlecht aus.

Die Kuh war ja vernünftiger als ich. Sie stapfte gemütlich los, ab und zu einen gleichgültigen Blick auf mich werfend. Der Weg nach Hause führte am Moor vorbei, und dort gab es viele Kratzelbeeren! Hier überwand ich stets alle Ängste, denn Kratzelbeeren mußte ich essen am liebsten, wenn sie noch unreif waren. So kamen wir dann doch noch beide glücklich - wenn meist auch später als alle anderen zu Hause an. Mejell, Mejell, woa best du bloß de ganze Tiet jeweese? Ich hatte es überstanden und bis zum nächsten Abholen - es mußte hoffentlich nicht morgen sein - hatte ich noch eine Galgenfrist.

Elke Mordhorst Hanemann, geb. Reiß, Großheidkrug
Stucksen und Stiefel

Stucksen nannten wir das Spiel mit den gefalteten Heften, die Stammbilder und geglättetes Silberpapier in sich bargen.

Wir saßen bei Linscher-Schöttkes auf der Treppe vor dem Haus und stucksten heftig. Traf man eine leere Seite, mußte man etwas reinlegen, war die Seite belegt, durfte man den Inhalt rausnehmen. Stammbilder zu verlieren, war schmerzlich. Man benötigte sie dringend zum Einkleben in die Poesie-Alben, sie sollten mehr oder weniger sinnvolle Sprüche ins rechte Licht setzen. Rosenbilder zierten den Spruch >blühe wie die Rosen, wachse und gedeih, und in Deinem Herzen sei es ewig Mai.< Vergißmeinnicht umrahmten den Spruch auf der gegenüberliegenden Seite mit dem beziehungsreichen Inhalt: Blüh wie das Veilchen im Moose, sittsam, bescheiden und rein und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein.

Bekam ich solch ein Buch in die Hand gedrückt, hatten Federhalter und Bleistift durch ständiges Bekauen die obere Spitze eingebüßt, bevor ich zu einem vernünftigen Spruch gekommen war. Von Eltern und Großeltern kamen Vorschläge. Opa wußte einen Spruch von den Raben, die am Bache wohnten und einem die Augen aushacken würden, wenn man dieses oder jenes nicht befolge. Das fand ich nicht so gut. Papa erzählte etwas von zwei Herren, denen niemand gleichzeitig dienen dürfe, und Oma hatte es wie immer mit dem lieben Gott. Nur unsere Mutter holte ab und an Brauchbares aus ihrem Gedächtnis. Ich selbst schrieb am liebsten in alle vier Ecken oder ich saß im Garten und schlief, da kam ein Engel und rief. . . .

In diesem Schatz aus den Kindertagen, in dem die Stammbilder mit Wasser und Mehl reingekleistert wurden (nicht alle), so daß das Büchlein immer dicker wurde, würde ich nur zu gerne blättern.

Während der Kartoffelscharrerzeit waren wir Kinder uns alleine überlassen, wenn wir nicht schon groß genug waren, um auf dem Feld zu helfen. Wir fanden immer sehr schnell zusammen und heckten allerhand aus. Am liebsten spielten wir Hochzeit. Heute weiß ich genau, warum ich immer die Braut spielen mußte. Ich war die kleinste und auch empfindlichste. Onns Kleenke sagt Gringels Tuta heute noch. Immer rannten sie mir alle davon; sie

waren älter als ich. Was tat ich? Ich heulte. Schnell machten sie mich zur Braut und stopften mir den heulenden Mund. Ich bekam also eine lange Gardine umgehängt, und mein obligater Bräutigam war Linscher-Schöttke Albert. Er war mein Freund von den jüngsten Tagen an und ersetzte mir einen großen Bruder, obwohl er nur sieben Monate älter war. Wenn die anderen wegliefen, dann blieb er bei mir, und wegen meiner ständigen Heulerei hat er mich auch nicht ausgelacht. Ich buche ihn heute noch auf der Habenseite meiner Kinder- und Mädchenjahre und diese Freundschaft hat bis heute gehalten.

An diesem speziellen Tag wurde also mal wieder Hochzeit gefeiert. Linscher-Schöttke Hof war voller Kinder. Lisa hatte immer wunder-volle Ideen. Aus feuchtem, lehmigen Sand wurde ein Kochherd gebaut. Der Herd wurde toll!! Sogar ein richtiger Abzug mittels eines funktionsfähigen Rohres war vorhanden. Für die Mehlsuppe, mußte der eine Milch, der andere Mehl und der nächste Zucker holen. Jeder klaute ein bißchen aus Mutters Küche. Über zwei Holzböcke legten die Jungen lange Bretter und die Mädchen deckten den Tisch. Jeder war emsig und fühlte sich wichtig. Ich war vielleicht weniger emsig, denn die Schleiergardine war hinderlich, dennoch genoß ich den Zustand und meine Bedeutsamkeit als Braut. Für die anderen war ich ganz sicher nur der Anlaß zum Zweck, auch für den vermeintlichen Bräutigam, denn er baute am fleißigsten.

Von den Erwachsenen war rundherum nichts zu sehen und zu hören. Wir kochten auf diesem Herd mit richtigem Feuer eine richtige Suppe. Der Schornstein rauchte mächtig. Wir kochten, löffelten und tafelten, daß es seine Freude hatte. Dann aber brach in Gestalt einer Tante aus der Nachbarschaft ein Tornado über uns herein, und eine Flut von Beschimpfungen prasselte auf uns hernieder.

Jui varreckte Brecha, jui ohle Beesta, jui wa eck lehre ... Wir stoben auseinander. Alles war kaputt. Der Romanze folgte die rauhe Wirklichkeit. Na, wir steckten es weg. Die Tante war damals sicherlich im Recht; aber es blieb haften, so wie andere kleine Erlebnisse, die wie rote Fäden noch immer durch mein Leben ziehen.

Unser aller Leben war ja nicht gerade durch Wohlstand geprägt. Der 1. Weltkrieg; Vater erzählte mehr als einmal davon, Inflation und Wirtschaftskrisen, dann wieder ein Krieg usw., bestimmten

unser Leben. Unsere Welt war braun.

In diese Welt hüpfte ich hinein und sie gefiel mir. Etwas anderes kannte ich ja auch nicht. Wir zogen uns Kletterwesten an, banden schwarze Tücher um, waren des Glaubens voll und rannten zu den Heimabenden. Bis es uns allmählich zu dämmern begann, lief die Maschinerie und alle gerieten in sie hinein.

Wer wohl könnte sich heute so sehr über ein Paar schwarze Wildlederstiefel freuen, wie ich im Jahre 1941, als mein Großvater auf neue Schuhe verzichtend, sie mir am Weihnachtsabend in die Hand drückte. Stumm vor Freude schlich ich in mein Bett und nahm die Stiefel ganz fest in meine Arme. Als ich am Morgen erwachte, waren sie immer noch da. Wirklich und wahrhaftig! Es war kein Traum! Nie wieder hat mich der Erwerb von Stiefeln - auch wenn sie noch so kostbar waren - auch nur annähernd so glücklich gemacht. Opa wurde abgeküßt, was er sich schmunzelnd, wenn auch ein bißchen widerstrebend, gefallen ließ. Mit Zärtlichkeiten hatten wir es in der Familie nicht so.

In Berlin, wo ich nach einer dramatischen Flucht aus Posen während der Kämpfe um Berlin - im Haus meines Schwiegervaters meinen ersten Sohn zur Welt brachte, wurden die von mir geliebten Stiefel zum Tauschobjekt. Schließlich konnte ich mein Kind nicht nackt wie Jesus auf Stroh betten. Ich riß sie mir vom Herzen, weinte ein paar Tränen drauf, bettete mein Kind in Windeln und in einen klapprigen Kinderwagen.

Aus einem geplünderten Kaufhaus während der Kämpfe um Berlin schleppte mir jemand zwei ungleiche Stiefel an. Der eine Größe 38, der andere Größe 40. Mein Schwiegervater konnte fast alles; er machte den großen Schuh kleiner, und ich hatte zwar keinen angemessenen Ersatz, aber immerhin warme Füße. Bis auch diese Stiefel dann dem Kreislauf der Bedürfnisse erlagen und für ein Paar Kinderschuhe eingetauscht werden mußten. Heute stehen Schuhe und Stiefel im Schrank, die durch immer modernere ersetzt werden können. Niemand braucht mir mehr etwas zu schenken. Zu Weihnachten kommt der Tannenbaum aus Schleswig-Holsteins Wäldern, die Großkinder stehen mit hellen Blicken und die Alten, das sind wir, schauen himmelwärts.

Ich denke an unser Weihnachten zu Hause, mit Oma und Opa, Mama und Papa und den Geschwistern. Es war gewiß bescheidener; aber es erfaßt mich jedesmal große Wehmut.

Im Winter auf Schusters Rappen

Es war im Winter 1931/32 und für die meisten damals keine leichte Zeit. Im Sommer hatten meine Eltern wenigstens noch durch den Verkauf von Aalen und Fischen etwas Bargeld zur Verfügung, doch im Winter, besonders wenn er lange anhielt, wurde dieses oft sehr knapp. So war meine Mutter immer recht froh, wenn sie einige Eier und auch Butter, soviel sich eben abzweigen ließ, verkaufen konnte. Das war aber keineswegs einfach; denn in den Dörfern hatte fast jede Familie Hühner und auch mindestens eine Kuh. Erinnern kann ich mich aber, daß wir einen Winter lang Eier und Butter zu Frau Wilfang nach Großheidekrug brachten, die dann in ihrem Lebensmittelgeschäft weiterverkauft wurden. An Privatkunden zu verkaufen war natürlich günstiger, und so ein Eiertransport auf Schusters Rappen im Winter wird mir unvergessen bleiben.

Meine Mutter hatte zu der Zeit ein Mädchen zur Hilfe, (sie hieß Erna) da unser Haushalt inzwischen auf acht Personen angewachsen war, und sie all die damit verbundene Arbeit nicht allein bewältigen konnte. Nun war großer Washtag, Erna unentbehrlich, also sollte ich die Eierlieferung übernehmen. Es hieß dann: Du bist doch nun schon ein großes Mädchen, (ich war 8 1/2 Jahre alt, doch als Älteste von fünf Geschwistern hat man sehr bald groß zu sein) geh zuerst zu Frau Pultke und gib die Tasche ab. Frau Pultke wird sich ihre Eier herausnehmen und die Übrigen bringst zu Stichlers. Und nicht bummeln, damit Du noch vorm Dunkelwerden wieder zu Hause bist."

Ich versprach alles und machte mich mit der Eiertasche auf den Weg. Im Nachbarhaus wohnte meine Freundin Maria, und da fiel mir ein, daß ich sie fragen könnte, ob sie mitkommen wolle; denn zu zweit ist's unterhaltsamer. Auch sie war immer guter Dinge, und wenn wir nichts mehr zum Spielen wußten, steckte ihr Kopf noch voller Ideen. Maria wollte, und so trugen wir ganz brav abwechselnd die Tasche bis eben Marschhehnen, das letzte Gehöft war Rehse.

Da wurde uns trotz beiderseitiger Gesellschaft der Weg lang, und Großheidekrug war noch weit weg. Maria schlug Schnee. messen vor, und ich stimmte begeistert zu. Das war ein Wettstreit zwischen uns beiden, der im Winter den Heimweg von der Schule

verkürzte. Wer die höchste Schneewehe fand, also am tiefsten einsackte, hatte gewonnen.

Die Felder zur Haffseite hin lagen etwas tiefer als die Straße, der Chausseegraben randvoll verstiemt, dazu noch obenauf Wehen, die vom Feld her bis auf die Straße reichten. Da machte das Schneemessen so richtig Spaß, und da wir immer noch auf höhere Verwehungen hofften, hörten wir auch so bald nicht damit auf, wobei die Tasche schön hochgehalten wurde, damit den Eiern nichts passieren konnte. So ging das ungefähr bis zum Komaskebrook, dann wurden wir müde, und nasse Füße hatten wir auch. Das letzte Stück ging's dann wieder schneller voran, und ich gab meine Tasche bei Pultkes ab. Herr Pultke war unser Fleischbeschauer und wohnte ziemlich vorn im Dorf. Als Frau Pultke die Tasche öffnete, sagte sie bloß: Was habt Ihr denn damit gemacht? Dann haben sie und ihr Mädchen alle Eier aus dem klebrigen Zeitungspapier aus gepackt, die heil gebliebenen abgewaschen und soviel, wie Lehrer Stichler haben wollte, frisch eingepackt. Maria und ich standen die ganze Zeit wie zwei begossene Pudel an der Küchentür, dazu kam noch mein schlechtes Gewissen. Frau Pultke kam um sechs Eier zu kurz, bezahlte mir aber alle.

Lehrer Stichler wohnte in der neuen Schule, am entgegengesetzten Ende des Dorfes. Dort lieferten wir die Eier dann heil ab und machten uns schleunigst auf den Heimweg; denn so ein Winternachmittag ist nicht lang, und das Schneemessen hatte zuviel Zeit in Anspruch genommen. Auch wurde es nun empfindlich kalt. Es brannte schon Licht in der Küche, als ich zu Hause ankam und Mutter auch Großmutter waren heilfroh, daß ich wieder da war. Ich konnte nur noch Mama Tasche und Geld geben und dann ging nichts mehr.

Oma setzte mich behutsam auf die Fußbank und zog mir Schuhe und Strümpfe aus, Mama brachte heißes Wasser zum Füßebaden, ich bekam in der Ofenröhre vorgewärmte, dicke Wollsocken vom Papa angezogen und durfte mich warm eingepackt am Kachelofen aufwärmen. Das nächste Mal brachte Erna wieder die Eier nach Großheidekrug und alles kam raus.

Ich lag mit einer starken Erkältung im Bett. Meine Widerstandsfähigkeit war nicht so groß gewesen, um diesen Winternachmittag mit nassem Fußzeug verkraften zu können. Mama hat auch kein bißchen geschimpft. Sie kam nur an mein

Bett und fragte lächelnd: Hast Du mit den Eiern Pech gehabt? Was ich nur mit Kopfnicken beantwortete, weil mir die Tränen schon im Hals saßen. Wie hast Du das denn angestellt? Nun schluchzte ich schon: Maria wollte doch Schnee messen. Und Mama meinte im Weggehen: Das hättest Du mir doch ruhig sagen können. Vielleicht hat sie überlegt, daß ich wohl doch noch nicht so groß sei, wie sie es sich von ihrer Ältesten manchmal wünschte.

Das Haff - ein See?

Im April 1928 ließ sich Vater an die Schule Widitten versetzen. Er war sechs Jahre lang Lehrer in Schülzen gewesen und wollte nun aus der landwirtschaftlichen Enge in die Nähe der Großstadt. Königsberg war damals wohl unbestritten das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum des deutschen Ostens.

Schülzen liegt in Masuren, rund 15 km nördlich der Kleinstadt Rastenburg. Weit und breit gibt es viel Landschaft und viel Landwirtschaft, Bauernhöfe und Güter aber kein Museum, keine Oberschule, keine Bibliothek und damals auch noch kein elektrisches Licht. Aber es gibt den Schülzener See, der auch in Arno Surminskis Buch Polninken erwähnt wird, und in den das Flößchen Liebe fließt.

Ein paar Meter vom Ufer entfernt steht die Schule, in der wir wohnten. Alles am See war wunderbar. Da konnte ich im Sand und im Wasser spielen, Hölzchen schwimmen und Steine reinplatschen lassen. Es gab Enten, Gänse und Seevögel, Frösche im Schilf, Libellen und auch Fische.

Als wir nach Widitten kamen, War das erste, daß ich sehr eindringlich ermahnt wurde, nichts in die Löcher der elektrischen Steckdosen zu stecken. Die Stecker hatten damals noch einen dünnen und einen dicken Bolzen.

Nachdem die Eindrücke der langen Umzugsreise und all das Neue verarbeitet waren, kam mir mit meinen vier Jahren zum Bewußtsein, daß in Widitten etwas fehlte. Da war kein See. Konnte es denn so etwas überhaupt geben? Wo sollte ich denn nun spielen? Seit ich denken konnte, lag vor der Haustür der See.

Die Eltern hatten mit der Wohnungseinrichtung zu tun und keine Zeit für meinen Kummer. So viel ich draußen suchte, es gab keinen See.

Aber es gab in Widitten Kinder. Sie waren wohl fremd, hatten aber mehr Zeit für meinen Kummer und trösteten mich. Ja, hier in Widitten gäbe es auch einen See, nicht direkt an der Schule, ein bißchen weiter fort. Sie wollten ihn mir zeigen, ich solle nur mitkommen.

Vorbei ging es an einigen Häusern, dann zweigte ein kleinerer Weg links ab und führte um das letzte Haus mit einem großen

Baum herum. Dort war aber immer noch kein See. Er käme noch, trösteten sie mich. Der Weg wurde ein Pfad, führte durch Wiesen, vorbei an Zäunen, hinter denen manchmal eine Kuh stand, bis ich endlich Wasser sah. Das war die Widitte, unerreichbar durch das hohe Grasufer. Ein Stück weiter gab es dann doch einen Strand, an dem ich das Wasser mit der Hand fühlen konnte. Ein Junge fing sogar einen kleinen Fisch, den er Stux nannte. Der hatte Stacheln, und man stach sich, wenn man nicht aufpaßte. Befremdlich waren die vielen Pfähle im Strand, über die wir vorsichtig rüberklettern mußten, wenn das Wasser ganz nahe herankam.

Aber es blieb enttäuschend. Der Weg zu diesem See war so lang. War das überhaupt ein richtiger See? Vorn im Wasser gab es ja schon wieder Bäume, außerdem stand ein Turm im Wasser. Das sei der Damm und der Leuchtturm, erklärte man mir. Was hat denn ein Turm im See zu suchen?

Links und rechts erstreckten sich schmale Wasserstreifen, deren Enden nicht zu sehen waren. Alles war sehr verwirrend, ich wußte gar nicht, wohin ich zuerst sehen sollte. Ein See muß doch rund sein ohne Bäume und Turm mittendrin! Die Widitter Kinder hatten mehr Begeisterung über ihr Haff erwartet. Immerhin war es besser als gar nichts.

Daheim hatten die Eltern mich schon überall gerufen und gesucht und waren ganz aufgeregt. Als ich dann erzählte, daß ich den See gesucht hatte, gab es erst mal Dresche wegen unerlaubter Entfernung. So war das damals bei uns.

Ich liebe meine Heimat sehr, unser Haff mit den Dünen und dem Damm, ich liebe unseren Wald, den Sand und wäre sogar froh, wieder mal den Veilchengraben zu riechen. Trotzdem sehe ich mich mein Leben lang nachdem See in Schülzen bei der Schule.

Im Jahr 1985 war ich dort. Masuren ist ja jetzt Polen, aber man kann wenigstens hinfahren. Ich bin am See entlang gewandert mit einem merkwürdigen Glücksgefühl trotz der Trauer über die verlorene Heimat. Wie mein Vater vor 65 Jahren habe ich mich ans Ufer gesetzt und ein Bild vom See gemalt. Auch das Schulhaus steht noch dort, dient aber nicht mehr als Schule. Der See hat immer noch seine Enten, sein Schilf mit den Fröschen und seine anderen Bewohner; er ist rund und überschaubar, ohne

Turm und Bäume zwischendurch, er ist einfach wunderbar - für mich. Das Ufer steigt ein paar Meter an, so daß auch ein Vierjähriger einen ganz anderen Überblick hat als vom 20 cm hohen Ufer am Frischen Haff. Das erklärt wohl einen Teil meiner damaligen Enttäuschung.

E. Mordhorst Hanemann, geb. Reiß, Großheidekrug

Köln am Rhein

Wenn ich an die Zeit denke, als ich ein kleines Mädchen war und meine Heimat Großheidekrug erlebte, fällt mir das Lied von der Festung Köln am Rhein, ein. Ich kann noch alle Strophen auswendig hersagen und singen. Das alles vertiefte sich später noch erheblich, weil meine Eltern und Geschwister lange in Köln gelebt haben; meine Schwester bis zu ihrem Tode.

Neben der Gabe, vieles auswendig zu behalten, zeigt dies aber, wie sehr mich dieses Lied damals berührte. Es war das Lied von der Stadt Köln, die für meine Begriffe unvorstellbar weit von Großheidekrug entfernt war. Die Festung in Köln übte einen geheimnisvollen Reiz auf meine kindliche Vorstellungskraft aus. Am aufregendsten allerdings war der Sänger. Wenn er seinen Kummer genügend mit Alkohol betäubt hatte, zog er durch das Dorf und sang sein trauriges Lied von seiner Festung in Köln am Rhein. Hinter ihm folgte oft spottlustig eine Kinderschar und natürlich auch ich.

Ich folgte ihm oft, zum soundsovielten Male, um das traurige Lied zu hören, das mich so tief ergriff. Und deshalb kann ich es noch heute auswendig.

Der Sänger war Albert Rogall, eine tragische Gestalt, bekannt auch über die Grenzen Großheidekrugs hinaus.

Albert verdiente sich seinen Unterhalt in der Gaststätte Lappöhn. Gelegenheitsarbeiten sicherten ihm eine Unterkunft, Essen und Trinken. Die Männer am Tresen spendierten ihm ab und an einen Klaren, und die alte Frau Lappöhn wischte verschüttetes Bier vom Tresen in ein Glas und schob es ihm hin. Alle waren sie nachsichtig mit ihm; er war unglücklich und

harmlos und ging den andern nicht allzusehr auf die Nerven. War er ganz voll, rief man ihm zu: Albert si toa, datte oppe Lucht kemst! Dann torkelte er zur Schustergasse zu seiner Schwester und schlief dort auf der Lucht seinen Rausch aus.

*Köln am Rhein, du schönes Städtchen,
Köln am Rhein, du schöne Stadt,
und darinnen eine Festung,
die so hohe Mauern hat.
Sollten dich die Leute fragen,
was darin verborgen sei,
so mußt du zur Antwort sagen:
Hier sperrt man Soldaten ein.*

Wir Kinder hefteten uns an seine Fersen. Ganz sicher waren wir nicht, denn auch nicht immer war er freundlich. Verscheuchte er uns mit einer unwirschen Handbewegung, machten wir, daß wir wegkamen. Das hielt mich aber nicht ab, mit angemessenem Abstand wieder hinter ihm her zu schleichen. Ich wollte doch so gerne hören, was er da von sich gab, denn seine Erschütterung über den Inhalt dieses Textes war ihm anzumerken. Angst vor ihm hatten wir nicht; Albert war nicht böseartig.

Einmal saß ich während der Pause in der Schulklasse und sang einigen Mädchen Teile dieses Liedes vor, bis die Mädchen sich kichernd umdrehten und laut losprusteten. Hinter mir stand Fräulein Nebel und wischte sich die Tränen vor Lachen. Sie forderte mich auf, weiter zu singen, was ich aber strickt verweigerte.

Albert torkelte einmal, während eines Silvester-Gottesdienstes, bewaffnet mit einer Schnapsflasche in die Kirche und lallend sang er: Weiter kam er nicht, denn Pfarrer Lange hatte kein Erbarmen mit diesem aus den Fugen geratenem Gotteskind und bat, daß man diesen unglücklichen Menschen doch bitte aus der Kirche entfernen möge. Schluchzend beendete er draußen die Strophe:

Was hätte aus Albert nicht alles werden können? Er trug einen Vornamen, den einige berühmte Leute trugen: Prinz Albert aus dem Hause Sachsen-Koburg, später der Gatte von Königin Viktoria von England oder Albert Einstein und Albert Schweizer. Man könnte noch mehr berühmte Persönlichkeiten mit diesem Vornamen aufzählen, was an dieser Stelle aber zu weit führt. War er was selten genug vorkam - nüchtern, bot er den Anblick eines recht respektablen Mannes. Aber nüchtern sah man ihn eben

selten.

Sein Schicksal war ein ungewöhnliches. Albert geriet während des Matrosenaufstandes in die Hände der Polizei und wurde weil er damals noch Soldat war, in die Festung Köln am Rhein für einige Jahre eingesperrt. Und das in der schönen Stadt Köln, die auf ihn mit Sicherheit seine Wirkung hatte. Sein Wunsch nach Freiheit, raubte ihm fast den Verstand.

Als er dann endlich entlassen wurde, fing er an zu trinken. Er kam vom Alkohol nicht mehr los, und das Lied, das er aus der Gefangenschaft mitbrachte,, steckte in seinem ganzen Körper, nicht nur in seinem Kopf und in seiner Seele. Er sang mit Inbrunst, zwischen Tränen, laufender Nase und einem ständigen Zittern seiner ganzen Gestalt.

Wann Albert gestorben ist, weiß ich nicht, sein Neffe auch nicht. Das Kriegsende soll er jedoch nicht mehr erlebt haben.

Er starb nicht in seiner Zelle, war aber ewiger Gefangener des Alkohols, was auch Auswirkungen auf sein Sterben hatte. Albert stürzte bei Glatteis, kroch bei Lappöhn in die Häckselkammer und fand Erlösung vom Alkohol und Weltschmerz, unbemerkt von seiner Umgebung endlich!

Vor der Himmelstür hat er bestimmt nicht vergeblich angeklopft. . .

Selma

Die Schule ist nicht unbedingt das, was ich mir freiwillig ausgesucht habe. Die kleinen Finger wollen mir nicht gehorchen und die 1 meine erste Aufgabe schreibe ich immer verkehrt herum. Die Hände schwitzen, der Griffel rutscht aus, der Druck wird härter, und die Schiefertafel bricht auseinander. Wieder eine neue Tafel! Hm, sagt Mama und Papas Stirn wird glatt, das ist ein Zeichen dafür, daß er ärgerlich ist. Irgendwie schaffe ich es doch noch.

Jetzt bin ich schon ein wenig älter. Am meisten macht es mir Spaß, wenn wir heimlich in der Schule unter der Bank unsere Stammbilder tauschen können. Gerda Schipper, vom Gut Caporn, sitzt neben mir. Sie hat Puppen aus Pappe, die man mit Papierkleidern anziehen kann. Da tausche ich gerne; nur passen wir im Unterricht nicht so gut auf, und Frl. Billdath - eine Lehrerin, die ich niemals mochte (sie mich sicherlich auch nicht) setzt uns auf die sogenannte Schwatzbank. Das ist eine große Beleidigung, so groß, daß die andern Kindern uns gar nicht ansehen möchten. Zwei ganze Stunden müssen wir so sitzen, und in der Pause schleichen wir beide herum, weil man uns so verachtet.

Nach Hause laufe ich mit Schefflers Selma, denn sie wohnt in unserer Nähe, und wir beide mögen uns. Sie ist unsere Klassenbeste. Lehrer August macht jetzt den Unterricht bei uns, und obwohl er ein strenger Lehrer ist, merke ich sehr bald, daß er ein gerechter Lehrer ist, und ich bin froh, daß ich die Billdathsche los bin. Selma gehört zu den Lieblingsschülerinnen von Lehrer August.

Ich bin am Sonntag manchmal bei Schefflers, sie wohnen im Gemeindehaus, und die Gretel, die Schwester von Selma, ist jünger als wir, aber sie will immer mit uns spielen. Und wehe, wir machen das nicht, dann bekommen wir Schimpfe von der Mutter. Selma ist ein Mädchen, das man mögen muß. Aber ich verliere sie ganz schmerzlich. Am Mühlenberg fährt sie mit dem Fahrrad vorbei, und ein loser Draht vom Laternenpfahl reißt ihr die Wade auf. Als sie ins Krankenhaus kommt, ist es schon zu spät; sie stirbt dort an Wundstarrkrampf. Ich weine mir mein Herz aus der

Brust, und wenn ich die Tante Scheffler sehe, dann laufe ich immer davon.

Aufgebahrt und geschmückt wie ein Engelchen liegt meine Freundin im Sarg. Der Lehrer August macht ein Foto. Tante Scheffler kommt und sagt: Komm, gib ihr doch noch einmal deine Hand.

Die Berührung mit dieser kalten, leblosen Hand versetzt mich in einen Schock. Ich laufe nach Hause, wasche und schrubbe mir meine Hände, daß sie fast bluten, weil ich Angst habe, daß ich nun auch sterben muß. Ich weine und weine, und will überhaupt nicht mehr aus dem Schuppen heraus.

Lehrer August übt mit uns ein Abschiedslied ein, das wir am Grab alle singen sollen. Ich glaube, daß alle Klassen zu dieser Beerdigung gehen. Wir singen, Lehrer August dirigiert und kann kein Wort mitsingen, die Tränen laufen, und er schluchzt und weint. Ich werde dieses Lied nie vergessen.

Weiß ich den Weg auch nicht,
Du weißt ihn wohl.
Das macht die Seele still
und friedevoll.
Ist doch umsonst,
Daß ich mich sorg` und müh,
Daß ängstlich schlägt mein Herz,
Sei`s spät, sei`s früh.

Du weißt den Weg für mich,
Du weißt die Zeit.
Dein Plan ist fertig schon
und liegt bereit.
Drum bin ich still,
Dein Wort ist ohne Trug,
Du weißt den Weg für mich,
das ist genug.

Später, als ich im Gemeindeamt gearbeitet habe und Tante Scheffler dort etwas zu erledigen hatte, nickte sie mir zu und streichelte mir meine Hände. Ich mußte mich dann immer umdrehen und meine Tränen runterschlucken. Aber auch heute noch, wenn ich Gretel begegne, steht die ganze traurige Begebenheit wieder vor mir.

Mehr kannst nicht?

Über Pfarrer Lange ist in den ganzen Jahren nach dem Verlust unserer Heimat sehr viel geschrieben worden.

Als ich ungefähr knapp drei Jahre alt war, erkrankte mein Mutter schwer. Da mein Vater ja arbeiten mußte, nahmen meine Großeltern (Admiral Holsteins) Mutter zu sich. Mich mußten sie natürlich dann auch mitnehmen. Es weiß wohl fast jeder Großheidekrüger, daß Pfarrer Lange oft Gast bei meinem Onkel Fritz war. So war er dann eines Abends wieder einmal da.

Als er gehen wollte, setzte er sich ans Krankenbett meiner Mutter und sprach ein kurzes Gebet. Ich soll, so erzählt man, auf einer kleinen Fußbank mit gefalteten Händen daneben gesessen haben und andächtig zugehört haben. Aber als er dann Amen sagte, soll ich ganz spontan gefragt haben: Und mehr kannst nicht?

Obwohl es nicht sehr lustig war, weil Mutter ja sehr krank war, mußten doch alle Anwesenden etwas schmunzeln. Am darauffolgenden Sonntag hat Pfarrer Lange das in seiner Predigt erwähnt. Was doch so alles aus einem Kindermund heraus kommt, soll er gesagt haben. Für mich aber wurde es erst schlimm, als ich älter wurde. Immer wenn er mich sah, hieß es sofort: Ach das ist ja die Kleine mit *mehr kannst nicht?*

Pfarrer Lange verließ Großheidekrug, und wir bekamen einen anderen Pfarrer. Aber unser Pfarrer Lange kam ab und zu und besuchte seine alten Freunde. So auch am 14. September 1944. Ich glaube, daß es auch sein letzter Besuch in Großheidekrug war. Es war an meinem Geburtstag.

Ich war gerade dabei, den Tisch für die kleine Feier zu decken, als Mutter mich rief. Als ich zur Haustür hinaus trat, sah ich, daß Mutter mit Pfarrer Lange sprach. Ich erschrak, denn ich wußte ja, was jetzt wohl kommen würde. Und so war es dann auch. Das erste, was er sagte, als ich ihm die Hand zur Begrüßung reichte. Ist das nicht die Kleine, mit *mehr kannst nicht?* Die Peinlichkeit war mir wohl wieder anzusehen. Aber Mutter sagte dann: Sie ist nicht mehr so klein! Sie hat heute Geburtstag und ist schon 18 Jahre alt. Mutter fragte dann, ob er nicht mit uns Kaffee trinken möchte, was er nicht ablehnte. So saßen wir an meinem Geburtstagstisch bei Kaffee und Kuchen. Aber das Gespräch

drehte sich natürlich um den Krieg und die Front, die uns ja zu diesem Zeitpunkt bedrohlich näher kam. Er hat uns dann geraten, wenn es hart auf hart kommt, alles stehen und liegen zu lassen. Diese irdischen Güter sind alle ersetzbar, sagte er, aber unser Leben nicht.

Ein paar Stunden bevor der Russe unser Dorf einnahm, flohen wir in Richtung Pillau. Damals ahnten wir noch nicht, daß wir dort nie mehr wohnen würden. Wir hatten immer die Hoffnung, einmal wieder zurückkehren zu können.

Oft denke ich noch an diese letzte Begegnung mit Pfarrer Lange zurück.

Erwin Holstein (Admiral), Großheidekrug

Pfarrer Lange im Heu.

Pfarrer Lange gab es nur einmal. Er war sozusagen ein Original, das genau zu Großheidekrug paßte. Er konnte kräftig zupacken. Wenn er in der Woche keine dringenden pastoralen Geschäfte hatte, segelte er auf dem Haff oder half seinen Gemeindemitgliedern in der Ernte, wenn Not am Mann war.

So half Pfarrer Lange öfter bei uns in der Heuernte mit und stakte das Heu aufs Fuder.

Einmal, als er mitten in der Arbeit war, läuteten im Dorf die Kirchenglocken. Pfarrer Lange stutzte: Warum läuten die Glocken?! Ach da habe ich doch die Hochzeit heute Nachmittag völlig vergessen, rief er aufgeregt. Jetzt aber los! Und schon sprang er auf sein Fahrrad und sauste feste strampelnd zur Kirche. Es war eine beachtliche Strecke, denn die Wiese von Holsteins war in Klein Heidekrug.

Es war nicht das einzige Mal, daß er über seiner Tätigkeit außerhalb der Kirche eine Trauung vergaß. So kam er auch einmal mit etwas Verspätung leicht außer Atem zum Brautpaar. Als er seine Arme zum Segen erhob, und der Talar sich leicht anhob, kamen seine bloßen Füße in Schuhen zum Vorschein,

deren Bänder nicht verschnürt waren. Dazu hatte er sich keine Zeit mehr genommen, geschweige dazu, noch Strümpfe anzuziehen. Solche Äußerlichkeiten waren für ihn Nebensache. Wichtiger war, die seelsorgerischen Angelegenheiten rechtzeitig wahrzunehmen.

Hannelore Jansen, (Putti) geb. August. Großheidekrug

Ausgesprochen" - daneben

Sehr viele von Euch kennen noch Herrn Rektor Preuß und seine Familie. Preußen bewohnten die linke Hälfte unserer alten Schule, die Lehrerwohnung, in der schon mein Urgroßvater Harder gelebt hatte. Aus irgendeinem Grunde war ich eines Tages - ich mag vier Jahre alt gewesen sein - allein bei Preußen und durfte zum Mittagessen bleiben. Am Nachmittag holte meine Mutter mich ab, und sie hat mich sicher vor dem Verabschieden leise daran erinnert, das Bedanken nicht zu vergessen.

Als artigen Mädchen machte ich also meinen Knicks, sagte auf Wiedersehen und fügte strahlend hinzu:
Danke, Tante Preuß, das hat ganz miserabel schön geschmeckt.

E. Mordhorst Hanemann, geb. Reis, Großheidekrug

Weiner Greiß

Damals, vor vielen Jahren war die Welt scheinbar noch In Ordnung.

In dieses Damals ziehe ich mich nur zu gerne zurück. Über manches muß man schmunzeln. Schmunzeln Über unsere Naivität und unsere Unwissenheit. Da sind die kleinen nebensächlichen Erlebnisse, nicht eben spektakulär, eher unbedeutend und oft doch so einschneidend, daß sie haften bleiben. So stand Ich einmal in Willfangs Laden und wollte ein Pfund >Weiner Greiß< kaufen. Das schallende Gelächter von Willfangs Hans und Frau Willfang, einschließlich der Kunden,

war so etwas wie Prügel für mich.

Unsere Eltern sprachen meistens Hochdeutsch mit uns, untereinander und mit Oma und Opa aber immer Platt. Da hatte Ich dann so meine Übersetzungsschwierigkeiten. Wiener übersetzte ich in >Weiner< und Grieß in >Greiß<. So wurde also >Weiner Greiß< daraus. Schließlich war ein Pfund Reis auf plattdeutsch ja ein Pfund >Ries<. So also wurde >Weiner Greis< daraus. Ist doch einleuchtend, oder? Zu Hause ging dann das Geheule erst richtig los, denn auch dort wurde ich erbarmungslos ausgelacht.

Frieda Lüttje, (Schöttke) Widitten

Das erste selbsverdiente Geld

Daß mal jemand von uns bei Nachbar Lammeert ausgeholfen hat, kam kaum vor, aber von einem Mal weiß ich's ganz gewiß.

Es war im Winter, der letzte Roggen sollte gedroschen werden, und in dem großen Roggenfach lag nur noch eine ca. ein Meter hohe Schicht. Nun konnte Erika es nicht allein schaffen, die Garben heranzutragen und dann auch noch mit der Forke auf den Dreschkasten zu staken, wo Frau Lammert das Einlegen besorgte. Also übernahm ich das Herantragen.

Gut ein halbes Jahr lang hatten die Mäuse in aller Ruhe in diesem Roggenfach wohnen und ihre Jungen aufziehen können, und nun wurden ihnen die letzten Nahrungsmittel geraubt. Darauf reagierten sie ganz empfindlich und versuchten fiepend zu entkommen. Den meisten gelang es auch, in die dicke Strohunterlage zu entwischen, die den Zweck hatte, das Getreide vor Bodenfeuchtigkeit zu bewahren. An manchen Garben gab's kaum noch Ähren, woran man den guten Appetit erkennen und die Vielzahl der Mäusefamilien erahnen konnte. Erika und mich störten die Mäuse nicht; denn die hatten vor uns mehr Angst als wir vor ihnen. Wir schüttelten die Garben nur tüchtig, sobald wir sie mit der Forke aufgespickt hatten, damit möglichst alle herausfallen sollten. Jedoch einige wollten wohl ihre Mäusewohnungen nicht verlassen, und so landeten sie bei Frau Lammert oben auf dem Dreschkasten.

Bei den Gedröhne verließ dann aber auch die Letzten der Mut,

aber, wohin? Da war nur noch dar Einlegekasten übrig, in welchem Frau Lammert stand. An den glatten Blechwänden des Kastens rutschten sie aber wieder ab, also blieben als letzter Fluchtweg nur noch die Beine, und die zwei rechts, zwei links Gestrickten boten sich geradezu als Leiter an. Daß die Besitzerin dieser Beine nicht damit einverstanden war, kann man nachempfinden. Zuerst schüttelte sie ein Bein, dann das andere, dann versuchte sie auf den Kastenrand zu sitzen, doch die Mäuse in ihrer Todesangst entwickelten wahre Weit- und Hochsprungrekorde.

Zuletzt streikte sie endgültig, saß im Schneidersitz oben auf dem Dreschkasten und rief zu Onkel Lammert herunter: Da kannst machen, was du willst, ich steig' da nicht mehr rein! Alles energische und auch gute Zureden konnte an ihrem einmal gefaßten Entschluß nichts ändern, so daß Onkel Lammert nichts anderes übrigblieb, als selbst in den Kasten zu klettern, wobei er die Angst der Frauen vor Mäusen in allgemeinen und die seiner Frau im besonderen verwünschte. Ob die Mäuse inzwischen alle das Weite gesucht hatten, oder er das Klettern an seinen Hosenbeinen nicht gespürt hat, das Roggendreschen endete jedenfalls ohne weitere Zwischenfälle.

Als wir nun alle um den großen Küchentisch herum beim Mittagessen saßen, schnitt er gutmütig spottend das Mäusethema wieder an. Auf einmal hielt er mitten im Satz inne, ließ den Löffel fallen, griff sich mit der Hand vor der Brust ins Hemd und mit dem Ausruf: Nu hew ek oawer eene! sprang er auf, und draußen war er. Ob diese eine oder noch mehr in seinen Hemd Zuflucht gesucht hatten, hat keinaer erfahren.

Ich bekam für die Hilfe zwei Reichsmark, und das war mein erstes, selbstverdientes Geld.

Drama im Hafen

Auf der Mole, die unsere Anlegebrücke verlängerte, liefen gern die Kinder und Jugendlichen. Die dicken Poller an beiden Seiten waren zum Teil recht morsch, was man auf Anhieb nicht sehen konnte. Man mußte sehr vorsichtig gehen.

Die Anlegebrücke wurde von größeren Dampfern, darunter auch Ausflugsdampfern und Seglern aus Königsberg und Umgebung und natürlich auch größeren Schiffen aus dem Dorf stark genutzt. Sie trennte den ausgebaggerten Hafen vom sogenannten kleinen Haff, vor dem auch ein kleiner Sandstrand lag. Hier hielten wir Kinder uns gerne auf. Man konnte ohne Gefahren baden. Die Jungen allerdings hechteten gerne in das große Hafenbecken, was zwar verboten war, aber gerade deswegen so reizte. Schließlich konnte man nicht kopfüber in das kleine Haff springen.

Ich habe mich vor ein paar ein Tagen mit Siedlers Karl darüber unterhalten. Sehr viele Kinder und auch Erwachsene sind ja bei uns ertrunken. Ein Bruder meines Vaters in Zimmerbude auch und zwar mit 21 Jahren. Erlebt habe ich als Kind, wie unser Nachbarjunge, Schibbels Willi ich glaube er war erst elf Jahre alt auf einer Trage nach Hause gebracht wurde. Sie hatten ihm die Füße nicht zugedeckt, die ich heute noch vor mir sehe. Darum erinnere ich mich auch recht gut, daß wir Kinder immer sehr weinten, wenn Vater - er fischte damals noch - für eine ganze Woche mit dem Angelkahn auf Fischfang ging.

Verfolgt hat mich auch immer das große Drama - ich glaube es war in Neuhäuser während eines Ausfluges mit Pfarrer Lange - als Gringels Anna kurz vor dem Ertrinken noch gerettet werden konnte. Mehrere Mädchen tanzten vergnügt im Wasser herum, die starken Wellen spülten ihnen den Grund weg, und sie gerieten alle ins tiefe Wasser. Aber ich glaube, ich muß nicht näher darauf eingehen, das ist schon alles geschildert worden. Anna hat später vielmehr zu verarbeiten gehabt.

Als das im Hafen passierte, bin ich vielleicht eben sechs Jahre alt gewesen, und meine Schwester acht. Mit den größeren Kindern traute sie sich schon, auf der Mole herumzulaufen. Als das gut geglückt war, versuchten die größeren Kinder es auch auf

den Stützpfehlen und zwar auf der Seite des großen Haffes, was ja für die anlegenden Dampfer tief ausgebaggert war. Eine Hafenaufsicht gab es auch, aber die war meistens woanders beschäftigt.

Ich erinnere noch recht gut, daß der letzte Teil der Brücke durch einen kleinen Schlagbaum oder was auch immer gesperrt war. Vielleicht bezog sich das schon auf die morschen Poller.

Im Gänsemarsch liefen die Mädchen auf den Pfählen entlang. Ich sehe immer noch, wie die eine über einen morschen Pfahl hinwegstieg, denn angstvoll beobachtete ich das riskante Unternehmen meiner Schwester. Sie übersah den morschen Pfahl, über den die anderen Mädchen hinweg gestiegen waren, und da passierte es. Der Pfahl brach auseinander, und Friedel fiel in das tiefe kalte Hafenwasser. Die größeren und älteren Mädchen schrien alle durcheinander, manche streckten ihre Arme aus, um sie zu retten, aber sie trieb immer weiter von der Mole fort.

Plötzlich war meine Schwester ganz untergegangen, sie tauchte dann wieder auf, die Rökchen bauschten sich um ihren Körper, und mit angstvoll aufgerissenen Augen schrie sie nach Hilfe. Die beiden kleinen Zöpfe guckten auch manchmal seitlich aufgerichtet aus dem Wasser. Das alles muß ich in Sekundenschnelle registriert haben. Ich weiß nur, daß ich meine Beine in die Hand nahm und immer um Hilfe rufend über die Brücke gerannt bin, die aus erwähnten Gründen zu allem Überfluß auch noch in der Mitte gesperrt war.

Da bin ich dann wohl hindurch gekrochen. Ein paar fremde Schiffsarbeiter hörten mich. Ein junger Mann - er nahm sich nicht einmal die Zeit, seine Jacke auszuziehen - nahm mich auf die Arme und rannte mit mir davon. Ich habe dann da, da, da geschrien. Er ließ mich fallen, und setzte mit einem Sprung über die Barriere und weiter in hohem Flug in den Hafen. Jetzt kam auch noch der Dampfer mit den Einkaufsfrauen aus Königsberg zurück. Die Menschen an Bord des Dampfers schrien und fuchtelten mit den Armen.

Bei meiner Schwester hat der nette Lebensretter geglückte Wiederbelebungsversuche gemacht.

Aber die Zuschauer auf dem Dampfer waren nicht untätig geblieben. Anstatt sich einer um uns gekümmert hätte, haben sie schnell meine Mutter verständigt, was ja auch sehr begreiflich ist.

Ich trug, wie alle Mädchen damals, eine Kleiderschürze. Meine Schwester zog ihre nassen Sachen aus und meine Kleiderkürze an. Ihre Sachen hängten wir auf die Seiten eines zur Reparatur abgelegten Bootes. Hier drin haben wir uns dann verkrochen.

Aber ein großes Gewitter nahte in Gestalt unserer aufgeregten Mutter. Mama, den kleinen erst ein paar Monate alten Bruder an sich gedrückt, scheuchte uns aus dem Boot und jagte uns nach Hause. Das alles, ohne ein Wort zu sagen; offensichtlich stand sie unter einem Schock. Sie konnte nicht ein Wort sprechen. Noch heute sehe ich ihr bleiches Gesicht mit dem verstörten Blick.

Zu Hause mußten wir vor Vater und Mutter immer im gleichen Rhythmus wiederholen: Liebes Papachen, liebes Mamachen, wir werden nie wieder alleine zum Hafen gehen! Das alles zehn Mal. Jedesmal haben wir dabei lauter geweint. Wir waren vollkommen fertig, alle, die Eltern auch.

Friedel lernte erst schwimmen, als sie schon über 50 Jahre alt war. Ich auch spät, aber immerhin war ich vielleicht achtzehn Jahre alt, als ich mich in tieferes Wasser wagte. Immer aber sorgte ich dafür, Bodenkontakt zu haben. Die Angst vor dem Wasser blieb. Ich bin ein guter Rückenschwimmer geworden, aber auch nur dort, wo ich sicher bin, daß Bodenberührung schnell zu erreichen ist. So kann ich auch heute noch nicht den Kopf ins Wasser stecken, allerdings: in den Sand stecke ich ihn darum auch nicht.

Tante kaufen Sie Fisch?

Aus der Kindheit gibt es so viel aufzuarbeiten und jetzt da ich viel Zeit - viel zu viel Zeit habe - gehe ich darin spazieren. Das meiste gefiel mir, vieles aber auch überhaupt nicht.

So gefiel es mir nicht, wenn ich abends im Dunkeln noch einmal schnell zu Willfangs laufen sollte. Meistens schleppte ich meinen fünf Jahre jüngeren Bruder mit, der mir nun weiß Gott nicht beistehen konnte, aber da er mich immer mit Begeisterung begleitete und jedesmal fröhlich neben mir herhüpfte hatte ich kein allzu schlechtes Gewissen.

Meine arme Mutter war schon immer sehr kurzsichtig und, wie ich erst viel später erfuhr, nachts blind wie ein Maulwurf. Als Kind ist man nur frustriert und glaubt nicht so recht an solche körperlichen Mängel. Aber sie ist noch lange vor ihrem Tod erblindet.

Also fiel daher alles, was im Dunkeln noch zu erledigen war, uns Kindern zu. Einmal mußte ich in der kalten Jahreszeit im Dunkeln ins Dorf, um Fische zu verkaufen. Schätzungsweise war ich damals zwischen neun und zehn Jahre alt. Vater fischte seinerzeit noch. In einer Schale lagen die gefrorenen Fische, die mich anklagend anschauten. Am liebsten ging ich zu Buhres, denn die kauften oft, an jenem Abend aber ausnahmsweise mal nicht. Meine schüchternen Verkaufsbemühungen verliefen ungefähr so:

Guten Abend, Tante, kaufen Sie Fisch? Ach Jott, nee mien Kind, hiede nich, hiede heff wie all! Knicks und Auf Wiedersehen! Dann ab ins Gemeindeamt: Guten Abend, Tante! Kaufen Sie Fisch? - Fäsch? All wedder? Nee, nee, Kind, deiht mi leed! - Schlucks und Auf Wiedersehen!

Nun saßen die Tränen schon in der Kehle, und bei der nächsten Familie kam wegen des Schluchzens und Schniefens kein rechter Ton mehr heraus. Ach Jott, Kind: Nu wein man nich, aber Fisch hatten wir schon gestern.

Die eiskalte Schüssel mit klammen Fingern umklammert setzte ich mich in den gefrorenen Chausseeграben und weinte mir mein Elend von meiner kleinen, verletzten Seele. Ich wollte nicht nach Haus, weil ich doch so versagt hatte. Endlich schlich in dann

verheult und verpliert nach Hause.

Mein Vater: Aber Kind, da weinst du! Warum warfst Du den damligen Fisch nich in den Graben? So getröstet mußten sie mir ein Versprechen geben, nämlich mich nie wieder zum Fischeverkaufen loszuschicken.

Bei einem Spaziergang mit meiner Freundin, die so etwas wie eine »Höhere Tochter« war, erzählte ich diese Geschichte. Tränen in den Augen blickte sie mich an. - Gott, Elli, komm nach Hause, ich mach Dir ein tolles Schnitzel! - Na ja, die Zeiten haben sich geändert und mir muß man kein Schnitzel servieren oder kaufen. Es ist so viel Zeit vergangen und vieles so unwirklich.

Schinkebiedels

Ein älterer Bauer aus dem Samland war nach Königsberg gefahren. Seine Frau hatte ihm aufgetragen, Gazebeutel, wie man sie zum Aufbewahren von Schinken braucht, zu besorgen. Der Mann eilt in ein Kurzwarengeschäft. Er wandte sich an eine Verkäuferin. Freileinke, eck sull va mien Fru Schinkebiedels metbringe. Von oben herab musterte ihn das junge Stadtdämchen und sagt dem Verdutzten: Mannchen, bei uns wird hochdeutsch gesprochen. Das heißt nich Schinkenbiedel, das heißt Schlüpfer!

Georgenswalde

Wir machen einen Ausflug, einen Ausflug im Sommer an die Ostsee. Nicht alle von Euch haben die Ostsee schon gesehen, schätze ich.

Fräulein Pokahr, unsere Lehrerin, brauchte nicht lange nach unserer Zustimmung zu forschen. Natürlich wollten wir gerne einen Ausflug machen; auf jeden Fall besser als ein Tag Schule meinten manche von uns. Meine Begeisterung hielt sich in Grenzen, ahnte ich doch, daß Mutter kein Geld dafür herausrücken würde. Georgenswalde, sagt Papa, na klar nach Georgenswalde, da mußt Du unbedingt hinfahren. Da habe ich doch einen Onkel wohnen, den Bruder von meiner Mutter. Onkel Heinrich (?) Kristandt.

Kristandt stimmt auf jeden Fall, denn meine Oma Reiß aus Zimmerbude war eine geborene Kristandt. Den Onkel Karl, kannte ich schon. Aber diesen? Papa entwickelte auch gleich ein Programm. Er wolle mir frisch geräucherten Fisch mitgeben, den ich dem für mich ganz fremden Großonkel als Geschenk von seinem Neffen mitbringen solle. Wahrscheinlich hatten sich beide seit der Kindheit meines Vaters nicht mehr gesehen. Oder sie trafen sich ab und an in Zimmerbude, wenn die viel jüngeren Brüder ihrer Schwester meiner Oma einen Besuch machten. Bei uns zu Hause hatte ich diesen sagenhaften Onkel jedenfalls noch nicht zu Gesicht bekommen. Dank Papa und seiner Verwandtschaft war mein Ausflug gerettet! Und überhaupt: wer von meinen Mitschülern hatte einen Onkel in Georgenswalde? Die würden ganz schön staunen. Fräulein Pokahr allerdings staunte am meisten, denn meines Vaters Cousine Elli (nach ihr bekam ich meinen Namen) war eine Studienkollegin und Freundin von Fräulein Pokahr und nun auch Lehrerin. Na, das konnte ja schön werden! Die beiden hatten sich zu diesem Treffen auch schon verabredet

In meinem kleinen Rucksack steckte der selbst geräucherte Fisch und meine Verpflegung für den Tag, denn wir sollten am Abend erst wieder zurückkommen. Erst ging es mit dem Dampfer nach Königsberg und von dort mit der Bahn nach Georgenswalde. Onkel Heinrich ich nenne ihn mal einfach so -

war dort Bahnhofsvorsteher mit Gaststätte und Wartesaal, sowie Dienstwohnung und großem Garten. Er staunte nicht schlecht, als die Freundin seiner Tochter ihm ein gänzlich fremdes verschüchtertes Mädchen als seine Großnichte vorstellte, von der er bestimmt in seinem ganzen Leben noch nichts gehört hatte. Er gab sich sehr freundlich, ermunterte mich, doch Platz zu nehmen und übergab mich seiner Tochter, meiner Großcousine.

Da saß ich nun in diesem Wartesaal, der zu diesem Zeitpunkt bis auf uns Schüler menschenleer war, und das Herz rutschte mir förmlich in die Hose. Ich hatte nur den einen Wunsch, hier ganz schnell wieder zu verschwinden; hoffentlich ging es bald los. Es ging los, aber ganz anders als ich es mir gedacht hatte. Unsere Lehrerin verabschiedete sich von ihrer Freundin und deren Eltern, rief ihre Schutzbefohlenen zusammen, und drückte mich zurück auf meinen Stuhl, als ich auch aufspringen wollte. Na., Du bleibst doch sicherlich noch gerne hier, Du mußt doch Deine Verwandten noch besser kennenlernen.

Durch das Fenster konnte ich sehen, wie sie fröhlich von dannen hüpfen. Der eine oder andere drehte sich noch um, und schon waren sie um die Ecke verschwunden. Die Tränen saßen sehr locker bei mir, und der Hals war wie zugeschnürt. Ich bekam kein Wort mehr heraus. Wo blieb mein Ausflug, auf den ich mich so gefreut hatte, wo der Spaß mit meinen Mitschülern? Hier saß ich an einem blank gescheuerten Tisch ohne Tischdecke und alles wirkte groß und kahl und verlassen. Der Onkel säuberte den Tresen, und die Tante, die mir eine lasche Hand gereicht hatte, verschwand in die Küche. Ab und an konnte ich sehen, wie sie um die Ecke äugte.

Na, erzähl mal ein bißchen, ermunterte mich Frl. Lehrerin. Nie im Leben wagte ich es, sie zu duzen. Hast Du noch Geschwister? Eine Schwester also? Und auch einen Bruder? Was macht Dein Vater, wenn er nicht fischt? Wie gut bist Du in der Schule?

Außer einem Ja oder einem Nein bekam sie nichts aus mir heraus. Ich überlegte nur immerzu, wie ich hier wieder raus konnte, denn noch könnte ich die andern einholen. Schließlich gab sie auf. Bestimmt hielt sie mich für verstockt, für ängstlich und vielleicht auch ein wenig für doof.

Onkel Heinrich beendete seine Tätigkeit hinter dem Tresen. Er

brachte für mich eine Brause und für sich ein Glas Bier. Bei ihm wurde ich dann etwas ergiebiger, aber die Tante hinter dem Tresen schüchterte mich auch weiterhin ein. Schließlich habe ich mein Brot ausgepackt und mit der Brause zusammen heruntergewürgt. Inzwischen hoffte ich immer noch, die Schulklasse würde wieder auftauchen. Da hatte ich mich ganz schön geschnitten. Niemand kam. Onkel Heinrich wanderte mit mir durch seinen hübsch angelegten Garten und zeigte mir seine vielen Kaninchen. Ein Angorakaninchen durfte ich in den Arm nehmen. Es war so hübsch und so kuschelig und schneeweiß und hatte rote Augen. Ich hätte es am liebsten nicht mehr hergegeben.

Onkel Heinrich merkte schließlich, wie verloren und einsam ich mir vorkam. Er streichelte mir über die Haare und machte mir ein Geschenk. In einen Pappkarton, den er mit vielen Luftlöchern versah, setzte er zwei kleine niedliche Angorakaninchen, die er vorher auf Männchen oder Weibchen eingehend untersuchte. Schließlich, meinte der Onkel, sollen sie sich ja mal vermehren (nichts vermehrte sich, der Onkel hatte wohl nicht so genau hingeschaut), und Du wirst sehen, wie viel wunderbare Angorawolle sie liefern. Aber Du darfst sie nur kämmen, niemals scheren. (Die Lust daran verging mir mit der Zeit allerdings auch.)

Nach all der Brause, die ich trinken durfte, meldete sich jetzt zu allem Überfluß auch noch meine Blase; aber ich wagte nicht, den jetzt allerdings nicht mehr so fremden Onkel nach einer Toilette zu fragen. Meisterin im Aushalten war ich ja, und endlich müßte es auch bald nach Hause gehen.

Sie waren nicht zu überhören, meine Mitschüler. Von der Sonne stark gerötet, die Haare immer noch nicht ganz trocken, tauchten sie fröhlich und lärmend auf. Was hatten sie nicht alles erlebt?! Sie durften in der großen See baden, sie konnten Bernsteinchen sammeln und. Und, und!!

Aber als sie mir das tollste Erlebnis schilderten, überschlugen sie sich fast. Einer von ihnen wäre bald ertrunken. Er hatte sich zu sehr ins Wasser gewagt, und der Sand hatte ihn tiefer in die See gezogen. Nach Hilfe rufend, hatte man ihn entdeckt. Schwimmen konnte er nicht. Schließlich hatte man ihn retten können. Seine Kleider waren immer noch nicht ganz trocken; und er stand

schlotternd, blaß und ernst zwischen all den andern. Und ich, ich hatte das alles nicht erlebt!! Ich fand es einfach schrecklich doof und beneidete die andern erheblich.

Na, ja, nun konnte ich ein bißchen mit meinen Kaninchen angeben; das war ein kleiner Ausgleich. Und dann: Wer von den andern hatte schon einen Onkel in Georgenswalde? Wir stiegen alle schnell in den Zug und liefen in Königsberg zum Dampfer, der an der Grünen Brücke auf uns wartete.

Aber das Problem mit meiner Blase hatte sich immer noch nicht gelöst. Auf dem Dampfer tröstete ich mich, da weiß ich Bescheid, bis dahin werde ich es schaffen. Aber o weh es gab kein Halten mehr. Die Kapazität meiner Blase hatte ich erheblich überschätzt. Ich ließ die andern vor mir herlaufen und setzte mich einfach nach Erlösung suchend auf den Bürgersteig. Gottlob war es auch nicht mehr taghell. Einige hatten mich vermißt, riefen, wo ich denn wohl bliebe. Mir war alles egal, es ließ sich nichts mehr aufhalten. Schließlich kam Albert zurückgelaufen, griff sich meine Kaninchen, riß mich am Arm hoch und rannte mit mir davon. Mir blieb nur noch die eine Hand, um meine Kleider zu ordnen. Zu allem Überfluß wollte er auch noch wissen, was ich so lange betrieben hätte. Die Kaninchen, keuchte ich nur.

Wir kamen schnaufend und ohne Puste beim Dampfer an. Die Neugierde auf meine Kaninchen war anhaltend und die Luftlöcher des Kartons wurden immer größer.

Zu Hause schlugen sie freudig die Hände zusammen, ob dieses schönen Mitbringsels. Na, nun komm, erzähl mal, was sagte der Onkel, was macht die Cousine, und die Tante, die Tante, wie war die denn.? - Nichts haben sie aus mir herausbekommen, ich blieb stumm wie ein Fisch, kein Wort hab` ich gesagt, ich war genau so verstockt wie in Georgenswalde.

Meine Kaninchen wurden groß und lieferten wie versprochen - wunderbare Wolle. Wir hatten in Königsberg einen Abnehmer, und der große Karton auf dem Boden füllte sich schneller, als wir gedacht hatten. Sie waren keine Fleischlieferanten und verdienten sich ihr täglich Futter. So hatten sie von uns allen geliebt ein schönes und langes Leben und ich eine immerwährende Erinnerung an das schöne Georgenswalde, von dem ich außer der Bahnstation nicht viel gesehen hatte.

Das Bad am Damm

Das Haff begann mit dem Königsberger Seekanal. Dann kam der Damm, eine Reihe von langen Inseln, die durch die ausgebaggerte Erde der Fahrrinne entstanden waren, inzwischen von Sträuchern und Bäumen, bewachsen. Dahinter erstreckte sich nach Süden 100 km weit das Haff.

Irgendwo auf der Strecke zwischen Königsberg und Pillau arbeitete immer ein Bagger, der die Fahrrinne ausbaggerte; ich meine das Brummen der Motoren und Quietschen der Eimerkette heute noch zu hören. Seekanal, Schifffahrt und Fischerei hatten natürlich einen großen Anteil des Erwerbslebens und der Tätigkeiten in unseren Heimatdörfern.

Neben Baden und Schwimmen im Sommer und Schlittschuhlaufen im Winter waren immer wieder die Schiffe interessant. Wenn ganz große durch den Kanal fuhren, stand das vorher in der Königsberger Allgemeinen Zeitung. Dann borgte sich Vater von Schöttkes oder Lammerts den Kahn, und wir ruderten die knapp 1000 m zum Damm, um von dort aus das Schiff nah zu sehen. Die ganz großen Schiffe wurden von Schleppern gezogen, weil sie mit eigenem Antrieb Wellen erzeugten, die die Uferbefestigungen und das Kanalprofil Schäden beschädigten.

Aber auch zum Baden ruderten wir zum Damm, denn auf der Haff-Seite war das Wasser sauberer, fast noch das Frische Haff.

Es war schon während des Krieges, als wir wieder einmal mit unserem Besuch den beliebten Ausflug zum Damm machten. Foto und Fernglas hatten wir mit. Und wirklich, bald sahen wir oben vom Widitter Leuchtturm aus ein Kriegsschiff aus Richtung Pillau kommen. Mein Bruder und ich wollten diesmal noch näher an den Kanal rudern, um es ganz genau zu erleben.

Wir waren 30 bis 40 m vom Damm, als das Schiff - ich glaube ein Zerstörer - um den Dammbogen kam. Er fuhr mit eigener Kraft und ziemlich schnell. - Doch was war das? Mit einemmal sank der Wasserspiegel so, daß stellenweise der Haffgrund mit

Kies und Steinen zum Vorschein kam, und unser Boot fast aufsetzte. Dahinter aber kam eine steile etwa meterhohe

Wasserwand schnell auf uns zu. Begeistert schrie mein Bruder vorn im Boot: Das wird schaukeln!, und drückte das Boot, das Ruder als Stake benutzend quer zum heranrauschenden Wasser. Ist der noch zu retten! dachte ich, da mußte der Kahn ja umschlagen.

Ich sprang auf, griff das andere Ruder und drückte hinten im Boot dagegen, während ich ihm zurief, der Kahn würde umschlagen usw. Er hörte nicht auf mich. Trotz all meiner Anstrengung gelang es mir nur, wenigstens die Drehung des Bootes so zu stoppen, daß die anrollende Woge das Boot unter einem Winkel von ca 45 traf. Der Stoß der Woge bewirkte, daß der Kahn vorn eine tüchtigen Stoß bekam, und mein Bruder im hohen Bogen mit seinen Kleidern ins Wasser flog.

Die Woge hob den schweren Kahn in die Höhe wie nichts, Wasser spritzte rein, es schaukelte so, daß ich Mühe hatte, nicht auch ins Wasser zu fallen. Prustend und wasserspuckend tauchte mein Bruder auf und kletterte in den Kahn. Fotoapparat und Fernglas waren gerettet.

Durch unsere Sondervorstellung abgelenkt, sahen wir den Zerstörer nur noch von hinten, viel weniger als unsere Begleiter vom Damm aus. Jedenfalls hatten alle, vermutlich auch einige auf dem Zerstörer, ihren Spaß gehabt.

Buller, Buller unterm Wagen

An einem schönen Sommertag lief ich über den Feldweg zu meiner Großmutter. Sie lebte auf dem Hof mit Tante Liesa und den Cousins Herta, Margot und Manfred.

Wir spielten oft zusammen. So auch an diesem Tag. Das Spiel hieß Buller, Buller unterm Wagen. Manfred, der uns kriegen mußte, lief immer hinter mir her, Es ging über`n Wagen, unter`n Wagen.

Auf einmal sprang ich auf die Mauer von der Mistkuhle. Weil ich barfuß war, rutschte ich aus und fiel in die Jauche. Mein Gott, sah ich aus! Die blonden Haare waren braun, von den Kleidern nicht zu reden. Nach Hause traute ich mich nicht, daher legte ich mich in den Kartoffelwagen, um zu trocknen. Was ich dabei gedacht habe, weiß ich nicht.

Mutter war bei Großmutter in der Küche, daher dauerte es auch nicht lange, bis sie am Wagen stand und fragte, wo ich sei. Sie bekam keine Antwort, denn alle hatten Angst, was dann wohl kommt. Ich traute mich nicht einmal zu atmen, aber sie ließ nicht locker. Sie fragte: Habt ihr mit dem Kartoffelwagen Mist gefahren, der stinkt erbärmlich. Im gleichen Moment sah sie in den Wagen. Was dann kam, kann sich wohl ein jeder denken. Schläge habe ich nicht bekommen, aber sie konnte furchtbar schimpfen.

Sie zog mich aus dem Wagen, dann ging es auf dem Feldweg nach Hause. Oh, war das schlimm! Je mehr sie schimpfte, um so mehr heulte ich. Zu Hause angekommen mußte ich auf dem Hof stehen bleiben. Es wurden alle Zinnwannen aufgestellt, mit kaltem Wasser gefüllt; dann ging es los von einer Wanne in die andere, bis ich nicht mehr stank. Die Kleidung wurde weggeworfen. Sie sagte noch: Du bist noch schlimmer als die Jungs!

Immer Ich

Älteste zu sein war gar nicht so einfach, immer nur groß und vernünftig sein zu müssen, fiel mir oft recht schwer. Den einzigsten Vorteil, den ich darin sah, war der, daß ich immer neue Kleider bekam, während meine drei Schwestern nacheinander die zu kurz gewordenen auftragen mußten. Das war dann aber auch schon alles, und so manches Mal wäre ich lieber nicht Älteste gewesen. An einem heißen Sommertag erhielten wir von Mama die Erlaubnis, zum Baden ans Haff gehen zu dürfen. Hans muß Du aber mitnehmen, ich muß aufs Feld, und wenn's Gewitter gibt, kommt rechtzeitig nach Hause.

Am liebsten hätten wir auf's Mittagessen verzichtet, die Dorfkinder gingen schon in Richtung Haff am Hof vorbei. Doch dann war's endlich soweit, Handtuch und Badeanzug unterm Arm, den kleinen Bruder an der Hand, trabten wir los. Der Sand war so heiß, daß wir kaum auftreten konnten. Wir zogen die Zehen fest an, um die Trittfläche so klein wie möglich zu halten, auch nutzten wir jedes Gras- und Unkrautbüschelchen aus, um so der Berührung mit dem heißen Sand zu entgehen. Bei Seradella- und Lupinenfeldern nahmen wir auch diese Pflanzen zu Hilfe, nur bei Saat -(Getreide) getrauten wir uns nicht; denn der liebe Gott läßt daraus Brot wachsen, das darf man nicht mit Füße treten.

Vor Bobeths Feld, beim A-Mast der Hochspannung, verließen wir den heißen Haffweg und gingen auf einem breiten Feldrain entlang bis zu Bobeths Wiese an der Widittemündung, wo die Fußsohlen sich wieder entspannen konnten. Auf den bewachsenen Dünen wurde es wieder unangenehmer; denn über das kurze, graugrüne Dünengras und vertrocknetes Moos ging man wie auf kleinen -Steinchen. Nun trennte uns nur noch ein Streifen Schneidegras vom Spülfeld. Es war Strandhafer, wie wir später erfuhren. Jedoch für uns war und blieb es Schneidegras, und es gab wohl kein Widitter Kind, daß den Namen mißverstanden hätte; denn geschnitten haben wir uns alle mal

dran.

Bis zumBadeplatz war's nur noch ein Katzensprung, und nachdem Martha und ich den Kleinen beim Ausziehen geholfen hatten, konnten wir endlich nach Herzenslust planschen Auf einmal, mir war's, als wären erst fünf Minuten vergangen, rief mir die Gertrud, die auch auf drei jüngere Geschwister zu achten, hatte, von Land aus zu. Wollt Ihr gar nicht rauskommen? Gleich gibt's Gewitter! Ich hatte überhaupt nicht gemerkt daß die Sonne verschwunden war, und über dem Damm stand eine blauschwarze Wolkenwand. Der Leuchtturm davor wirkte wie ein Gespenst. Nun aber nichts wie raus aus dem Wasser, das Kleid über den nassen Badeanzug gezogen, Hans bekam nur das Oberteil seines hellblauen Anzugs an, den Rest zusammen gerafft, so liefen wir los, so schnell eben ein Zweijähriger laufen kann. Natürlich blieben wir beide hinter den übrigen Kindern zurück, doch genau so gut hätten wir auch langsam gehen können, denn noch ehe wir das erste Schlipp erreicht hatten, waren wir pitschnaß. Es war ein hartes Sommergewitter, Blitze und Donner direkt über uns, und es war wohl nicht allein die Angst vorm Naßwerden, die uns zur Eile antrieb.

De lewe Gottke schempt, pflegte Großmutter bei Gewitter zu sagen, und sogleich erforschte ich mein Gewissen, ob ich womöglich der Anlaß des Schimpfens sein könnte. Ja, das war's wohl, hatte ich doch nur ans Baden gedacht und nicht an meine kleinen Geschwister, die sich nun erkälten könnten. Dieses Schuldgefühl legte sich beim Laufen wie eine Last auf meine Kinderseele und ich betete: Lieber Gott, laß Hans gesund bleiben, lieber will ich krank werden. Als wir den großen Heckenrosenbusch auf Bobeths Wiese, wo meine Geschwister und Erika auf uns warteten, erreichten, war das Gewitter vorüber, auch der wolkenartbruchartige Regen, so daß wir uns erstmal richtig anziehen konnten. Doch soviel ich auch suchte, das Höschen von Hans war nicht da. Was blieb mir anderes übrig, als noch einmal zurückzulaufen. Wenn ich es nun nicht fand? Dann gab's zu der ausgestandenen Angst auch noch Schimpf von

Mama.

Wie war ich daher erleichtert, als ich dann dicht beim Wasser im nassen Sand etwas Hellblaues schimmern sah. Ich hatte es in der Eile gar nicht erst mitbekommen. Nun mußte ich mich aber beeilen, damit ich die anderen wieder erreichte, sie sollten ja nicht vor mir zu Hause ankommen. In der Ferne grummelte es noch ganz leise, und die Sonne strahlte so heiß vom Himmel herab, als ob sie alles wieder schnell trocknen wollte. Zwischen mannshohen, blühenden Kornfeldern zu beiden Seiten gingen wir wie durch einen Hohlweg, und mir schien, als ob alles dampfte, der nasse Sand, das Getreide und sogar unsere Kleider. Die Luft war so feucht, heiß und stickig daß ich glaubte, nicht mehr atmen zu können. Die dünne Sandschicht, die den Regen aufgenommen hatte klebte feuchtwarm wie Pfannkuchen an den -Fußsohlen und mich erfaßte eine solche tieftraurige Müdigkeit, daß ich mich am liebsten am Kornfeldrand hingesezt und geweint hätte. Nur das Pflichtgefühl, die Kleinen erst nach Hause bringen zu müssen, hielt mich davon ab.

Als der grüne Hohlweg endete, wurde es erträglicher, das Atmen fiel mir leichter, und die Traurigkeit war wie weggeblasen. Beim großen Pappelbaum verließ uns Erika, und als wir um die Ecke bogen, sahen wir Großmutter, die bei der Scheune stehend schon nach uns Ausschau hielt. Die Kleider waren nun vollkommen getrocknet, so daß wir gleich am Kaffeetisch Platz nehmen konnten. Alle aßen mit gutem Appetit, und auch für mich war die Welt nun wieder in Ordnung. - Mein Gebet wurde erhört; denn keine von uns bekam auch nur einen Schnupfen.

Magda lernt klettern

(Aus Widitten - der Schulmeister erinnert sich)

Auf der Ostseite der Waldlichtung von Elenskrug stand in der Nähe des Königsberger Abwässerkanals das Kanalwärterhaus. Die Abwässer dufteten nicht gerade lieblich aber scheinbar schadete dies der Gesundheit nicht.

Im September gruben Frau und Tochter des Kanalwärters in der Nähe des Häuschens nach Kartoffeln. Von Zeit zu Zeit richtete sich das Mädchen auf, um den schmerzenden Rücken gerade zu biegen. Plötzlich stieß es einen Schrei aus und zeigte auf eine Dickung, aus der ein Teufelskopf mit einem breiten Geweih und blinkenden Augen heraus sah. Beide Frauen ließen alles fallen und liefen dem Hause zu. Der Elch trottete neugierig hinterher. Die fliegenden Röcke reizten ihn, und er setzte sich in schaukelnden Trab.

Magda sah ihn näher kommen und griff in ihrer Angst in das Geäst eines Baumes. Mit einem Aufschwung, der ihr besser glückte als in der Turnstunde, saß sie darauf und kletterte dann in den Wipfel.

Die Mutter war zum Gehöft gelaufen. Es gelang ihr gerade noch, die Zauntür zuzuwerfen, dann fiel sie in Ohnmacht. Der Elch blieb vor der Pforte stehen, beschnupperte Pfosten und Riegel, schaute unschlüssig hinauf und hinunter und wendete sich zum Walde zurück.

Da sah er das Mädchen oben im Wipfel. Unten am Stamm blieb er stehen, beschnüffelte die Fußspuren und stampfte dann ärgerlich mit dem Vorderfuße auf, als wolle er sagen: „Warum rennen diese komischen Wesen fort, daß man sie nicht einmal beriechen kann?“ Dann muffelte er wieder mit der Ramsnase im Grase herum und versetzte dem Baum plötzlich mit der Schaufel einen Stoß, daß Magda erschreckt aufschrie. Das Tier schüttelte unwillig das gewaltige Haupt und äugte nach oben. „Wird das Biest nicht bald abziehen?“ dachte Magda. Aber der Elch schien viel Zeit zu haben. Da quietschte das Tor, und die Mutter schaute vorsichtig heraus. Als sie sah, daß der Elch weiter weg war, rief sie Magda, wie es ihr gehe. Das Mädchen antwortete:

Wenn dieser schwarze Teufel nicht gerade auf den Baum klettert, kann ich hier bis zum Abend sitzen bleiben. Die Frau griff hinter sich und drohte mit einem Knüppel. Der Elch schien zu verstehen, denn er ging ein paar Schritte zur Seite, kehrte zum Baume zurück, trampelte noch ein paarmal hin und her und trollte schließlich davon.

Die Kinder lachten viel, als Magda das Erlebnis in der Schule schilderte und in das Elchbuch einschrieb. Ich bemerkte: Wenn Tiere merken, daß jemand vor ihnen Angst hat und wegläuft, laufen sie ihm nach und machen ihm noch mehr Angst. Das macht ihnen Spaß. Im Grunde ist der Elch doch harmlos! Schön harmlos, das habe ich gemerkt, meinte Magda

Waltraut Umbscheiden, geb Petrikat, Caporn

Ostpreußischer Humor

In einem ostpreußischen Dorf wurde Hindenburg feierlich empfangen. Die ganze Gemeinde war erschienen. Nach dem Empfang fragte die Nachbarin: Habense ihm auch jesehen? Ja, ganz wie auf meinem Kaffeepott.

Kurt Knura, ein Koppscheller (Händler) will dem Bauern Wartsak ein Pferd andrehen. Der Bauer stellt fest, daß das Tier auf einem Bein lahmt. Er zeigt daher wenig Lust, es zu nehmen. Aber bedenken se doch, sagt der Händler, de Sach steht drej zu eijns! Dreij Beine des Färdes sind kernjesund, und bloß auf dat eijne ist es ee bißche lahm!

Kindersommer

Die Gedanken an die warmen Sommertage, das Gefühl der Nestwärme, die geruhsamen auch wildfröhlichen Tage mit Geschwistern und Spielgefährten, die gute Luft, der Duft nach Gras und Heu, die Freiheit, sich ungehindert austoben zu können, alles das war Heimat, war Kinderzeit in Großheidekrug und weckt eine ungestillte Sehnsucht, wenn man meint, in der neuen Heimat gleiche Luft und gleiche Gerüche wahrzunehmen.

Manchmal denke ich, daß ich das kleine Mädchen, das ich damals war, gar nicht mitgenommen habe, daß es dort noch immer herumgeistert und an unsichtbaren Fäden zieht und zerrt.

An einem schönen Sommertag saß ich mit Geschwistern und Spielkameraden vor dem Haus. Die sonnenwarme Hauswand spendete wohlrig weiche Wärme, und die Hühner kuschelten sich in den von der Sonne gewärmten Sand. Meine Mama und die Großeltern waren auf der Wiese beim Heu. Ein Hahn stelzte geziert über den Hof und ließ vor seinen Hennen einen Käfer fallen. Mit einem anbiedernden Tuck-Tuck rief er nach ihnen. Ruckartig bewegte er seinen Kopf, nahm mit vorgestrecktem Hals hinterlistig eine Angriffshaltung an und bestieg eine sich stark sträubende Henne und biß sich in ihren Kopffedern fest. Dann schüttelte er sich noch einmal, warf seiner Auserwählten einen arroganten Blick zu, so als wünsche er zum Dakapo aufgefördert zu werden und stolzierte mit einem Glock-Glock davon.

Mich empörte seine Selbstherrlichkeit und sein gespreiztes Verhalten, und mit einem Stock bewaffnet rannte ich auf ihn los. Am liebsten hätte ich ihn grün und blau geschlagen. Bei dieser Gelegenheit wurde ich dann zum ersten Mal so richtig aufgeklärt. Alle wußten etwas zu erzählen. Alle waren auch älter als ich. Jawohl, die Menschen machen das auch. Ich grub verzweifelt mit

meinen Händen im heißen Sand und mit einem Rest von Widerstand rief ich: Ihr könnt ja sagen, was ihr wollt; aber der Lehrer August und der Pfarrer Lange und meine Eltern machen das nicht!! Aus! Thema durch! Ich wollte nichts mehr hören. Aufklärung auf diese Art erschreckte.

Dieser träge warme Tag endete mit einem Gewitter. Auch zu unserem sonst so beliebten Spiel wie: alle meine Entkes koamt to Hus, wi dähre nich ... oder auch: die Uhr, die hat schon 12 geschlagen, der Tote wacht nicht auf; dreht euch nicht um, der Plumsack geht rum, war wenig Lust vorhanden.

Dunkle Gewitterwolken zerbarsten und der Regen ergoß sich über Haff, Hof, Haus, Garten und natürlich auch über das Heu. Meinem Opa jedoch kam dieser Regen gerade recht. Er angelte nach Aalen und benötigte für sein Angelbrett dringend Würmer. Nach solch einem warmen Gewitterregen wurden meine Schwester und ich dazu verdonnert (ich will unserem viel jüngeren Bruder nicht unrecht tun, vielleicht hat er ja auch mal gemußt...) mit Oma in der Nacht in fremden Gärten nach Würmern zu suchen. Verschlafen wie wir waren, bekamen wir jeder eine Laterne in die Hand gedrückt und eine alte Konservendose um den Bauch gebunden. Protest half schon mal gar nicht. Vorher gab es noch Instruktionen, ja nicht auf die Beete zu trampeln (manche hatten tatsächlich schöne Beete) und auch ja nichts von den Bäumen zu reißen.

Wie die Glühwürmchen huschten wir hin und her. Eine nasse Katze streifte miauend meine Beine. Plop machte es plopp, plopp, und dicke Regentropfen zerplatzten auf meinem noch bettwarmen Haar. Ich angelte nach einem verbotenen Augustapfel. Die Blätter des Astes befreiten sich vom Regenwasser, und der Ast schnellte erleichtert nach oben. Solche Geräusche erschreckten mich, und ich schielte ängstlich nach meiner Oma; aber ich sah nur ihren runden Rücken in gebückter Stellung und hörte ihre

leis schlur-fenden Schritte. Würmer gab es genug. Ach hier war wieder einer und noch einer. Manchmal hielt sich einer in der Erde so fest und ließ sich lieber teilen, als daß er nachgab. Widerwillig griff ich zum nächsten. Er wurde lang und immer länger und flopp - hatte ich ihn zusammen-gekringelt in der Hand. Schnell verschwand er in den Topf. Je schneller wir sammelten, um so rascher kamen wir wieder ins Bett.

Dennoch blieb ich von dem Zauber solcher gewitterwarmen Nächte nicht unbeeindruckt. Die durch den Regen gereinigte Luft, der Duft der feuchten Erde, das aus der Ferne dunkle, dumpfe Tuten eines Dampfers (de Stiema piept) hinterließen bei mir bei allen beklemmenden Begleiterscheinungen Empfindungen, die ich heute noch in mir trage und die ich weißgott als beglückend empfinde.

Ich war ein sensibles Kind. Eltern und Großeltern hatten oft Gelegenheit, sich über mich zu wundern. Oma: Dü leewa Jott, Lina, Fretz, watt sull bloß uit där Mejell warre; na jä, kein Wunda, datt moake de vähle Beeka. Ich war nämlich fleißige Besucherin in Fräulein Nebels Schulbibliothek.

Im Bett knabberte ich unter der Decke an dem unreifen Apfel. Diese verbotene Frucht lag hart und quälend in meinem Bauch. Schlaf fand ich keinen. Vor dem Fenster verneigte sich in Abständen eine dunkle Gestalt. Gebannt schaute ich nach draußen. Da, schon wieder! Immer noch eine Verbeugung und noch eine. Ich steckte den Kopf unter die Decke und hoffte, die Gestalt würde verschwinden. Nun war ich ja wahrhaftig nie sehr mutig, wohl aber sehr tapfer (was man tunlichst auseinanderhalten sollte).

Barfuß schlich ich auf Zehen-spitzen an das Fenster und starrte auf den sich durch dunk-le Wolken schiebenden Mond in die Nacht. Vor mir verneigte sich der große Ast eines kleinen Kirschbaumes. Der Spuk war vorbei.

Für die Schule war ich mit Sicherheit nicht ausgeschlafen. Mit verplierten Augen saß ich am Frühstückstisch. Kein Erbar-men in

den Augen meiner Mutter. Beeil dich, beeil dich doch bloß, die Schule fängt ja gleich an! An der Ecke holte ich noch Schulfreunde ein. Für die fünf Pfennig, für die ich zwei Brötchen kaufen sollte, (fafum-feil bloß nich wedda dat Jeld) erstand ich bei Bäcker Unruh ein Mohn-törtchen. Der Genuß dieser Süßigkeit (bis heute laufe ich den Mohntörtchen im Mürbeteig hinterher) machte das Leben wieder schön, sogar für die Schule, in die ich übrigens nicht ungerne ging.

Waltraut Umbscheiden, geb. Petrikat, Kaporn

Geräusche Früher und heute

Tage in der Heimat habe ich vergebens auf Geräusche gewartet, die mir vertraut waren, und die ich nach vielen Jahren noch in den Ohren habe. Wenn die Arbeit getan, der Staub und die Müdigkeit abgewaschen war, manchmal durch einen Sprung ins Haff, dann waren es immer die gleichen Geräusche, die man hörte. Das Brüllen der Kühe, wenn Melkzeit war, oder das Dengeln der Sensen. Es lockte kein Fußballspiel im Fernsehen, vielleicht ein Völkerballspiel auf dem Hofplatz. Das Getrappel der Pferde, wenn sie über das Kopfsteinpflaster vor dem Stall zur Krippe gingen und dann wieder zur Koppel gebracht wurden. Am Sonntag fuhr der Kutschwagen über das Kopfsteinpflaster, wenn es zur Kirche ging. Dieses Vergnügen hatten aber nur Oma und Opa und dies nicht jeden Sonntag. Wir Kinder mußten unsere Beine gebrauchen.

Die Geräusche sind verschwunden, und faßbare Erinnerungen werden auch immer weniger. Und doch ist es immer ein gutes Gefühl, die Heimat zu spüren

Hannelore Jansen, Putti August, Großheidekrug

Name ist Schall und Rauch

Ende der zwanziger Jahre hatten meine Großeltern sich entschlossen, eine sogenannte Haustochter aufzunehmen, ein Fräulein Dunkel. Das neue Familienmitglied sollte mit dem Dampfer aus Königsberg ankommen, und mein Großvater wurde zum Empfang abkommandiert.

Der Opapa war rechtzeitig am Hafen. Als schließlich eine einzelne Dame das Schiff verließ, ging er auf sie zu und fragte: Sind Sie vielleicht Fräulein - Düster?

Der Irrtum wurde richtig gestellt, und die Geschichte hat lange viel Heiterkeit ausgelöst immerhin hat sie sich vor gut 70 Jahren ereignet.

Der Ritt auf dem Schafbock

Der Winter bringt mir nur schlechte Erinnerungen. Ich sehe immer noch den langen Elendstreck bei Eis und Schnee auf der Straße von Königsberg nach Pillau. Dieses Bild geht nicht aus meinem Kopf. - Der Sommer dagegen ist hell und freundlich mit lustigen Begebenheiten wie meinem Ritt auf dem Schafbock.

An einem schönen Sommertag, ich glaube 1943, war die ganze Familie vereint, was selten vorkam, im Garten beim Johannisbeerenpflücken. Die Schafe weideten auf dem Rasen. Es wurde nicht nur gearbeitet, es wurde auch Spaß gemacht. Mein Vater packt sich den Schafbock und reitet mehr oder weniger elegant durch den Garten. Sicher war es mehr ein Mitlaufen, aber das habe ich damals nicht mitbekommen. Wir fanden das alle sehr lustig, und ich wollte es ihm gleichtun. Ein Satz - und ich saß drauf. Ich hatte aber nicht bedacht, daß man dafür lange Beine haben muß, zumindest so lange, daß man die Erde berühren kann. Nach einigen Schritten machte mein Schafbock einige elegante Bocksprünge, und ich landete im hohen Bogen im Gras. Mit dieser Glanznummer erntete ich schallendes Gelächter. Weh getan hat es nicht, viel schlimmer war die Blamage. Lange hat man mich damit geärgert, keiner hatte ein Wort des Bedauerns. Noch heute werde ich gefragt, wann ich denn wieder einmal auf dem Schafbock reite. Erinnerungen sind so Paradiese, aus denen man nicht vertrieben werden kann.

ABC-Schütze

Ein kleiner Hosenmatz guckt sich dauernd in der Klasse um. Schließlich ermahnt ihn der Lehrer: Mich ansehen! Darauf die Antwort des ABC-Schützen: Wat an di schon to seehne es!

Der alte Siemoneit will mit 75 Jahren noch einmal in den Ehestand treten. Der Geistliche weist ihn auf sein Alter hin. Darauf der Bräutigam: Joa, joa, dat häbb eck mi ook all gesächt, aber: wer koakt Fräte, wer fläkt Böckse, un mit wem schabberst?"

Liebe Großheidekrüger

Met dem Karl Siedler es et wie üblich, wenn he noch moal wat schrewt, emma oppem letzde Mement. Watt eck schriewe well, es schon lang oppem Ploan. Allerdings datt Platt nich. Em letzte Heimatboade hewt mi Gringels Anna op dem Gedanke gebroacht, denn ehr Bietrag op platt hewt mi so scheen gefalle, on no well eck et ook moal vaseeke. Datt Heidkreeger Plattspreke jeid bie mi ganz flott, denn Anna on eck vatelle ons bloß op platt. Op datt schriewe ook so good watt, weet eck nich. Eck schriew weet eck nich. Denn een Duden gewt et ja dafeer nich. Eck schriew datt so no mienem Schnawel. Wer datt nich lese kann, sull seck enem hoale, de ook platt spräckt, vleicht kann de datt äwasette.

Eck ben Jahrgang 1920, on ben 1927 engeschoolt. Ons Heidkrechsche Ellre weere sehr flietich gewese, wie ginge en een Klass nich alla ren. So woud wi tom Schoolanfang Mejelles on Junges en je een Klass obgedeelt. De Mejelles äwanehm Frl. Nebel on de Junges Lehrer Herrmann. So wi eck mi entsenne kann, hehl Frl. Nebel veel vom Rohrstoack. En onse letzte Schooljoahre leet wi Junges veele Rohrsteck von ehr vaschwinde, so datt se metunda Schwierigkeide hadd, va Nachschub to soarge. Sehr oft muß de Deckekloappa de Lücke felle. Oawa se schloog nich met dem Deckekloappa derekt ren, sondern de wurd telecht on veele Rohrsteck druit gemoakt.

Lehrer Hermann wear nich so vom Rohstock begeistert. On wi Junges weare ja ook emma braav. (*Ha ha*)

Denn had wi ja noch Lehrer August, de hadd de Klass ve onsem Joahrgang. Owa Gesang hadde alle Joahrjäng bi em.. Sein grätsda Kummer wear woll bi em, wi Heidkreejer kreje bim Singe de Tän nich uitenander. On he hadd recht. Denn wenn eck hiede em Fernseh kick, wie de Sängerehr Muel obriete on de Tän utenander krije, mott eck oft an Lehrer August denke, wie recht he damett hadd. Lehrer August war een strenger Lehrer, wenn et sennd mußd, schloog he oak moal een Schlag ren. He toach awa keiem veer, ganz gliek, wer et wear.

So on nu noch een betke von onsre letzte twee bet dree Schooljoahr. Da mott eck segge, wi weare ook keine Engel, on doa wurd oak moal Dummheite jemoakt.

Spültoilette jew et to doamalige Tied en Heidkroog noch nich. Da jew ett Plumpsklos ewam Hoff to goane. So keem et ook mal feer, datt een paar Junges to glieke Tied seck oppem Plumpsklo oppheelee on da nuscht als Dommenuschte moakte.

Einmoal, entsen eck mi, keem een Spatz em Flur rengefloage. De Deer no buite wurd glik too gemoakt, damett de Spatz nich entwesche kunn, on alle hindrem her. On he wurd ook gefange. Ena von ons Junges drängt seck glik ran, geff em her, eck bring em ren. Dem Spatz en beide Händ keem he en de Klaas met de Weerd: Herr Rektor Preuß, ich hab einen Spatz. Herr Rektor Preuß hoald üt on well em een poar schiere. Dabie krej de Spatz sien Freiheit em Klasseroom, on de Junges ewa de Bänke dem Spatz hindaher, bed endlich dat Fenster opgemoakt wurd, on de Spatz sein Freiheit had.

Eana von de Junges had moal eene Fehla em Diktat gemoakt. On zwar heet dat Woad Armeekorps. Herr Rektor Preuß hoald em an de Tafel, he sull et richtig schriewe. Wat moak he, he schrew et genau wedda vakert. No eenem Mutzkopp mußd he et noamoal schriewe. Jetzt schrew he, de Kried hochkant, dat he ganz kleen schriewe kunn, dat et von da erschte Bank kaum to lese wear, awa richtig. Herr Rektor Preuß metten ent Lehrmittelzimmer. Als de beide trigg keeme, mußd he nochmoal an de Tafel. Jetzt neem he de Kreid quer on schreew somett ewa de ganz Toafel. Jetzt geew Herr Rektor Preuß sien Veahewwe opp. Jetzt een Bemerkung von mie, obwoal de noch alla am Lewe sind, on oak meistens tom Treffee koame, schriew eck keine Noames.

Herr Rektor Preuß wull bloß Junges als Ordner. So weere ook em Lehrmittelzimmer twee Junges. Em Lehrmittelzimmer wear ja vom Fisikunderrecht een Gerät tom drelle, dat man Strom erzeugen kunn. Disse beide Junges benutzde dat nu tom Spaß, indem se de beide Poale met een Draht am Deerdrecker fast moake. Wenn se nu heerde, et keem ena on fod am Deerdrecker an, drellde se benne am Aperat, on de Deerdrecker wurd elektreseert. Einmoal hadde se Pech, do wer et Herr Lehrer August, on de beide handelte sick een Schicht met dem Rohrstoak en.

Jetzt noch eene sehr harde Streich. Em Spätsoamma keeme bi ons em Hawing va de Gilgeniederung sone Beure met em Kahn

met Karotte, Kohl on Ziple, oak Knoblauchziple weere darunda. Doa hadde seck veele Junges de Fuppe vollgestoppt. Am nächste Moarje weere se freeh inne School on hadde met disse Knoblauchziple alle Wänd, Bänke on Pult damet enjerewe, dat en dissem Roum nich renkunst, so doll stunk datt. Jetzt wurde geforscht, wer datt jewese wear. Natürlich keiner, Oak de Ordnasch wußde datt nich. Aber sofort wurd de Junges als Ordna afjesett, on de Mejelles keeme an de Reej, Ordnung to schaffe. Ehrlich gesägt, et wear ja oak een starket Steck.

Denn kreej wi Anfang de 30 er Joahre noch Lehrer Stichler. Eck hadd gern bi em Underrecht. Hee kunn dem Underrecht so scheen op de spoassege Art jestalde. Ook en Rohrstoak hadd he. Dem hoad he so ganz anobfällig em Ärmel vasteckt. De woatt krieje sull, kiekt he nich an. Een Bewegung met dem Oarm, on de Rohrstoak hadd seinem Vasteck out dem Ärmel valoate on zeigt sein Weerkung.

En de dreißiger Joahre had wi ook noch eene Lehrer, op dem eck mi entsen, Lehrer Johnke. De wear so kleen. Wenn he groote Junges een Ohrfeig geewe wull, reekt he nich henn.

Eck kunn noach ewa veelmehr Streiche schriewe, awa eck find, dat wadd denn langwielig.

Großmutter

Von den vier Großeltern teilen, die an und für sich jedem Kind zustehen, hatten wir nur eins abbekommen. Die Großeltern mütterlicherseits erlebten die Hochzeit ihrer Tochter nicht mehr, und der zweite Großvater starb, als ich drei Jahre alt war. An ihn habe ich nur eine einzige Erinnerung. Er saß vor seinem Wocken am hinteren Fenster der kleinen Stube im alten Haus und knittete, und ich stand auf der niedrigen Fensterbank und kämmte ihn. Er hatte einen schönen Kranz dunkelgrauer Haare und einen prächtigen Backenbart. Wie Mama mir später erzählte, hatte er nach dem Kämmen eine rotweißgestreifte Kopfmütze.

Großmutter durfte ich damals noch nicht kämmen. Ihr Wocken stand vor dem ersten Fenster. Oft war ich bei ihr und schaute den geschickten Händen zu. Leider habe ich nie richtig knitten gelernt, nur die Maschen mit zwei Stichen zu knüpfen. Doch Großmutter hielt nicht viel von meiner Hilfe, und mit den Worten: Loat ,mi man lewer, Du moakst mi toveel Schorrmusche damang, nahm sie mir die Knittnadel wieder aus der Hand. Da war ich aber schon etwas älter.

Die Maschen mit zwei Stichen zu knüpfen wird heute noch zum Ausbessern der Netze angewandt, doch die Großeltern und auch noch mein Vater fertigten die Maschen mit einem Stich, und das war knitten.

Einmal wollte ich wohl ganz genau zugucken, war wie immer auf den Wocken geklettert und guckte durch die Gabel. Dabei hatte ich wohl den Kopf zu weit vorgestreckt, rutschte mit den Füßen ab und blieb mit dem Kopf in der Gabel hängen. Obgleich Großmutter mich sofort befreite, hat dieses kleine Erlebnis und die Angst, die ich dabei empfand, sich so fest eingepägt, daß ich noch heute beim Anblick von Netzen daran denken muß.

An der Ofenseite der kleinen Stube stand das Himmelbett. Es hatte rotweiß karierte Vorhänge, und am Himmel war eine dicke Kordel angebracht. Meine Schwester und ich durften nach Großvaters Tod abwechselnd bei Großmutter im Himmelbett schlafen. Wir mußten an der Wand liegen, weil wir sonst herausfallen können; denn Himmelbetten waren hoch. Wir brauchten unser Fußbänkchen und noch einen Stuhl, um

hinklettern zu können. Drinnen war es immer schummerig, und man lag ganz weich. Wollte man sich wieder aufrichten, erfaßte man die Kordel und zog sich daran hoch. Die Kordel hieß Aufhelfer

Die allererste Erinnerung an meine Großmutter kommt aus der dunklen Küche, die früher zum Boden hin offen war, damit der Rauch abziehen und die Netze trocknen konnten, die auf der Lucht hingen.

Eine Ecke des großen Backtrogs war durchgestoßen und deshalb von innen mit Blech vernagelt. Daran hatte die Großmutter sich beim Kneten des Brotteigs die Hand verletzt und zurückblickend sehe ich weniger sie, nur die blutige Hand.

Und noch einmal Großmutter im alten Haus. Es war Sonntag Mittag, ich saß vor dem Kindertisch und wartete auf meinen Anteil vom Sonntagsbraten, wollte das Fleisch aber nicht kleingeschnitten haben, sondern wie die Erwachsenen, ein Stück mit einem Knochen.

So rief ich dann mehrmals: Ich will aber einen Knochen! Da brachte mir Großmutter einen sauber abgeputztem Knochen ohne das kleinste Zipfelchen Fleisch. Alle setzten sich und begannen mit dem Essen. Ich war vielleicht enttäuscht, jedoch zu trotzig, um auch nur ein Wort sagen zu können, saß nur da und starrte auf meinen fast leeren Teller, erkannte aber doch, daß Großmutter nur richtig auf mein Geschrei reagiert hatte. Sicher habe ich später mein Essen bekommen.

Ob ich gegessen habe, weiß ich allerdings nicht; denn ich war zutiefst beleidigt und konnte ziemlich dickköpfig sein.

In der Schummerstunde, weil - um Petroleum zu sparen noch kein Licht angezündet werden durfte, saßen wir bei Großmutter, und sie sang uns kleine, plattdeutsche Lieder vor, während sie mit dem Fuß meistens noch die Wiege schaukelte. Da ich die Älteste von sechs Geschwistern bin, war diese meistens besetzt. Es waren ganz einfache, einzelne Verse, doch jedes Kind fühlte sich persönlich angesprochen, weil sie jeweils an passenden Stellen unsere Vornamen einsetzte.

Schusche, schusche, schuse, wo woahnt de Peter Kruse? Enner Peterzelljegass, wo dä Friedke är Brüdgam waßt.

Später, bei meinem Bruder, sang sie: Wo dem Hanske sien Brutke waßt.

Hottkes foahre no-er Stadt, bringt doch unser Grete wat. Wat sull wi-er bringe? Äppel, Beer und Kringel. - Ei wat denn noch mehr dato? Een Poar hipsche, bunte Schoh!

Weinte jemand, so sang sie: Elske, Elske, grien man nich, morje kemmt de Tante, mettem Sack voll Lewerworscht fä de Musikante. Doch am meisten Spaß hatten wir bei folgendem Vers:

Schusche, schusche, schusche, de Pracher steit em Huse, hett en grote, leddre Sack, wo he dem ongetoagne Peter rinsteckt.

Alle wollten wir in den großen, ledernen Sack gesteckt bekommen, auch Prinz, den Hofhund und sämtliche Katzen, nicht zu vergessen, Lammerts Leo, der uns so gern in die Hacken kniff, sobald wir nur den Nachbarhof betraten.

Wenn es beim Schuhanziehen nicht so recht klappen wollte, sagte sie uns folgenden Vers auf: Perd beschloane, Perd beschloane, wieveel Miele sull he goahne? Eent, twe, dre, vonner Hack bet anne Teh.

Dabei klopfte sie uns mit der Hand im Taktrhythmus auf die Schuhsohlen. Wir hörten zu, hielten die Füße still und alle Schwierigkeiten waren behoben. Und oft haben wir dann gebettelt: Oma, noch mehr Perd beschloane! Noch ein kleines Lied fällt mir ein:

Hollerdeboller, de Woags senn entzwei, de Perdkes sen vadrunkte. Ei, wat sächt de Ritterknecht, wo de gewichste Stewelkes drächt? Ei, wat sächt de Junker? Hewt dem Buk voll Klunker.

Dabei habe ich mir immer gedacht, daß der Junker wohl gern Klunkermus gegessen haben muß, was ganz und gar nicht mein Leibgericht war. Es war unser tägliches Abendessen, jedoch mir zuwider, daß es mich Überwindung kostete, diese Klunkersuppe zu essen.

Damit mein Vater nichts merkte, schöpfte ich mir jeweils nur etwas Milch in den Teller. Mit einem großen Stück eingebrocktem Brot gut vermischt aß ich dann so langsam, daß ich nicht vor meinen Geschwistern fertig war.

Und hoffentlich war das mit den Perdkes nicht bei der Pionierbrücke passiert; denn ich hatte meinen Vater zu Mama sagen hören: De Pionierbrich wad ok emmer molscher. Weest äwerhaupt nich mehr, wo dufoahre sullst.

Und so war ich immer erleichtert, wenn ich den Heuwagen

wohlbehalten um die Scheunenecke biegen sah.

Bis Großmutter in allen Versen sämtliche Geschwister und bei dem Sack des Prachers noch vieles andere untergebracht hatte, verging die Zeit bis zum Lichtenmachen viel zu schnell.

1928 wurde das neue Haus gebaut, da gab's elektrisches Licht. doch die Schummerstunde wurde auch weiter eingehalten.

Mein zweiter Schulwinter war sehr kalt und schneereich, und von uns bis zum Dorf gab's noch keine Strasse. In der Trift lag der Schnee fast einen Meter hoch. Jeden Morgen setzte mein Vater mich auf den Schimmel Grete, und dann ritt ich zur Schule. Ich schämte mich deswegen und bin schon immer vor Wenkes Scheune abgestiegen. Dann drehte sich Grete um, ich gab ihr einen Klaps und sagte: Nun geh man nach Hause. Das tat sie auch, und mein Vater, der sie erwartete, brauchte dann nur noch die Stalltür zu öffnen. Mittags war schon ein schmaler Steig getreten, erstens die Pferdespur, dann die Kinder, die kein Pferd zum Reiten hatten oder von jemand, der im Dorf etwas zu tun gehabt hatte. Doch Großmutter hatte Angst, daß ich im Schnee steckenbleiben könnte. Sie ging rechtzeitig los, (immerhin war sie da schon 69 Jahre alt) und holte mich mit dem Handschlitten ab.

Als die Wiesen noch mit Sensen gemäht wurden, gingen die Männer ganz früh aus dem Haus, damit sie möglichst noch fertig wurden, bevor die Sonne höher stieg. Großmutter ging dann mit, um das erste, gegengemähte Schwatt abzuharken.

Nun war es wieder einmal soweit. Die Peyssche Wiese (sie war von Peyse zugekauft worden) sollte gemäht werden. Ich war noch nie dort gewesen, und in meiner kindlichen Vorstellung handelte es sich um eine blumenübersäte Wiese, und mir taten alle Blumen so sehr leid, die nun am nächsten Morgen sterben sollten.

Trotz tränenreichen Mitleids konnte ich gut schlafen und am nächsten Morgen kitzelten mich Grashalme wach. Als ich schlaftrunken die Augen öffnete, sah ich nur Blumen, Wiesenschaumkraut, Sumpfdotterblumen, Hahnenfuß und Kreuzschnabel, Wiesenfuchsschwanz und den rot blühenden Sauerampfer. Ich kam mir vor wie auf der Wiese, doch dann

entdeckte ich hinter dem riesigen Strauß Großmutter's liebes Gesicht, das lächelnd auf die Langschläferin herabblickte.

Zu den von Großmutter uns vorgesungenen Versen kenne ich auch noch alle Melodien, leider kann ich keine Noten schreiben. Da ich nirgendwo sonst diese kleinen Lieder gehört habe, nehme ich an, daß Großmutter sie nach Widitten mitgebracht hat. Dadurch waren mir die Ortsnamen Lichtenhagen, Löwenhagen und natürlich Jäskeim genauso vertraut wie Peyse oder Fischhausen.

Im Nachlaß meiner Mutter fand ich einen Taufschein meiner Großmutter mit einem gut erhaltenen Siegel der Kirche Lichtenhagen und vorher schon in einem älteren Samlandbrief ein Bild dieser Kirche. Damals sagte mir diese Aufnahme nicht viel, es war eine Kirche wie jede andere auch. Doch nun, nach Auffinden des Taufscheins, betrachte ich sie mit ganz anderen Augen, hat sie doch, wenn auch nur in geringem Maße, teil an meiner Vergangenheit. Und ich versuchte mir vorzustellen, wie es wohl damals gewesen sein mag, als meine Urgroßmutter Wenk, geb. Schittig, ihre kleine Johanne in dieser Kirche zur Taufe getragen hat.

Längere Zeit schliefen wir Mädchen mit Großmutter in einem Zimmer. Sie betete jeden Abend laut diese Verse: meine Augen fallen zu, lieber Vater, wache Du, ohne Sorgen schlummern wir, wenn Du stehst vor unserer Tür. Mein Gott und Herr, ich hoff' auf Dich, in Deine Hand befehl' ich mich. Drum schließ ich nun in Fried und Ruh, ohn' Angst und Sorg' die Augen zu.

Am Tag vor ihrem Tod war ich mit ihr allein zu Hause. Sie hatte sehr großen Durst, ich mußte ihr immer wieder etwas zum Trinken geben, allein konnte sie den Becher nicht mehr halten. Und dabei hatte ich doch soviel Arbeit aufgetragen bekommen, alle anderen waren auf der Wiese, bei der Grummeternte. Als ich ihr am Abend noch einmal ihre Tropfen geben wollte und sie dabei etwas aufrichtete, bekam sie einen Blutsturz, alles war voll Blut, viel mehr, als bei meiner ersten Erinnerung an sie. Nachdem meine Mutter das Bett neu bezogen und Oma gewaschen hatte, sagte sie. Nu well ek schloape, fol mi mol de Händ, (allein konnte sie es nicht mehr), und dann betete sie noch einmal: Mein Gott und Herr, ich hoff' auf Dich, in Deine Hand

befehl ich mich. Drum schließ' ich nun in Fried' und Ruh' ohn Angst und Sorg` die Augen zu, - drehte sich etwas zur Seite und schlief ein, für immer.

Am Tag vor Wachabend fuhren meine Eltern mit dem Leiterwagen nach Königsberg, um einen Sarg und was sonst noch notwendig war, zu kaufen. Es war schon dunkel, als sie nach Hause kamen. Der Sarg wurde in die große Stube getragen, und die Sachen, die Großmutter angezogen werden sollten wurden hineingelegt. Sie kamen uns Kindern wunderschön vor. Besonders das Spitzenhäubchen. (Die Nachthäubchen, die Großmutter sonst trug, waren von meiner Mutter selbst genäht.) Als wir schon das Zimmer verlassen wollten, ging mein Vater in die Küche, holte aus der Holzkiste ein Stück Holz, klemmte es zwischen Sarg und Deckel und sagte, wie entschuldigend zu uns gewandt: Se wer je emmer e betche nejjerich.

Der Obstgarten

1928 zogen unsere Eltern von Masuren nach Widitten in die Nähe Königsbergs. Sie wollten ihren Kindern eine Schulbildung vermitteln, die ihrer Meinung nach im Kreis Rastenburg nicht möglich war. Außerdem wollte unser Vater nicht auf dem Lande versauern. Königsberg, die Hauptstadt Ostpreußens, war ja das Zentrum von Kultur und Wissenschaft im Osten.

In Widitten gab es schon 1928 elektrisches Licht, was wir von Schülzen in Masuren noch nicht kannten. Aber die Lehrerwohnung im Schulhaus war ziemlich verwohnt; unsere Mutter weinte in der ersten Zeit oft. Wir Kinder merkten das nicht so.

Zur Lehrerwohnung gehörte an der Schule ein großen Garten mit vielen Apfelbäumen. Natürlich hatten wir keine Ahnung, wie die einzelnen Sorten hießen. So nannten wir die Äpfel des Baums, der an der Seite, wo die Fenster der Schulklasse waren, Schuläpfel. Sie waren klein, schön saftig und herzhaft.

Dicht an der Straße von Königsberg nach Pillau stand der Rote Eiserapfel. Wie der Name vermuten läßt, war er hart und wurde auch meistens erst im Januar/Februar aus dem Keller geholt, wenn die anderen Sorten schon gegessen waren.

Wenn man ihn mit einem weichen Lappen polierte, sah er wie gelackt aus. In der Weihnachtszeit wurde er in der Bratröhre des Kachelofens gebraten.

Ein Nachteil war sein Standort. Die Äpfel waren von der Straße aus gut zu sehen und lockten Diebe an. Vater bastelte eine Alarmanlage, die sogar einmal in Funktion trat, als ein Dieb nachts den Maschendraht-Zaun schon fast durchgeschnitten hatte. Irgend etwas muß der dann aber gemerkt haben und haute ab.

In der hintersten Gartenecke hatte ein Baum grüne Äpfel, die eine Naht wie eine Ecke hatten. Das war wegen seines Standorts und der Naht seiner Früchte der Eckapfel.

Auf den Baum zwischen den Himbeersträuchern hatte Vater fünf Apfelsorten aufgefropft. Die Kurzstielchen und die Renetten schmeckten am besten. Von den anderen Sorten gab es manchmal nur einen.

Die Wege im Garten waren durch beiderseitig angepflanzte

Johannisbeersträucher wie kleine Alleen. Zwischendrin gab es gepflegte Blumen und Gemüsebeete. Wer kaufte damals auf dem Lande schon Radieschen, Salat oder anderes Gemüse in einem Laden! Es wurde alles selbst gesät und geerntet.

Für uns Kinder war der Garten ein herrliches Spielgelände, hauptsächlich zum Verstecken spielen. Manchmal verlegte Vater ein Schulstunde in Naturkunde in den Garten. Einmal erzählte er, dass eine Schülerin den Garten als Paradies bezeichnet hatte.

Auf dem größten Baum, einer Linde, bauten wir uns zwischen den Ästen eine Plattform, auf der wir uns verstecken und ungestört lesen konnten. - Jedes Mal, wenn hier in Kiel die Linden blühen und duften, denke ich daran, wie wir damals Lindenblüten für den Tee pflücken mußten, der im Winter bei Erkältungen half.

Nicht zu vergessen stand in Gartenmitte der Bergamottenbaum. Bergamotten sind rund wie Äpfel, schmecken aber wie Birnen. Wieviele hat unsere Mutter verschenkt, weil wir sie gar nicht alle verwerten konnten!

Die Äpfel wurden geerntet, wenn sie reif waren und im Keller auf Holzbrettern gelagert. Wenn wir Kinder welche raufholen sollten, hieß es immer: Aber zuerst die angefaulten, die müssen zuerst weg. So kamen wir kaum je in den Genuß eines einwandfreien Apfels.

An einem Sonntag waren unsere Eltern fortgefahren, mein Bruder und ich waren allein zu Hause. Schnell gab es Meinungsverschiedenheiten, die wir im Garten mit faulen Äpfel als Geschosse austrugen. Aber niemand traf den anderen.

Da kam mir der Gedanke, einen faulen Apfel einfach gegen den Maschendraht zu werfen, hinter dem mein Bruder stand. Der Apfel zerplatzte, und mein Bruder und besonders seine weiße Matrosenbluse hatten Sommersprossen. Matrosenblusen und Mützen waren lange Zeit große Mode.

Als Mutter zurückkam, bekam ich zu spüren, dass mein Einfall dieses Mal gar nicht so gut gewesen war.

Erwin Homp, Großheidekrug, jetzt Australien

Drei weltbewegende Geschichten aus meiner Kindheit.

Bei Oma

Ich muß etwa drei Jahre alt gewesen sein, als ich mit meiner Mutter unsere Großmutter (Maria Homp-Pommel) besuchte. Meine Tante Liese Johst (Prinz) begleitete uns bis zur Hauptstraße. Während die beiden Frauen noch standen und plachanderten, vertrieb ich mir die Zeit, auf der Einfassungsmauer von Omas Misthaufen hin und her zu laufen. Jeder Heidekrüger weiß, welche Augenweide diese Symbole der Landwirtschaft waren. Ich habe das Bild noch heute vor Augen: hochgetürmter Dung, wie eine Insel im Teich von Jauche.

Das Unabänderliche geschah: Ich verpaßte die Ecke und stand bis zum Hals in der aromatischen Brühe.

Meine Mutter hatte mich mehrmals gewarnt, vorsichtig zu sein. Jetzt denkt Ihr wohl, es gab was hinten drauf; aber ihre praktische Logik behielt die Oberhand, Wo hätte sie wohl hin hauen können? Hinterher nach mehreren Eimern Wasser aus Omas Brunnen, die erbarmungslos über mich entleert wurden, gab es großes Gelächter.

Gefangen

Das andere Abenteuer muß noch im selben Jahr gewesen sein, etwa November 1931. Wir wohnten noch zusammen mit Rogges (Tojoager) im Haus der Rogge Oma. Es war nur eine kurze Strecke den Feldweg hoch zu Czeslicks Krug an der Hauptstraße.

Bei Czeslicks im Vorgarten übte eine Blaskapelle für eine Veranstaltung am Abend. Ein Haufen Kinder hatte sich versammelt, um zuzuhören. Bald wurde es uns zu langweilig, und wir gingen auf Erkundung, und zwar nach hinten in der Biergarten. Ganz hinten war die Schießstandgrube, wo wir natürlich nichts zu suchen hatten. Wir kletterte rein und raus und hatten viel Spaß.

Ein dicker Balken stand in der Grube und ragte über den Rand hinweg. Als ich gerade unten auf einem Stuhl saß, schob einer der Lorbasse den Balken seitlich, und ich war festgeklemmt, Als sie mein Geschrei hörten, liefen sie alle davon. Da saß ich nun und

wartete auf ein Wunder, das leider nicht geschah. Es wurde Mittag, Nachmittag. Ich schlief auch einige Male ein; ich wußte, ich sollte beten, und das habe ich dann auch getan. Zum Glück war ich warm angezogen, denn als es dunkel wurde, setzte schon Bodenfrost ein.

Inzwischen war das halbe Dorf in Aufruhr. Man hat mich überall gesucht: im Dorf, im Wald, am Haff und am Aufschlepplatz am Hafen. Von meiner Schwester Anneliese (Stach) wußten sie nur: Erwin ist bei die Blasers. Das gab letzten Endes meinem Cousin Willi Gerwien den Gedanken, doch mal weiter in Czeslicks Garten zu suchen. Er fand mich, befreite mich und trug mich triumphierend nach Hause.

Da war das Haus voll von besorgten Verwandten und Nachbarn. Ich wurde ausgefragt nach Herz und Nieren: Hast denn auch jebetet, Erwinche? Ja! Was hast denn jebetet? Müde bin ich, geh` zur Ruh`. Gerührte Bemerkungen. Was noch? Von drauß vom Walde komm ich her, ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr, (Ich war gerade dabei, für die kommenden Weihnachten zu lernen.), und komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. - Schallendes Gelächter!

Das Schlimmste stand mir aber noch bevor: ich wurde herumgereicht und von allen Frauen abgeschleckt. Da half kein Wehren und kein Kämpfen, ich mußte es über mich ergehen lassen. Lieber wäre ich zu Czeslicks Schießstand zurückgekehrt.

Keine Sorge, lieber Leser. Diese panische Angst vor Küssen hat sich später im Leben seltsamerweise genau ins Gegenteil verwandelt.

Äpfelklauen

Ein benachbarter Halbstarker und ich ließen uns von unserem Rädelsführer überreden, aus Harbeckes Garten Äpfel zu klauen.

Als wir emsig dabei waren, uns die Taschen vollzustopfen, tönte die ärgerlich Stimme des Herrn Harbecke aus dem oberen Schlafzimmerfenster: Macht, daß ihr aus meinem Garten verschwindet, ihr Lorbasse! Darauf ballerte ein Schuß durch die Nacht. Ich hoffe, er schoß in die Luft.

Jedenfalls sind wir in Weltrekordzeit über den zwei Meter

hohen Zaun geklettert, verloren unsere halbe Beute und liefen mit zitternden Knien durch die Schustergasse.

Ach so, jetzt wollt ihr wohl wissen, wer denn wohl unser Rädelsführer war? Es war der Sohn des Hauses - *Hans Jürgen Harbecke*.

Erwin Homp, Großheidekrug, jetzt Australien

Eindrücke,

*die ich aus meiner Heimat Großheidekrug
nach Australien mitnahm.*

Das Haff der Damm Froschkonzert
Sicken und Lommen Schiffsverkehr
Sommergewitter -Storchennester
Der Hafen Hafendampfer:
Altstadt Kneiphof Löbenicht - Heydekrug
Eisbrecher
Badestrand Holzflöße im kleinen Haff
Heuernte (Aust)
Kartoffelscharren Vorstechen
Kartoffelkraut verbrennen
Drachenfliegen Schneewehen (Höhlen ausgraben)
Schlittschulaufen
der Wald Blaubeeren sammeln
Weihnachtsbäume ernten (stehlen)
im Dorf Kastanienbäume Kirschbäume Misthaufen
Schietkanal Rieselschiet
Schlagball spielen in der Schustergasse
Schmackostern Räuber raus, die Bude brennt
Gaststätten Czeslick Höllger Lappöhn
Schule alte neue
Erste Liebe

Der Lebensvogel

Beim Vorgänger war die Kinderzahl in Widitten auf 17 Kinder gesunken, seit 1926 stieg sie jährlich. 1928 waren es über 30 Schüler. Jährlich kamen etwa 10 ABC-Schützen zu, während nur ein bis zwei Kinder entlassen wurden. "Wenn das so weitergeht" dachte ich, "sind das in ein paar Jahren 80 Kinder, ein bißchen viel für eine einklassige Landschule."

In Wirklichkeit waren es 1935 schon 83! - Dann müßte eine zweite Lehrkraft kommen, und vielleicht müßte sogar eine neue Schule gebaut werden. - Auch das traf ein, wenn auch erst im Jahre 1938.

Als ich einmal mit den Kindern darüber sprach, weil der Platz knapp wurde - die Bänke reichten nur für 36 Kinder - meinte ein Kind im Scherz: Daran sind die vielen Störche schuld."

Bei der Storchenzählung hatte man festgestellt, daß die Zahl der Störche, die im Kriege 1914/18 sehr abgesunken war, gut anstieg, offensichtlich doch ein klarer Beweis für den Zu-sammenhang mit der Kinderzahl.

Ich fragte die kleine Frieda: "Bestellst du dir beim Adebar auch ein kleines Brüderchen?" - "Ach nein. Wir haben all genug." - Ich rechnete nach: 1, 2, 3, 4, 5 ... allerdings reichlich.

Sobald aber ein Storch über die Dächer zu den Wiesen zog, sangen die Kinder im Chor: "Storch, Storch bester, bring mir eine Schwester! Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder!"

Es gab Dörfer in Ostpreußen, die 20 und mehr Storchennester besaßen. Auf einem auswärtigen Bauernhof waren 7 Nester auf vier Dächer verteilt. Bei Pr. Eylau hieß ein Dorf "Storchennest".

In Ostpreußen ist der Storch Charaktervogel der Landschaft, vielleicht weil der Tisch für ihn auf den vielen Weiden, Wiesen und Gewässern stets gedeckt ist. Der Vogel ist möglicherweise so beliebt, weil unsere Vorfahren ihn als den Überbringer des Lebens im Frühjahr betrachteten. Sie wußten ja nicht, daß er im Winter in Afrika war. Er verschwand eben mit dem Grün in der Natur und kehrte wieder, wenn die Natur erwachte. Er brachte also das Leben zurück, daher nannten sie ihn Adebar = Odelbar = Lebensbringer. (Odalrune Lebensrune.)

Die Kinder wußten das nicht und sangen lieber:

De Oadeboar, de Oadeboar, de hätt e lange Näs,
| : un wenn er önnne Groawe steiht, : |
dann kickt er noa de Wäs.

De Oadeboar, de Oadeboar, hätt rode Strömpkes an,
| : un wenn er oppe Dach spazeere geiht, : |
förts wie e Eddelmann.

De Oadeboar, de Oadeboar, de leggt e grotet Ei,
| : un wenn dat Junge woll ruter koame, : |
denn hackt er et entzwei.

De Oadeboar, de Oadeboar, de steiht op sinem Nest,
| : un wöll er sick e Varjneege moake, : |
denn klappert er mit sine Freß.

De Oadeboar, de Oadeboar, de hätt e dicke Kopp,
| : un wenn er önnne Frehjoar wedder kömmt, : |
denn bringt er ons ne Popp.

Übersetzung ins Hochdeutsche

Der Storch, der Storch, der hat eine lange Nase,
und wenn er im Graben steht, - dann sieht er nach der Wiese.

Der Storch der Storch, hat rote Strümpfe an,
und wenn er auf dem Dach spazieren geht - grad wie ein Edelmann.

Der Storch der Storch, der legt ein großes Ei,
und wenn das Junge rauskommen will, dann hack er es entzwei.

Der Storch der Storch, der steht auf seinem Nest,
und will er sich ein Vergnügen machen - dann klappert er mit seinem
Schnabel

Der Storch der Storch, der hat einen dicken Kopf,
und wenn er im Frühjahr wieder kommt, dann bringt er uns eine Puppe.

In Widitten gab es wenig Störche. Ich hätte gern für ein Nest ein Wagenrad auf der Schule angebracht, aber als ich an der Bärwalder Schule den bekalkten Giebel und die Beete dahinter sah, ließ ich es bleiben. Aber wir sprachen oft in der Schule über die Störche und schrieben kleine Aufsätze über sie. Die kleine

Annemarie schrieb nur einen Satz:

Der Storch hat einen langen Schnabel und der Schnabel siht gelb aus und zwei lange rote. Beine, und er siht weiß aus und schwarz aus und er hat zehn Zehn und sie legt Eier im Nest und wenn er gelegt hat, dann brüetet sie aus und denn holt sie Futter für sie und dann gibt sie das Futter den kleinen und dann lernt sie flügen und der Storch ist ein Zuch Vogel und im Herbst flügen sie los in Amerika da ist es im Winter heis und hier ist es kahlt und Schnee und dohrt ist es wie im Sommer und da bamelen sie sich ane Schiffen wenn sie flügen weil es so weit ist.

Endlich ein Punkt! Das war doch eine Leistung für das zweite Schuljahr! - Sie wußte noch nicht wo Amerika und Afrika liegen aber doch schon, daß es sehr weit sein mußte; und deshalb ließ sie ihre lieben Störche an den Schiffen baumeln, damit sie ja nicht ertrinken.

Wenn die Störche sich zum Wegziehen auf den Wiesen sammelten, waren die Kinder traurig und sangen:

Oadeboar von neege Jahr,
wenn ehr warscht wedder koame?

Storch vom neuen Jahr,
wann ihr werdet wieder
kommen?

Wenn de Rogge riepe,
wenn de Pogge piepse,
wenn de Däre knarre,
dann danze alle Narre.

Wenn der Roggen reift,
wenn die Frösche quaken,
wenn die Türen (?) knarren,
dann tanzen alle Narren.

Der zweite Vers endet:

dann gahn wi bim Herr Pfarrer

Dann gehen sie zum Herrn Pfarrer zum "Unterricht", und dann werden sie eingesegnet und kommen aus der Schule. Das war ja wohl das Ziel jedes Dorfkindes, und die Wiederkunft des Storches zeigte, daß man dem Ziele näher kam.

(Aus Widitten 1928 bis 1945 / Der Schulmeister erinnert sich)

Walter Thalmann (Gradtke), Großheidekrug

Kerosin

Gradtke Thalmanns Oma, geb. Homp, war eine sehr starke Frau, sie hat es im Leben nie leicht gehabt. Mit 45 Jahren wurde sie Witwe. Ihr Mann war Fischer. Ohne Rente mußte sie vier Kinder durchs Leben bringen.

Es war im ersten Krieg, Strom gab es nicht im Dorf, Petroleum war knapp. Oma hatte sich Kerosin besorgt. Das Licht in der Lampe fing an dunkler zu werden. Oma versuchte die Lampe aufzufüllen, ohne die Lampe zu löschen. Plötzlich brannten der Tisch und das Zimmer. Oma hat den Raum erst verlassen, als das Feuer aus war. Mit einer Decke hatte sie das Feuer ausgeschlagen. Aber sie hatte kein Haar mehr auf dem Kopf

Der gelbe Kater

1934 war unser Haus am Wald fertig. Unser altes strohgedecktes Haus am Haff hatte der Schwalke-Thalmann, der die andere Hälfte bewohnte, gekauft. Der Stall wurde abgerissen und am Wald wieder aufgebaut. Oma Thalmann wollte aber nicht mit, sie wollte im alten Haus bleiben. Alles Überreden half nicht viel. Der Zeitpunkt des Umzuges kam. Oma stand trotzig da, sie wollte nicht mit. Da lief unser alter gelber Kater um ihre Füße. „Ja, sagte Oma, „wenn der alte gelbe Kater mitkommt, komme ich auch mit. Mein Vater sah sie lange an, nahm den gelben Kater und warf ihn auf den Wagen. Der Kater blieb auf dem Wagen, und Oma ging hinter dem Wagen her zum neuen Haus. Ob der Kater wußte, worum es ging? Ich bin davon überzeugt.

Albert Zoch, Großheidekrug

Erinnerungen an Kindheit und Jugend

Albert Zoch ist am 11. April 1894 in Gr. Heydekrug geboren. Während wir in fortgeschrittenem Alter aus unserer Erinnerung schöpfen, hat Albert Zoch schon 1933 im Alter von 39 Jahren die Erlebnisse seiner Jugendzeit aufgeschrieben..

Der Bericht wurde von Tochter Rose-Marie Nassauaer, geb. Zoch freundlicherweise zur Veröffentlichung freigegeben.

Erster Teil

Wie mir meine Geburtsurkunde bestätigt, habe ich vor 39 Jahren im Monat April, morgens um 7 Uhr das Licht dieser Welt erblickt. Wie mir meine liebe Mutter öfter gesagt hat, bin ich gleich mit großem Geschrei in die Welt hineingestiegen.

Kein Wunder, daß ich schrie, als ich zur Welt kam, denn gefragt hat mich niemand, ob ich zu den „Menschen wollte. Als ich mir dann von dem langen Schläfe die Augen ausgerieben und die Gegend angesehen hatte, bekam ich doch Lust, vorläufig dazubleiben, wo ich nun aber unfreiwillig hingekommen war. Denn durch Zufall war ich in das schöne Samland hineingeboren.

Ja, das Samland in der östlichen Ecke meines deutschen Vaterlandes ist meine Heimat. An der südlichen Langseite der kleinen, viereckigen Halbinsel, welche im Süden vom Frischen Haft; im Norden vom Kurischen Haft, und im Westen von der Ostsee umspült wird, wurde ich geboren. Eingeengt von rauschendem ostpreußischen Hochwald und von den Fluten des Frischen Haffs liegt idyllisch mein Heimatdorf mit seinen roten Ziegel- und grauen Strohdächern, am Ufer die Angelkähne, welche alle mit Gr.H. und der laufenden Nummer am Bug bezeichnet sind.

An der Südseite des Dorfes, etwa 1000 Meter bis zum Walde, breitet sich das magere Weide- und Ackerland der Dorfbewohner aus. Hauptsächlich werden Roggen, Hafer und Kartoffel angepflanzt. Selbst dieses gedeiht in dem mageren Sandboden nicht besonders, und die Fischer suchen im Fischen ihren Haupterwerb, während die Arbeiter in dem 18 Kilometer entfernten Königsberg ihren Unterhalt suchen.

Während im Winter das Dorf einsam auf das vereiste Haft hinausträumt, ist es im Sommer, und hauptsächlich an den

Sonntagen, höchst belebt.

Um seinen Wald und der frischen Haffluft und nicht zuletzt wegen der fetten Haffauen wird es von den Königsbergern rege besucht.

Mit schmucken Dampfern, mit Autos, Fahrrädern, und auch zu Fuß erscheinen sie. Für ihr leibliches Wohl sorgen drei Etablissements, und ebenso kann die Jugend zu den Klängen der Jazzer in den geräumigen Sälen sich vergnügen, wenn sie es nicht vorzieht, im Wald zu träumen oder im weichen Haffwasser zu baden.

Ja, selbst für uns Jungen war der Sonntag ein besonderer Tag, denn es war immer ein Fangtag, wo am Abend ein paar Groschen in der Tasche klapperten.

Wenn die Städter an den Wettspielen, welche sie für uns Dorfjungen veranstalteten, sich ergötzen wollten, mußten sie natürlich auch einige Preise in klingender Münze deponieren, welche dem Sieger als Belohnung zufiel. Auch ich war ein eifriger Bewerber an den sportlichen Austragungen. Sacklaufen, Klettern und Ringkämpfe waren unter uns kleinen Bengels die beliebtesten Sportarten. Da ich unter meinen gleichaltrigen Kameraden zu den größten und stärksten gehörte, fiel mir der Gewinn oft zu, so daß ich öfter von den Veranstaltern ausgeschieden wurde, damit auch meine schwächeren Kameraden nicht leer ausgingen. Nur im Klettern waren mir meine Kameraden alle überlegen. Während diese beim Kommando „Los! wie die Katzen an den Bäumen hochgingen, spürte ich die Anziehungskraft der Erde, wogegen ich nicht ankonnte.

Hatte der letzte Dampfer mit den Gästen den Hafen zur Rückreise verlassen, so wurde noch schnell das verdiente Geld gezählt, und freudestrahlend lief ich zur Mutter, um ihr meinen Verdienst auf den Tisch zu legen.

Daß sie mir die paar Pfennige nicht gerne abnahm, habe ich ihr wohl angesehen, aber wir waren damals schon 8 Geschwister, welche alle essen wollten, und das Einkommen meines Vaters, welcher ein einfacher Arbeiter war, betrug herzlich wenig. Wenn sie mir dann über das Haar strich und sagte: „Du bist min liebster Jung!,“ fühlte ich mich belohnt und war glücklich, denn ich war doch auch schon etwas! - ich half ja schon mitverdienen!

Und bestimmt half ich mitverdienen! Ich kann mich nicht entsinnen, wo ich nicht verdient habe. Wenn andere Kinder in

meinem Alter ihrem Spiel nachgingen, habe ich gearbeitet - meine Schwester Lina, welche zwei Jahre älter war, und ich! Wir waren in unserer Kindheit die Hauptstützen unserer Eltern.

Im Frühjahr haben wir Blumen gesammelt: Maiglöckchen, Vergiß-meinnicht, und in der Fliederblüte Flieder. Zu kleinen Sträußchen gebunden und bei den städtischen Ausflüglern in dem 4 Kilometer entfernten Etablissement Vierbrüderkrug in den Handel gebracht. In unserem Dorf verhandelten wir die Blumen nicht, weil es uns den anderen Kindern gegenüber peinlich war.

Sonntagnachmittags ging ich dann gemeinsam mit meiner Schwester durch den schönen Wald nach Vierbrüderkrug. Den mit Blumen gefüllten Korb am Arm und den eventuellen Verdienst in Gedanken überschlagend, ging es mutig fürbaß. Vorsichtig gingen wir jedem uns entgegenkommendem alten Weib aus dem Wege; denn ein Begegnen mit demselben wäre ja eine schlechte Vorbedeutung für unser Geschäft gewesen.

Waren wir dann angelangt, wurde am Eingang zum Garten Aufstellung genommen. Da wir sauber und ordentlich angezogen waren - worauf unsere Mutter ganz besonders hielt - und wir uns der größten Höflichkeit befleißigten, haben die Gäste gern von uns gekauft. Bald waren wir unsere Ware los und konnten den Heimweg mit leeren Körben und dem erlösten Betrag antreten. Jeder Sonntag war ja auch nicht Geschäftstag, und man mußte recht lange stehen, um die Sträußchen an den Mann zu bringen. Wenn es dann spät wurde, und wir den gänzlichen Verkauf bezweifelten, machten wir gemeinsam einen Angriff auf den Allergewaltigsten - den Herrn Ober - und baten ihn, uns doch in den Garten hineinzulassen, um den Rest unserer Blumen den Gästen an den Tischen anzubieten. Hatte er gut verdient, war er auch leutselig genug und gestattete uns das Betreten des Gartens. Waren wir erst mal drin, waren wir auch bald unsere Blumen los. Noch ein untertänigster dankbarer Blick nach dem Herrn Ober, und Auf Wiedersehen! Vierbrüderkrug, auf den nächsten Sonntag!

Zuerst wurde mal die Wasserflasche aus der Tasche gezogen und entleert. Diese führten wir immer mit uns, um die Blumen durch Besprengen recht frisch zu halten.

Dann ging's bis zur nächsten einsamen Stelle, und es wurde Kasse gemacht. Vorsichtig holte dann meine Schwester die Nickel- und Kupferstücke aus ihrer Kleidertasche und legte sie in

ihren Schoß, um zu zählen. Waren es gewöhnlich auch nur 1,50 bis 2 Mark so war es doch ein Batzen, womit meine Mutter manches Loch zustopfen konnte.

Um uns vor Verlust zu schützen wurde das erworbene Kapital ins Taschentuch geknüpft und behutsam in die Tasche versenkt. Unterwegs wurde zur Sicherheit noch öfters nachgesehen, ob's auch wirklich noch an Ort und Stelle sei.

Freudig und mit gesundem Appetit kamen wir dann zur Mutter, welche uns mit besorgten und liebevollem Blicke in Empfang nahm. In unserem kindlichen Eifer haben wir sie dann erst mal raten lassen, wieviel Geld wir in der Tasche hatten. Gewöhnlich hat sie dann niedrig geraten, und wenn wir unser Geld dann auf den Tisch zählten, tat sie über die hohe Summe sehr überrascht, welches uns dann besonders freudig stimmte.

Schnell wurde gegessen; aber doch in der kurzen Zeit ein schönes Quantum verdrückt. Noch mit einer Schmalzstulle in der Hand ging's hinaus, den Rest des Sonntags nach unserm Belieben zu verbringen.

Kamen die großen Schulferien heran, so hieß es nicht spielen und auf der Straße sich herumtummeln, sondern - O, Weh! - hinein in den Wald! Brombeeren und Blaubeeren gesammelt! -

Diese Zeit wurde ganz besonders von Mutter wahrgenommen, und dann hieß es von früh bis spät sammeln. Je näher die großen Ferien kamen, desto mehr beschlich mich das Grauen vor der Arbeit; doch legte sich dieses Gefühl, sobald man mitten drin stand.

Am frühen Morgen ging's dann los. Jeder bekam seine Tagesration Brot, welches meistens mit Syrup bestrichen war. Um vom Durst nicht zu sehr gequält zu werden - denn in dem Wald, wo sich kein Luftzug bewegte und die schwüle Wärme aus Moos und Sträuchern uns ermüdend entgegenschlug, gab es recht viel Durst; nichts lähmte den Arbeitseifer so, wie der Durst, wenn man nicht in der Lage war, ihn durch ein paar Schlucke Kaffee zu lindern, wurde meistens auch eine Flasche mit schwarzem Kaffee mitgenommen.

Doch keiner wollte sie tragen, und gewöhnlich war unsere Mutter immer diejenige, welche sich damit belasten mußte. Angenehm war es bestimmt nicht, sich damit zu belasten; die ganze Zeit, wo man im Wald in gebückter Haltung herumstreifte,

hatte man die Flasche am Körper hängen.

Die Brotrationen wurden in Tücher gewickelt und über die Hüften fest an den Körper gebunden - so daß die Ration über dem Hinterteil ruhte.

Während die Mutter einen Korb von ca. 12 Litern Inhalt bei sich trug, waren meine Schwester und ich mit einem Trinktopf von ca. 1/4 Liter Inhalt bewaffnet.

Da wir barfuß gingen, durften auch die Holzschlorren nicht vergessen werden, um gegen Fußverletzungen durch kleine herumliegende Holzstücke und eventuell gegen Schlangenbisse, gesichert zu sein.

So gerüstet zogen wir dann unserem Erwerb entgegen. Der schöne Sommermorgen und der einsame Wald mit seiner würzigen Luft machten unsere Herzen fröhlich; und an Ort und Stelle angelangt, ging es eifrig ans Sammeln.

Meine Schwester und ich versuchten, uns im Sammeln zu überbieten. Jedoch konnte ich gegen sie nicht an, denn mit einem kleinen Quantum war sie mir immer über. Fand ich aber mal einen Platz, wo die Beeren reichlicher waren, dann hütete ich ängstlich meine gefundene Stelle vor ihrem Blick. Erst wenn ich glaubte, jetzt aber soviel gesammelt zu haben wie sie, dann habe ich ihr mein Geheimnis verraten.

Wie es nun so bei Jüngeren ist, gab es auch Tage, wo ich abscheulich faul war und das Bücken mir besonders schwer fiel. Aber ich hatte dann immer nicht mit der Medizin gerechnet, die die Mutter dafür hatte.

Sie merkte es gar bald, wenn ich an Faulheit krankte, und war mit ihrer Medizin in Gestalt eines langen Astes fix zur Stelle. Ehe ich mich versah, hatte ich ein paar feste Schläge über das Rückgrat. Im Laufen hörte ich nur noch ihre Beschwörungsformel: Ik wa di Lorbas Fliet bibringe!

War ich mit dem Besichten der gemißhandelten Stelle fertig, so stellte sich, wenn auch anfangs widerwillig, der alte Fleiß ein, und mein richtiges Quantum war bis zum Abend in Mutters Korb.

War es dann Zeit zum Feierabendmachen und wir beim Lesen aus Sichtweite der Mutter gekommen, so erscholl der langersehnte Ruf der Mutter: „Aalbe-ert! Li-na! - To Hus goane! Fix waren wir zur Stelle. So gut es ging, wurde der Anzug in Ordnung gebracht, der schwere, bis zum Rand gefüllte Korb auf

den Arm gehängt, und los ging's dem Wege zu. Hier angelangt, wurden erstmal die Holzschlorren von den Füßen gezogen, um recht flink auf den Beinen zu sein. Zufrieden, unsere Pflicht getan zu haben, voll Vorfreude auf das reichliche Abendessen und des Losgebundenseins, zogen wir dann lustig unserem Dörfchen zu.

Unterwegs wurde dann noch gemeinsam erwogen, wo wohl am meisten Beeren zu finden sein würden; und nach dem Ergebnis haben wir dann für den nächsten Tag unser Ziel festgelegt.

Der schönste Tag war für uns der Sonnabend. Dann fuhr Mutter mit den Beeren, die wir in der Woche gesammelt hatten, nach Königsberg auf den Markt. Für meine Schwester und für mich war der Tag zum Spielen da.

Dieses konnte unter uns auch nur abwechselnd geschehen, denn ein kleiner Bruder oder eine kleine Schwester waren immer da, die noch in der Wiege lagen und unserer Aufwartung bedurften.

Trotzdem ich jede Arbeit gerne machte, und gerne auf vieles verzichtete, was bei anderen Kindern selbstverständlich war, so war mir dieses Kinderabmerken eine Tätigkeit, welche in meinen Augen nur ein ganz schlechter Mensch erfunden haben mußte, nur um uns arme Jungen zu quälen.

Wie war mir bitter zu Mut, wenn ich durch's Fenster die andern Jungen beim Spielen beobachten konnte, und ich mußte im Zimmer an der Wiege sitzen! Wie habe ich die Jungen ihrer Freiheit beneidet und meinen kleinen Schützling dahin gewünscht, wo der Pfeffer wächst!

Von Schützling kann man nicht reden, sondern Schützlinge muß es heißen. Außer den Kleinsten waren immer noch etliche andere da, welche der Beaufsichtigung bedurften.

Trotz strengsten Verbots der Mutter, das Kleinste nicht allein zu lassen, brachte ich es vielmals doch nicht über das Herz, das Verbot zu befolgen. Zu stark zog es mich nach draußen, um wenigstens ein paar Minuten im Kreise der spielenden Kameraden zu sein.

Solches durfte aber auch nur dann geschehen, wenn der Schützling schlief. Gewöhnlich wollte er aber dann gerade nicht schlafen. Wenn alle mit der Zeit erlernten Künste nicht halfen, dann griff ich zum radikalen Mittel. Ich brachte ihn zum Schreien, indem ich ihn öfters an den Schultern stark schüttelte. Wollte er sich nach der ersten Erschütterung beruhigen, wurde

das Experiment wieder versucht. Es wurde solange wiederholt, bis er sich müde geschrien und allmählich mit Verachtung über seinen gefühlvollen Bruder stoßweise aufschluchzend in den Schlaf versank.

Hinterher hat mein Tun mir furchtbar leid getan. Dann wollte ich an ihm alles gut machen. Ich trug ihn auf meinen Armen herum, machte „heia! popeia! und wußte nicht, was ich ihm alles zu Liebe tun sollte. Er war ja auch schnell versöhnt und erfreute sich an den Künsten seines großen Bruders.

Seine größte Freude war, wenn ich auf allen Vieren ihm entgegenlief und ihn wie ein Hund anbellte, beißen wollte, und dann mit einem bösen Rrrrrr! ihn ankurrte; oder wenn ich wie ein kleines Fohlen um ihn herumgaloppierte und mutig nach hinten auskeilte.

Öfters kam es vor, daß ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlug. Dazu bediente ich mich Mutters Wäscheleine. Diese reichte aus dem Zimmer über den Hof bis zur Landstraße. Das eine Ende wurde an der Wiege festgebunden, das andere Ende zog ich hinter mir her zur Straße. Hier habe ich mich dann hingesezt und durch Hin- und Herziehen der Leine die Wiege aus 30 Meter Entfernung in Bewegung gesetzt. In gewissen Abständen habe ich mich zu meiner Beruhigung persönlich von dem Wohlergehen meines Schützlings überzeugt und dann wieder meinen Platz an der Straße eingenommen.

Zweiter Teil

Im Herbst war ich gewöhnlich bei der Kartoffelernte beschäftigt. Mein Amt war Karstecher!

In meiner Heimat wurden die Kartoffeln nicht nur gegraben, sondern mit den Händen ausgescharrt. Dieses ist auf den leichten Sandboden zurückzuführen. Der Karstecher lockert mit der Forke nur den Boden, während die Frauen und Mädchen in kriechender Haltung ihm folgten und die Kartoffeln aus dem gelockerten Erdreich herausscharren. Hierbei habe ich mir denn das Essen verdient. Geld gab es nicht. Aber meine Eltern hatten Anspruch auf freies Fuhrwerk, wenn sie solches mal nötig bräuchten.

Im Winter hat meine Mutter Netze für die Fischer geknüpft. Es war ein kümmerliches Brot. Für den ganzen Meter wurden 10 Pfennige gezahlt. Hielt sich meine Mutter fix dran, so konnte sie

doch nicht mehr als 8 Meter am Tage schaffen.

Auch ich war so unvorsichtig und interessierte mich für diese Kunst, und sehr bald hatte meine Mutter raus, daß ich sie voll und ganz beherrschte. Nun hieß es: Komm ma hä, min Jung, hide geißt nich ob dat Is! Du wascht mi helpe!

Schlittschuhlaufen war mein liebstes Vergnügen, und manche Träne habe ich geweint, wenn ich ihm des Netzknüpfens wegen nicht nachgehen konnte.

Meine Schwester Lina war vorsichtiger. Ich wußte, daß auch sie diese Arbeit verstand. Aber sie bestritt es. Wenn meine Mutter sie herannahm und im Knüpfen Unterricht gab, stellte sie sich mit Absicht so ungeschickt, daß die Mutter es aufgab, sich länger mit ihr zu befassen. Mit einem Schlag ins Genick, welchen sie abschüttelte, war sie der drohenden Gefahr, am Knüpfstragen zu sitzen, entgangen.

Und dies zu meinem größten Ärger! Ich beneidete sie oft ihrer Freiheit, und wenn es mir irgend möglich war, versuchte ich ihr diese durch Petzen bei der Mutter zu kürzen. Gewöhnlich sorgte ich dafür, daß sie die Nadel, welche wir zum Netzeknüpfen benutzten, mit Garn befüllen mußte. Meine größte Befriedigung hatte ich dann, wenn sie ihre Unlust an dieser Arbeit sich merken ließ. Dann erst recht trieb ich mit meinen spitzfindigen Redensarten ihren Unmut auf die Spitze, und sehr oft kam es dann zu einem Tränenerlaß ihrerseits.

An ihrer geleisteten Arbeit hatte ich dann gewöhnlich auch noch immer was auszusetzen und die Mutter darauf aufmerksam zu machen: Bald waren die Nadeln zu los, bald zu fest befüllt, bald war das Garn verknotet, bald einige Umschläge fallen gelassen. Immer hatte ich was auszusetzen, nur um ihr die Freiheit zu verleiden. Aber ich hatte immer nicht mit der Zurückzahlung gerechnet; denn es kam immer mal die Gelegenheit, wo sie sich rächte, und dann waren unsere Rollen vertauscht.

Trotzdem wir beide alle Arbeiten gemeinsam verrichten mußten, kam es doch vor, daß wir uns wie Katz und Hund gegenüber standen. Sehr oft hatte einer oder der andere Kratzwunden im Gesicht. Gewöhnlich war ich aber der Schuldige; durch meine Speilzahnigkeit wurde der Streit herbeigeführt.

Wie oft hat die Mutter einen Prügel vom Holzhaufen geholt.

Denn sie fragte nicht, wer Schuld hatte? sondern dann gab's für beide.

Es war grade starker Frost; meine Schwester Lina, ich und die andern kleinen Geschwister allein in der Wohnung. Die Mutter war fortgegangen. Auch an dem Tage kriegten wir wieder das Raufen. Als meine Schwester einen ernstlichen Angriff auf mich machte, rückte ich nach draußen aus. Die Fenster waren dick mit Eis befreten, nur ein kleiner runder Fleck war frei, den irgendeiner von den Geschwistern mit seinem warmen Atem herbeigeführt hatte. An der Außenseite dieses Fensters nahm ich Aufstellung. Um meine Schwester zu ärgern, trieb ich allerhand Unfug. Zuletzt fand ich daran Gefallen, meine Nase an der eisfreien Stelle der Fensterscheibe plattzudrücken und meiner Schwester Grimassen zu schneiden.

Knack! Klirr! - die Scheibe war verschwunden - war zerplatzt hinausgefallen! Aller Mut zum Unfugtreiben war wie weggeblasen. O Weh! Wenn die Mutter kommt -! Schon im Geiste spürte ich auf meinem Kadaver den Knüppel tanzen. Nach vielem Lamentieren und Weinen, nach vielem Hingucken nach der Öffnung im Fensterflügel, wo keine Scheibe hineinkommen wollte, kam die Mutter. Oj! Oj! Wie wird es werden?

Wat es hia los? Wä heft det Fensta taschloaga?

De ohl Boll! - Ma. sagt meine Schwester.

Joa, Maka, ek kann nich doafir. Se leet mi nich tofred, on ek muß rutrenne!

Wat? - On davon ging et Fensta entwei?

Ne, ne, Ma, glov man nich; he leet mi nicht tofred, de ohl Boll! on denno rennt he rut o drekt mete Näs ent Fensta on da platzt et.

Ek wa ju Beesta leare! ek wa ju leare vanunftig send, wenn ek mal en Oogeblek din Rig kea! -

Und feste gab es, was Zeug und Leder hielt. Aber nicht nur für mich, sondern auch die Schwester Lina bekam ihr Teil, trotzdem ich ja der Alleinschuldige war.

Dann hieß es: So, nu goan' je bin Gloase o loate dat ensette! Wehe, wenn je mir nich dat Fensta ganz torigbringe!

O Weh! Es war brennend kalt, und der Glaser wohnte im vier Kilometer entfernten Dorfe Marljen - und dunkel war es auch schon; nur der Schnee erhellte unseren Weg.

Den Fensterflügel unter dem Arm zogen wir dem Glaser zu. Die Schwester weinend und mich mit Vorwürfen überschüttend; ich

verbissen und mich gegen ihre Vorwürfe wehrend, trotzdem mich das Schuldgefühl plagte.

Nach einstündiger Wanderung über hart gefrorene Schneedecke und holperig gefrorene Straße kamen wir beim Glaser an, den wir auch zuhause trafen denn sein richtiger Beruf war Gutsgärtner. Bald war der Schaden geheilt. Etwas leichter ums Herz und beide schon wieder versöhnt, ging's den Weg zurück. Vorsichtig der Glätte wegen achtgebend, damit wir mit dem Fenster nicht zu Fall kamen. Nach nochmaligen bitteren Vorwürfen und Ermahnungen der Mutter war dann der alte Zustand wieder eingetreten, und alles ging seinen ruhigen Gang.

Ich habe nie wieder versucht, an einer gefrorenen Fensterscheibe meine Nase plattzudrücken.

Wenn es jetzt auch grade nicht mehr das gefrorene Fenster war, so kamen doch noch allerhand andere Rüpeleien vor, auf welche ich nicht mehr näher eingehen will. Wo Geschwister sind, und dazu noch so viele, wie wir waren, läßt sich so etwas wohl nicht umgehen. Nur der Knüppel der Mutter kann da Ordnung halten, und geschont hat sie ihn nicht! - Uns zum Segen! -

Meine Mutter war streng, manchmal vielleicht ein wenig zu streng: Ob wir einen blauen Flecken auf dem Körper mehr oder weniger hatten, danach fragte sie nicht - durfte sie nicht fragen! Sie hatte ihre Kinder lieb, und nur zu oft habe ich beobachtet, daß sie sich im Geheimen die Augen trocknete, wenn sie mal wieder ein Strafgericht über einen oder den andern verhängt hatte.

Die ganze Last der Erziehung ruhte auf ihren schmalen Schultern. Nicht nur das allein, sondern noch ein großer Teil der Unterhaltssorge.

Ich will meinem Vater nichts Böses nachsagen, und er war auch kein schlechter Mann; aber leichtsinnig war er in seinen jungen Jahren und wechselte nur zu oft seine Arbeitsstellen.

Diese Lücken hat meine Mutter durch ihr fleißiges Mitarbeiten auszufüllen versucht. Von morgens bis spät abends hat sie sich geplagt und gesorgt - und alles nur für die Kinder. Meine Schwester und ich haben ehrlich mitgeholfen, und dieses gern getan, weil wir wußten. wo der Mutter der Schuh drückte.

Am Sonntag handelte meine Mutter in den umliegenden

Dörfern mit Kuchen, welchen sie vom Bäcker unseres Dorfes bezog. Zur Hilfeleistung mußte ich mit. Recht früh ging es dann schon aus dem Dorf hinaus, um bei der Kundschaft vor dem Frühstück anzukommen. Als ich mich dann schon eingearbeitet hatte und die Kundschaft kannte, überließ meine Mutter mir dieses Revier allein, während sie andere Dörfer besuchte.

Mir zur Hilfe mußte die Schwester Lina mit. Wir haben zur vollster Zufriedenheit der Mutter unser Geschäft versehen. Mit der Zeit hatten sich einzelne Konkurrenten eingefunden, welche für einen anderen Bäcker Brot verkauften. Aber die hatten mit unserer Fixigkeit nicht gerechnet. Ehe sie sich versahen, waren wir ihnen zuvor und unsere Ware los, während sie mit halbgefüllten Körben ihren Rückmarsch antreten mußten.

Diese Beschäftigung brachte einen schönen Groschen ein, denn auf 3 Mark Ware verdienten wir 80 Pfennige, und Mutter konnte es gebrauchen.

Und trotzdem war nur zu oft, hauptsächlich zur Winterszeit, Schmalhans Küchenmeister zu Hause. Sehr oft kam es vor, daß kein Stück Brot im Hause war, und meine Schwester und ich zu Verwandten oder Bekannten hingehen mußten, um etwas Brot zu erbitten. Das war für uns der bitterste Weg, welcher erst nach langer Gegenwehr doch gegangen werden mußte.

Aber von keinem hat meine Mutter etwas Geschenktes angenommen. Dreifach hat sie es zurückgegeben, wenn nicht auf dieselbe Art, dann mit ihrer Arbeit. Schwere Arbeit war ihr ganzes Leben. Mit sechs Jahren war sie elternlos und mußte sich ihr Brot bei fremden Menschen verdienen.

Während ihrer Ehe ging es ihr nicht besser. Arbeit, Kummer und Sorgen waren ihr tägliches Brot; durch ein Bad von Tränen, die der Sorge um das tägliche Brot für ihre Kinder entströmten, hat sie sich hindurch gebadet.

Die Arbeit ist ihr zum Lebensbedürfnis geworden. Noch heute, wo sie sich schonen könnte, arbeitet sie und schafft - und für wen? - nur für ihre Kinder.

Ihrer Kinder darf sie sich nicht schämen. Alle sind sie gesund. Wenn unter den vielen auch mal einer oder der andere von den jüngeren über die Gerade hinausschwankt, so ist doch keiner fähig, etwas Unehrenhaftes zu tun, und findet sich immer in die richtige Richtung hinein.

Auch in der Schule waren wir brauchbare Schüler, die ihre Aufgaben zur Zufriedenheit der Lehrer lösten. - Ja, für gute Leistungen habe ich noch Prämien in Form von guten Büchern erhalten.

Als ich nach Vollendung meines 14. Lebensjahres aus der Schule entlassen wurde und in der Woche nur noch zwei Stunden am Konfirmationsunterricht teilnehmen durfte, wurde durch unser Dorf die Chaussee gebaut.

Während meine Schwester, welche ja zwei Jahre älter als ich war, schon dabei arbeitete, hatte auch ich Glück und konnte Beschäftigung erhalten.

Mein regulärer Tageslohn war 1,20 Mark und für einen Schuljungen viel Geld. Meine Schwester war beim Steinepacken, und weil dieses im Akkord gearbeitet und quadratmeterweise bezahlt wurde, verdiente sie gewöhnlich mehr als ich.

Am Wochenschluß war es immer ein ganz schönes rundes Sümmchen, welches in Mutters Tasche fließen konnte. So waren wir von klein an unseren Eltern eine Stütze und haben viel zur Erziehung unserer anderen Geschwister beigetragen.

Ich will nicht behaupten, daß wir nun gar nicht dazu im Stande waren, unserem Vergnügen nachzugehen. O ja, es fand sich auch dazu Zeit genug, und wir empfanden an unserer freien Zeit mehr Genuß und Freude als andere Kinder, denen ihre Freizeit etwas selbstverständliches war.

Nach meiner Einsegnung wurde es für Mutter auch etwas besser. Ich konnte jetzt doch schon mehr verdienen.

Früh zur Selbständigkeit erzogen verschaffte ich mir Arbeit in dem 19 Kilometer entfernten Königsberg, und habe bis zu meinem 16. Lebensjahr als Laufjunge und zum Teil auch in Fabriken meinen Verdienst gesucht.

Schon als kleiner Junge sah ich ein, daß es um den gewöhnlichen Arbeiter nicht besonders stand. Schwer arbeiten und wenig verdienen war sein Los. Und dann dieses moralische Empfinden: Nur ein Arbeiter! Es war kein edles Empfinden von mir, zumal mein Vater doch auch ein Arbeiter ist. Aber das Gefühl war eben in mir und ist geblieben für alle Zeit.

Nach verschiedenen innegehabten Arbeitsstellen kam ich 1910

als Laufbursche zum Bäckermeister K. nach Königsberg. Weil ich kräftig und fleißig war, war er mir sehr gewogen und redete mir zu, das Bäckerhandwerk zu erlernen. Große Lust habe ich nicht dazu gehabt, aber schließlich habe ich denn eingewilligt, und er verschaffte mir die Lehrstelle bei seinem Bruder in Königsberg in der D.-Straße. Ohne meine Eltern zu befragen bin ich in diese Lehrstelle zur vierwöchigen Probe eingetreten. Mir sagte der Beruf während der Probezeit auch zu, und ich bat meine Eltern um ihre Einwilligung zur Erlernung dieses Handwerks. Ihre Einwilligung erhielt ich, und am 1. Juli 1910 wurde ich als Lehrling auf der Handwerkskammer eingeschrieben. Ich lernte auf meinem Meister seine Kosten. Meine Lehrzeit betrug 3 1/4 Jahre.

Ich hatte eine gute Lehrstelle angetroffen. Mein Meister war ein herzensguter und nachsichtiger Mann - vielleicht ein wenig zu nachsichtig, und ich habe dieses in meinen Flegeljahren ausgenutzt. Meine Frechheit überschritt häufig die gesteckten Grenzen nicht nur meinem Lehrmeister gegenüber, sondern auch der Frau Lehrmeisterin. Von den jungen Gesellen ist gar nicht die Rede, denn mit jedem habe ich mich geschlagen.

Nur einen Gesellen habe ich geachtet und respektiert. Es war der Gustav N., meinem Lehrmeister sein Onkel. Ein Mann der den Schnaps liebte und, wenn er seine Tage bekam, die Arbeit Arbeit sein ließ und tagelang dem Werkraum fernblieb. Mein Meister machte es wohl oftmals nicht besser, aber er konnte es sich ja erlauben, denn er war der Chef.

Wie oft habe ich am Tage nach einer Flasche Dreidraht laufen müssen, und dann so, daß es die Frau Meisterin nicht merkte. Merkte sie es aber doch einmal, dann erschallte das ganze Haus von ihrer Stimme. Ich war mir aber keiner Schuld bewußt, denn ich handelte ja nur auf Befehl meines Meisters und meines Lehrgesellen, seines Onkels.

Eine Gute war meine Frau Meisterin nicht. Eines Tages hatte sie mich mal wieder mit der Flasche erwischt. Ehe ich mich versah, tanzte ein großes Holzscheit auf meinem Rücken, und nur mit Mühe konnte ich mich ihrer erwehren. Aber sie hatte nicht mit dem Gesellen Nikolovius gerechnet, denn sofort ging er mit dem langen Schlagschieber ihr auf's Leben, und mit lautem Geschimpfe floh sie in den Laden hinein.

Das Eheleben meines Meisters war nicht sehr erhehend. Er war ein herzenguter Mensch, aber sehr leichtsinnig. Sehr oft ließ er seine Werkstube im Stich und ging seinem Vergnügen nach. Es kam vor, daß er zwei bis drei Tage fernblieb. Ja, es kam sogar vor, daß überhaupt nicht gebacken wurde, wenn auch der Geselle Nikolovius seine Sauftage hatte.

Ich stand dann allein und konnte die Backerei doch nicht allein übernehmen. Selbstverständlich mußte ich dann auf Wunsch meiner Frau Meisterin zusehen, ob ich einen Aushilfsgesellen auftreiben konnte. War das möglich so haben wir beide, der Aushilfsgesell und ich, die Backerei fertig gemacht. Immer war ein Auftreiben nicht möglich, und dann wurde, wie schon gesagt, nicht gebacken.

Verflucht habe ich vielmals dem Meister seinen Leichtsinn, und an solchen Hundstagen mit der Frau Meisterin um die Wette geweint. Sie war einesteils auch zu bedauern und es ihr nicht zu verdenken, wenn sie jammerte und sehr oft Krach im Hause machte. Durch den Leichtsinn des Meisters ging das Geschäft zurück, und die Türe stand nicht still für Gläubiger, welche ihre Rechnungen präsentierten. Ja, sehr häufig war der Gerichtsvollzieher zu Gaste.

Kein Wunder, wenn auch mein Respekt für meine Lehrpersonen verloren ging, und diese Respektlosigkeit sich in Frechheit äußerte. Ich benahm mich zuletzt nicht mehr wie ein Lehrling meinem Meister gegenüber, sondern wie ein nahe verwandter Geselle.

Selbst ich habe mal mit dem Gesellen Nikolovius blau gemacht und eine Nacht gar nicht gearbeitet. Der Meister war natürlich auch blau, und gebacken wurde die Nacht überhaupt nicht. Den nächsten Morgen sind der Geselle und ich nach Hause gekommen, und der Meister hat weder dem Gesellen noch mir Vorhaltungen gemacht.

Selbstverständlich lag an mir keine Schuld. Der Meister war betrunken und konnte aus dem Bette nicht heraus, und der Geselle überredete mich, mit ihm zu gehen. Ich habe auch nicht getrunken, sondern bin nur so mitgeduselt.

Dieses alles soll nun nicht heißen, daß sowas öfter vorkam, sondern daß auch das vorgekommen ist. Im großen und ganzen wurde feste bei meinem Lehrmeister gearbeitet und nochmals wiederhole ich: Mein Meister war ein herzenguter Mann mir

gegenüber. Er konnte sich auf mich verlassen, denn ich war fleißig und kräftig

Damals wurde nur des Nachts in der Bäckerei gearbeitet. Es war bedeutend anstrengender als Tagesarbeit. Überhaupt für einen jungen Menschen; denn gerade der entbehrt die Nachtruhe zu sehr. Das Schlafen am Tage war doch nur halb, und der Körper war nie richtig ausgeruht.

Es kam wirklich vor, daß ich drei bis vier Tage überhaupt nicht geschlafen habe. Es ist fast unglaublich, aber es ist so. Gewöhnlich waren dieses die Tage von Sonnabend bis Dienstag. Sonnabend abends um acht Uhr fing die Sonntagsbackerei an und dauerte für mich bis sonntagmittags um zwölf bis ein Uhr. Dann ging ich nicht schlafen, sondern ging meinem Sonntagsvergnügen nach. Um acht Uhr abends war ich zum Hefestrickmachen zu Hause, und um neun oder zehn Uhr ging das Arbeiten los. Dieses dauerte wie immer bis ca. zwei bis drei Uhr montagmittags. Ohne daß ich schlafen konnte, fing um vier Uhr für mich die Fortbildungsschule an und dauerte bis sieben Uhr abends. Dann kam ich zurück, und wiederum begann die Nachtarbeit bis zum nächsten Nachmittag. Von Sonnabend bis Dienstag war ich dann ohne Schlaf gewesen, und was das für einen jungen Menschen bedeutet, läßt sich wohl leicht erraten.

So manches Mal fielen mir bei der Arbeit die Augen zu, und so manches Mal taumelte der Körper im Schläfe zur Seite. Sehr oft hat der Meister mit dem Schieber mir ins Gesäß oder in die Kniekehlen gestoßen, damit ich aufwachte.

Morgens um fünf Uhr war die Backerei fertig, und dann ging es ans Brot austragen. Treppauf treppab ging es dann - aber verdammt flott, denn bis sechs Uhr wollte jede Familie ihr Brot haben. Kam ich dann zurück, dann wurde gefrühstückt, und sofort wurde mit der zweiten Backerei angefangen. War bis mittags alles abgebacken, dann lag mir die Säuberung der Werkräume und der Werkzeuge ob. Vor Uhr drei kam ich nie ins Bett.

4. Teil

Die neue Zeit

Großheidekrug in Kriegszeiten

Anna Schirmmacher, geb. Gerwien, Großheidekrug

Die <Neue Zeit> in Großheidekrug

An einem Sonntag im August oder September passierte es. War es im Jahre 1931 oder 1932? So genau weiß ich das nicht mehr. Die <Neue Zeit> war im Kommen. An den Telegraphenmasten hingen Plakate mit neuartigen Kampfpaparen; sie wurden von Männern in braunen Uniformen angeklebt. Der Trupp war in einem Auto von Königsberg nach Großheidekrug gekommen.

So begann die Aufklärung. Wer hatte schon ein Radio? Wie viele Zeitungen wurden gehalten? Die kosteten Geld. Die Straßen und Straßengräben wurden täglich von Arbeitslosen belagert, die auf ihren Stempel im Gemeindeamt warteten. Es gab auch in unserem Dorf viele, die von der Arbeitslosigkeit betroffen waren. Sieben Mark gab es pro Woche und für Familie, oder so ähnlich, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.

Die Not war groß unter der Bevölkerung; da war es nicht schwer, mit neuen und vielversprechenden Paparen die Menschen aufhorchen zu lassen und vielleicht auch Hoffnungen zu wecken auf Arbeit und damit auch auf Brot, eben auf bessere Zeiten.

Unser Dorf war damals ganz schön rot durchsetzt. So manches rote Pünktchen wechselte heimlich und klammheimlich die Farbe und wurde braun. Viel Unruhe kam auch in unser Dorf. Es war die sogenannte Kampfzeit.

So auch an dem besagten Sonntag im Jahre sagen wir mal 1932. Wie üblich kamen mehrere Dampfer mit Ausflüglern aus Königsberg in den Hafen, darunter auch eine Kampfgruppe, oder besser gesagt Propagandagruppe SA-Männer, um zu werben und aufklärend zu wirken. Es mögen etwa 30 Mann gewesen sein.

Es war ein schöner, warmer Sommertag. Sie brachten viel Unruhe ins Dorf. Ein wenig Angst ging auch schon um. Man hatte von Schlägereien gehört bei solchen Veranstaltungen. Mit Propagandareden und Kampfliedern zogen sie durchs Dorf, wie schon erwähnt, um die Menschen aufzuklären und auf die <Neue

Zeit> vorzubereiten. Der ganze Tag war voller Unruhe.

Abgekämpft und wahrscheinlich auch nicht mehr ganz nüchtern ging es dann gegen Abend im Gleichschritt mit Gesang zum Hafen, um mit dem Dampfer zurück nach Königsberg zu fahren. Dabei mußte man zwangsläufig am Hof von Peter - Siedlers vorbei. Da passierte es schon! Schwalke - Thalmanns Lina und Torner - Holsteins Ed feierten dort ihre Hochzeit. Es war ja ein großes und geräumiges Haus, man konnte eine Menge Gäste unterbringen.

Unser Großvater saß mit seiner Schwester, Schwalke Thalmanns Oma unter dem Kastanienbaum, seinem Lieblingsplatz, der reichlich Schatten spendete. Die Unterhaltung drehte sich bestimmt ums Fischen, eines seiner Lieblingsthemen.

Als der SA Trupp mit Gesang - geschlossene Formation - vorbeimarschierte, müssen wohl einige junge Leute provokatorische Parolen wie etwa Heil Moskau oder Heil Hitler gerufen haben. Der größte Teil der Jugendlichen gehörte nicht zu der Hochzeitsgesellschaft sondern zu den Gaffern. Keiner wußte danach zu sagen, was los war, es genügte aber für den Befehl: Greift an! Sofort stürmte der Trupp auf den Siedler Hof, um eben anzugreifen. Die Jugendlichen flüchteten wahrscheinlich auf den Hof.

Vielleicht hat Großvater, der das ganze nicht begreifen konnte, mit erhobenen Armen etwas gerufen, um das Betreten des Grundstücks zu verwehren und die Feier nicht zu stören. Jedenfalls fiel die Horde über ihn her. Mit Knüppeln und abgerissenen Staketen schlugen sie auf den alten Mann ein. Mit Steinen wurden Fensterscheiben und Dachziegel zertrümmert. Der Hof sah hinterher wie ein Schlachtfeld aus. Großvater lag schwerverletzt auf dem Hof. Seine Schwester war leicht am Arm verletzt.

Eine Woche danach starb Großvater. Vierzehn Knochenbrüche soll er gehabt haben. Auf dem Totenschein stand als Todesursache Lungenentzündung. Der Hausarzt stellte ihn aus. Damals wußte noch niemand, daß sein Sohn bei dem Schlägertrupp dabei gewesen sein soll. Soviel ich weiß, hat es nicht einmal eine Gerichtsverhandlung gegeben. Großvater war ja auch an Lungenentzündung gestorben.

Die Empörung im Dorf war groß. Ein großer Trauerzug folgte dem Sarg zum Friedhof.

Angst

Auch bei uns gab es - wie überall - nicht nur schöne Stunden und Erlebnisse, die sich in der Erinnerung noch verklären und durch den Verlust unserer geliebten Heimat immer noch schöner und bedeutungsvoller werden. Aber sie gehören zu unserem Leben, die schönen und auch die schlimmen Stunden, und nichts kann die Erinnerung an unsere schöne Heimat trüben; nicht einmal ein immer noch nicht recht verarbeitetes schlimmes Erlebnis, das ich einmal zu Hause hatte.

Ich war damals so um die siebzehn Jahre alt und kam spät abends - wie sollte es anders - sein vom BDM-Dienst. Das Dorf verdunkelt, still, beinahe ein bißchen unheimlich - ein blasser Mond, Schatten und Finsternis überall, nahm mich auf meinem Nachhauseweg auf. Angst war etwas, womit ich schon seit frühester Kindheit zu kämpfen hatte (meine Freundin Lenchen Zibner kann ein Lied davon singen, denn sie brachte mich oft nach Hause). Ein Schisser erster Klasse war ich. Spätestens bei Danzers mußte ich mich von den anderen Mädchen trennen. So zog ich also meine Schuhe aus und lief lautlos im Dauerlauf auf der Teerchaussee nach Hause; der Weg von der Schule zum Ende des Dorfes war weit.

Plötzlich tauchte ein Motorradfahrer mit verdunkeltem Scheinwerfer vor mir auf. Mir blieb kein Fluchtweg weder nach rechts noch nach links. Dicht an den -Straßenrand gedrückt wollte ich an ihm vorbeihuschen.

Als er mich jedoch in seinem Lichtkegel hatte, sprang er vom Motorrad und setzte auf mich zu. Ich fand in meiner Panik den Weg zu Ratz-Gerwienes hoch, rannte auf den Hof, sprang in meiner Kopfllosigkeit an Kisten und Brettern vorbei und fand keinen anderen Ausweg, als mich in dem Toilettenhäuschen zu verstecken. Jahre vorher hatte ich mit Siedlers Hilla auf dem Grundstück gespielt, und alles war mir ziemlich vertraut. Man kann sich vorstellen, welch ein primitiver Schutz das war gegen einen vor Wut schnaubenden und fluchenden Menschen, der dort keuchend nach mir suchte. Ich saß wie ein gefangenes Kaninchen zusammengekauert in einer Ecke und meinte, der Kerl müßte mein Herz schlagen hören.

Endlich gab er die Suche auf. Ich hörte, wie er den Motor

anwarf, traute mich jedoch nicht wieder auf die Straße. So stieg ich denn bei Siedlers über den Maschendrahtzaun, zerriß mir Rock und Strümpfe, verletzte mir ein Bein und humpelte von dort nach Hause. Dort angekommen schlief schon alles, ich kroch - kaum ausgezogen - in mein Bett, zitternd und zähneklappernd konnte ich stundenlang nicht schlafen. Fast so schlimm wie das Erlebnis war für mich, daß meine Familie mich nicht ganz ernst nahm. Heute wäre so etwas zur Anzeige und Verfolgung gekommen.

Elke Mordhorst Hanemann, geb. Reiß, Großheidekrug

Überfall in Großheidekrug

Ich muß ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, als etwas Schreckliches bei uns passierte. Aus dem Schlaf gerissen sah ich, wie mein Vater zwischen Wohnzimmer und Küche stand, sah ihn etwas zurückwerfen, was man ihm vorher zugeworfen hatte und entdeckte einen Mann mit Jägerhut, der sich in unser Küchenfenster quetschte und ein um das andere Mal brüllte:

Kommt Bolschewisten jetzt wollen wir ihn holen, kommt Bolschewisten, jetzt holen wir ihn!

Meine Schwester und ich, zwei kleine Jammergestalten, standen zitternd und bebend in der kleinen Stube, unseren jüngeren Bruder an der Hand. Inzwischen konnte ich feststellen, daß mit Tellern geworfen wurde.

Am Abend vorher hatten wir ein Aaleessen mit der Zimmerbuder Verwandtschaft gehabt und den Abwasch nicht in den Küchenschrank gestellt. Oma schrie aus Leibeskräften: Kindakäs, h i a, Kindakäs, h i a ! (Kinderchen, hier her, Kinderchen, hier her!)

Die Nachbarn aber sahen kein Feuer das im Plattdeutschen *Fia* gesprochen wurde. Folglich rührte sich auch niemand, jedenfalls noch nicht. Meine arme nachtblinde Mutter, machte sich auf den langen Weg zur Wachtmeisterei, während Vater verbissen mit dem Einbrecher kämpfte, der schon mit dem ganzen Oberkörper im Fenster steckte, vor sich unsere Axt, mit der er den gerade

frisch eingesetzten und noch nicht gestrichen Fensterrahmen bearbeitet hatte. Gottlob hatte die Axt einen langen Stiel und auch ein ganz schönes Gewicht, so daß er sie nicht werfen konnte.

Von den Tellern blieb nicht viel übrig. Rogge Adolf, unser nächster Nachbar kam auf unsern Hof gerannt und holte den Einbrecher mittels Brunnenstange aus dem Fenster.

In der Zwischenzeit waren die beiden Wachtmeister mit Mutter zusammen eingetroffen, und durch den Tumult, der jetzt doch bis zum Hofen durchgedrungen war, war unser Hof voller Menschen. Der Schlag mit der Brunnenstange hatte den stark betrunkenen Einbrecher ohnmächtig gemacht. Oma wollte ihn wecken, und stülpte ihm das Wasser, in dem die Aale gereinigt worden waren, einfach über den Kopf. Er wurde auf eine Leiter gelegt und von einigen jungen Männern, die ihren Spaß daran hatten, ins Spritzenhaus gebracht. Mehrere Male soll er sich von der Leiter gerollt haben.

Was war passiert?

Unsere Nachbarn von nebenan hatten bei Czeslicks eine Hochzeitsfeier mitgemacht. Der Onkel Hahn ist mit diesem Königsberger, der in Großheidekrug einige gleichgesinnten Freunde hatte, in einen Streit geraten. Da er massiv bedroht wurde, machte er sich mit seiner Frau schleunigst auf den Nachhauseweg. Der Betrunkene torkelte schimpfend und brüllend immer hinter den beiden her. Das ging soweit, daß er Onkel Hahn den Gehrock zerriß. Als die beiden sich endlich in ihre Wohnung gerettet hatten, hetzten sie ihren Hund Strolch auf ihn, der den Verfolger bis vor unser Küchenfenster trieb. Als Strolch seine Arbeit zur Zufriedenheit erledigt hatte, trollte er wieder nach Hause und legte sich in seinen Korb. Hahns haben die Haustür verriegelt und sich nicht mehr sehen lassen. Der so Vertriebene torkelte zu unserm Hauklotz, bewaffnete sich mit der Axt und machte sich an unser Fenster heran. Er hat nicht nur die Scheiben zerschlagen, sondern auch den Fensterrahmen erheblich lädiert. So gerieten wir in ein Dilemma, das eigentlich für die Nachbarn gedacht war.

Es hat eine Gerichtsverhandlung in Königsberg gegeben. Wie sie ausgegangen ist, weiß ich nicht. Auf alle Fälle wurden meine Eltern lange hinterher noch bedroht und zwar immer durch seine Gesinnungsgenossen aus unserm Dorf. Wenn die Eltern an einem

öffentlichen Fest teilnahmen und vorher von Verwandten gewarnt wurden, bekamen sie durch die Polizei Geleitschutz. Machte sich unser Vater am Sonntagabend für den wöchentlichen Aalfang auf dem Frischen Haff fertig, wollten wir Kinder ihn nicht loslassen und weinten, und ich sehe Mutter vor mir, wie sie versuchte, die Fenster besonders gut zu verriegeln.

Endlich zog Ruhe ein. Vielleicht lag es an der besonderen politischen Veränderung, als die Kommunisten oder Bolschewisten nicht mehr so in Erscheinung traten.

Ich bin zeit meines Lebens ein Angsthase gewesen, wenn ich auch immer sehr tapfer war. Extrem schreckhaft bin ich bis heute geblieben, zumal ich auch als Siebzehnjährige das schlimme Erlebnis (Heimat Bote Nr. 6, S. 19) hatte. **Alles eitel Sonnenschein bei uns?** Beileibe nicht! Der eine oder andere wird auch seine bösen Erlebnissen gehabt haben. Hierbei wollen wir die Ereignisse Flucht und Vertreibung mal weglassen.

Mein erster Urlaub als Soldat

Am 1. Oktober 1940 wurde ich zur Infanterie nach Marienburg einberufen und anschliessend nach Marienwerder verlegt. Hier habe ich meine Ausbildung als Infanterist gehabt.

Im Unterschied zu den heutigen Einberufenen gab es in den ersten sechs Wochen keinen Ausgang. Man mußte zuerst zackig grüßen können.

Weihnachten 1940 gab es Urlaub aber nur bis 150 km weit. Es ging mir so wie vielen anderen, dass das Urlaubsgesuch rot durchgestrichen zurückkam, und die tatsächlichen km rot aufgeschrieben waren, so wie ich mich erinnere 178 km.

Weihnachten rückte näher, viele andere wie auch ich mußten in der Kaserne bleiben. Am Heiligabend gab es auch eine Weihnachtsfeier. Die Kompanie leitete der Leutnant, der auch uns Rekruten betreute.

Bei der Weihnachtsfeier hatte ich meinen Platz direkt neben dem Leutnant. Wir kamen ins Gespräch, zum Urlaubsgesuch wegen der zu vielen km sagte er, man müsse nur die Bahnstation angeben, bei der die 150 km nicht überschritten werden, das andere Stück kommt man sicher auch irgendwie weiter.

Das habe ich dann sofort den anderen erzählt. Am nächsten Tag sind wir zum Bahnhof und haben die entsprechende Bahnstation gesucht, bei der die 150 km nicht überschritten wurden. Bei mir war es Ludwigsort auf der südlichen Seite des Frischen Haffs, eine Station vor Brandenburg. Brandenburg liegt genau gegenüber von Großheidekrug am Frischen Haff.

Jetzt habe ich Urlaub zu Silvester und zu Neujahr eingereicht, der auch genehmigt wurde. Von Ludwigsort fuhr eine Buslinie nach Königsberg und von Königsberg eine andere nach Großheidekrug. Leider hatte ich Pech. Der Bus nach Königsberg war vor 10 Minuten abgefahren. Ich zu Fuß in Richtung Brandenburg in der Hoffnung, irgend ein Fahrzeug Richtung Königsberg würde kommen und mich bis Königsberg mitnehmen. Ich hatte aber wieder Pech, kein Fahrzeug kam, um mich nach Königsberg mitzunehmen. Alle waren Sylvester anscheinend schön zu Hause geblieben.

Die Straße führte nahe am Haffufer entlang. Es war ein schöner sonniger aber frostiger Tag. Das Haff war bei starkem Frost

bereits zugefroren. Die Fischer waren mit Handschlitten auf dem Eis zum Fischen. Ich jetzt kurz entschlossen in Richtung Haff, denn Großheidekrug sah ich jetzt bei dem schönen Sonnenschein so nahe, dass ich es übers Eis versuchen wollte. Die Fahrinne im Seekanal war ja immer zugeschoben, wenn keine Schiffe kamen.

Dieses Vorhaben schlug aber fehl, denn bei dem letzten Regen und Tauwetter war das Haffufer etwa 50 Meter weit mit Wasser überflutet. Die letzten beiden Nächte hatte es zwar wieder gefroren, und auf diesem überfluteten Haffrand hatten sich wieder zwei bis drei cm Eis gebildet, das reichte aber nicht aus, um auf das dickere Eis zu kommen.

So bin ich weiter nach Brandenburg zum Hafen gelaufen und versuchte aufs dickere Eis zu gelangen, was auch glückte. Die etwa 13 km übers Eis nach Großheidekrug waren aber sehr glatt. Die machten sich an meinen Waden bemerkbar, die taten ganz schön weh. Ich war aber zu Hause bei meinen Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden. Zu Silvester konnte ich auch schon wieder tanzen. Es war das letzte Mal, dass ich in Großheidekrug getanzt habe.

Die Rückfahrt war einfacher. Da hatte es so stark gefroren, dass mein Vater mich mit einem Pferdeschlitten zu der anderen Haffseite gefahren hat.

Frieda Kirsch/Sonnenberg, (Marschenen)

Übungsschießen

Im Kreis Samland stationierte militärische Einheiten führten im Gelände gelegentlich Schießübungen durch, ehe sie zum Einsatz kamen. Dafür mußten sie die Genehmigungen beim Landratsamt einholen. Es waren junge Offiziere, die diese Anträge persönlich stellten und gleich erhielten. Die Anträge begannen immer mit folgendem Satz: Die Einheit der Feldpost-Nr. ... beabsichtigt am ... in der Zeit von ... bis ... ein Übungsschießen durchzuführen. Dann folgte die Ortsangabe und was sonst noch nötig war. Die Schießerlaubnisse unterschrieb der Landrat.

Einmal kam der Abteilungsleiter mit der Unterschrift zurück ins

Büro. Er las mein Geschriebenes lachend vor. Ich war bei dem Übungsschießen mit der linken Taste für das E schneller gewesen als der für das I mit der rechten Hand. Er kommentierte den Fehler noch damit, dass wir uns das mal vorstellen sollen. Da sitzt eine ganze Einheit usw. - Die Bemerkung des Abteilungsleiters war dem Leutnant mindestens so peinlich wie mir.

Frieda Kirsch, geb, Sonnenberg, Marschenen

Immer, wenn ich Taschentücher bügeln muß ich an Adolf Hitler denken.

Um das Pflichtjahr bin ich nicht herum gekommen. Also mußte ich auch zur Berufsschule gehen. Sie stand in der Selkestraße. Die Lehrerin war begeisterte Nationalsozialistin. Das ließ sie uns bei allen Gelegenheiten spüren. Eine Schülerin war schwanger. Sie durfte während des Unterrichtes schlafen oder auch gleich zu Hause bleiben. Sie wird dem Führer ein Kind schenken. Es hörte sich wie ein Vorwurf für uns alle an, dass sie die einzige war aus der Klasse, die dieses Opfer brachte. Wir waren 17 und 18 Jahre alt. (Ich will nicht zynisch sein, aber bei der Lehrerin war in der Richtung wohl schon der Ofen aus.)

Als sie uns bügeln ließ, und eine Schülerin die Ecken am Taschentuch nicht akkurat und faltenlos ausgebügelt hatte, hielt sie ihr vor: Stelle dir vor, der Führer ist bei Dir zu Besuch und verlangt ein Taschentuch, und das sieht so an den Ecken aus!

Mit dieser damlichen Bemerkung plage ich mich nun schon 60 Jahre rum. Aber immer nur Tempo-Taschentücher gefallen mir nicht.

Überquerung des Kanals

An Klein Heidekrug habe ich schöne Erinnerungen. Meine Schwester und ihr Mann erwarben dort 1939 ein Anwesen. Der Ort bestand nur aus zwei Gehöften.

Mein Erlebnis trug sich im strengen Winter 1941/42 zu. Ich hatte eine Karte zum Besuch der Oper am Paradeplatz in Königsberg erhalten. Da ich Wochenendurlaub von meiner Einheit und meinen anschließenden Besuch nach der Vorstellung angekündigt hatte, benutzte ich den letzten Zug vom Nordbahnhof Richtung Pillau. Am Haltepunkt Lindenau stieg ich zu später Stunde als einziger Fahrgast aus. Auf der Fahrt hatte ich mich marschfertig gemacht, indem ich die Hose in die Stiefel steckte.

Während ich sonst für die Besuche nach Klein Heidekrug mein Fahrrad benutzte und die Chaussee Königsberg - Pillau bis Groß Heidekrug wählte, war mir der Fußweg von Lindenau nach dem Anwesen meiner Schwester unbekannt. Das Gut Dorotheenhof konnte ich zur rechten Hand erkennen und steuerte darauf zu. Nach der Beschreibung meiner Schwester sollte der Weg einfach zu finden sein. Es war aber Winter, ziemlich hoher Schnee, keine Fußspuren, Frost und die Sicht nicht sonderlich gut. So suchte ich vergebens den mir beschriebenen Weg. Ich kam zu weit östlich ab. Der Mond drang ab und zu durch die tiefen Schneewolken. Dabei erkannte ich Telegrafmasten, die mir die südliche Richtung nach Klein Heidekrug wiesen.

Was ich am Anfang nicht bedachte, wurde mir bald zur Gewißheit. Ich befand mich auf den Rieselfeldern des Königsberger Abwässerkanals! Das flache schneeverwehte Gelände wurde durch leichte Senkungen unterbrochen. Im Schneelicht war nicht zu erkennen, daß sich unter den Absenkungen Gräben verbargen. Und da war es bereits geschehen. Ich stand plötzlich bis zu den Knien im Abwässergraben. Davon waren auf dem Rieselfeld mehrere vorhanden. Ich versuchte nach dieser Erfahrung, die weiteren Gräben zu überspringen, was mir mit Mantel nicht immer gelang; die Gräben waren abgeschrägt. Hier half kein Jammern und Fluchen, ich mußte Klein Heidekrug erreichen. Jetzt war mir bewußt, daß ja noch der Hauptkanal zu überwinden ist. Den

kannte ich von meinen sommerlichen Radtouren her. Dieser war aber breiter und zementiert.

Inzwischen hatte mich der Marsch durch den tiefen Schnee und das Springen über die Gräben ermüdet. Der letzte Versuch endete also im Hauptkanal, wobei das Herausklettern an der Schräge die letzten Kräfte mobilisierte.

In der Annahme, daß ich nicht mehr kommen würde, war meine Schwester schlafen gegangen. Das Haus erreicht ich so gegen ein Uhr. Hinter meinem geräuschvollen Einlassbegehren vermutete meine Schwester Eindringlinge, bis ich mich endlich zu erkennen geben konnte. Ich wurde nur in die Veranda gelassen. In einer Wanne stehend wurde ich von der dickflüssigen Masse an der Bekleidung und den ausgefüllten Stiefeln „entsorgt“. Über die mich umgebende Duftwolke schweige ich lieber.

Nach meiner Schilderung der mißglückten Überquerung der Rieselfelder und des Hauptkanals löste sich die Anspannung in einem nicht endenwollenden Lachen. die Bekleidung wurde gewaschen, gebügelt, und ich konnte meinen Dienst am Wochenbeginn wieder antreten. Meinen Kameraden gegenüber habe ich diese Erlebnis als Geheime Kommandosache eingestuft.

E. Mordhorst Hanemann, geb Reiß, Großheidekru

Zwei Helden.

Unser Förster vom Elenskrug hatte einen ausgebrochenen russischen Gefangenen erwischt, der am Bein leicht verletzt, an des Försters Fahrrad zwecks Beförderung festgeschnallt war und nun zu uns zum Gemeindeamt geschoben wurde. Keiner wußte so recht, was man mit dem armen Menschen anfangen sollte. Also sperrte man ihn kurzerhand ins Spritzenhaus und wartete auf die Direktiven aus Königsberg.

Nachts wurden Wachen postiert. Jeweils zwei Männer hielten abwechselnd Wache, und zwar Tag und Nacht. Mein Vater bezog also auch eines Abends seinen Posten, begleitet von einem Kollegen, der auch Fritz hieß.. Diese beiden Fritzens gingen nun um das Spritzenhaus herum. Etwas mulmig war ihnen sicher. Stockfinstere Nacht Verdunkelung keine Straßenbeleuchtung und

die schwerwiegende Verantwortung für das Wohlergehen des Vaterlandes, das war nicht eben einfach.

Plötzlich hörten sie ein scharrendes Geräusch. Ach Jott, Fritz, watt nu? Du lewa Joatt, Freetz, de scharrt! Klopfenden Herzens belauschten sie den freiheitsliebenden Gefangenen, wagten aber nicht, einzugreifen. Freetz, watt sull wi moake? De kratzt on scharrt de bräkt uit!

Da ein lautes Geräusch, ein Bersten, ein hastiges Atmen und schließlich hetzt jemand davon in die Dunkelheit. Stille. Unheimliche Ruhe. Dann ein ängstliches Fritz! Äßa wech?! Ja, ja, wo best Du? Hier ben eck, help mi ruit! Ein verängstigtes Gesicht schaut Vater aus der Tonne an, in die sich sein tapferer Kamerad gerettet hatte.

Als Vater die Episode erzählte, lagen wir zu Hause auf dem Fußboden und hielten uns die Bäuche. Während er sprach, liefen ihm die Tränen vor Lachen. Die beiden Helden hatten sich wahrhaft nicht sehr heroisch benommen. Hinzu kam, daß wir darüber schweigen mußten. Denn soviel Unzulänglichkeit hätte mit Sicherheit geahndet werden müssen.

Ich wollte diese Geschichte schon lange erzählt haben, habe aber mit Rücksicht auf die damals noch Lebenden Abstand davon genommen. Mir gefällt es, wie die Beiden sich verhalten haben. Sehr gern hätte ich gewußt, was aus dem Flüchtling geworden ist. Schließlich hat er sich mit bloßen Händen aus seinem Gefängnis herausgegraben. Wie die wohl ausgesehen haben?

Wie beende ich nun meine Geschichten? Ich wünsche allen eine wunderschöne Zeit, eine gute Gesundheit und uns allen viel Freude miteinander. Auch wenn man sich mit dem einen oder anderen mal gekabbelt haben sollte, seien wir nett zueinander, wir sind eine Schicksalsgemeinschaft, und das verbindet.

Elke Mordhorst Hanemann, geb. Reiß, Großheidekrug

Finstere Nachtgestalten

Geheimnisvolle Vorgänge in Großheidekrug.

Da krame ich in alten Kisten, sprich Erinnerungen und suche nach längst vergangen Sachen, die mir leider bis auf ein paar Bruchstücke verlorengingen. So ist das eben mit uns; die Älteren zu befragen verschob man von einem Jahr auf das andere, und nun - selbst alt geworden fängt man an zu sammeln. Warum?, habe ich mich in Pinneberg gefragt, wissen so wenige von den von mir Befragten davon, denn immerhin ging es um recht ungewöhnliche Dinge. Radaus Frieda wußte viel, und mit der habe ich mich jetzt telefonisch kurzgeschlossen und alles aus ihr herausgeholt, was wissenswert ist. Schließlich wohnten Radaus in der Nähe von Schipps-Gerwiens, bei denen sich alles das abspielte, was ich hier unbedingt erzählen möchte, weil es ja das ganze Dorf betraf.

Es muß im Jahr 1942 gewesen sein, als Herr Saager unser Bürgermeister war, und sich in unserem Ort seltsame Dinge abspielten. Verschiedentlich wurden an späten Abenden oder in der Nacht Frauengestalten, bekleidet mit langen Röcken und Kopftüchern gesehen, die wegen ihrem Gang, ihrer Größe und breiten Schultern befremdet anmuteten. Sie spazierten durchs Dorf, vornehmlich auf der Straße nach Vierbrüderkrug. Solche Frauen - man kannte sich im Dorf gab es bei uns eigentlich nicht, auch paßten der Gang und die breiten Schultern nicht unbedingt zu einer Frau.

Gesehen wurden sie vornehmlich von den Spätheimkehrern, die nach der letzten Skatrunde von Czeslicks nach Hause wankten. Deren Erzählungen, die letztendlich auch im Gemeindeamt landeten, in dem ich damals als Angestellte gearbeitet habe, wurden auch nicht sehr ernst genommen.

Da unser Bürgermeister gleichzeitig Amtsvorsteher war, war er gehalten alle Meldungen zu registrieren. Ich nehme an, daß er sich mit der Gendarmerie besprochen hat. Ich habe aber außer einem Achselzucken von keinen anderen Maßnahmen gehört, aber es hatte mit meiner Arbeit auch wenig zu tun.

Unser Dorf tauchte nachts in den Schlaf und war an manchen Abenden - nur durch das diffuse Licht der abgedunkelten

Straßenlaternen, von denen nur wenige ein leichtes Licht wegen der angeordneten Verdunklung verbreiteten, nicht gerade für Spaziergänge einladend. Wenn der Mond hell und aufdringlich schien, und Schatten bizarre Figuren an die Hauswände malte, dann war es vielleicht schön, wenn zwei Verliebte umarmt die Nacht genossen: aber alleine ..? Nein - da konnte es schon ganz schön unheimlich sein. Irgendwann strich einem eine miauende Katze um die Beine, und ein Hund heulte seine Sehnsüchte dem Mond entgegen.

Plötzlich fingen die Vorkommnisse an, greifbarer zu werden. Hausbesitzer, die außerhalb des Hauses eine sogenannte Wasch- oder Wirtschaftsküche auf ihrem Grundstück gebaut hatten, stellten plötzlich fest, daß ihnen Lebensmittel, wie Brot, ein Stück Butter o.ä. geklaut worden war. Sie verdächtigten meistens ihre Nachbarn ohne sie direkt beschuldigen zu können. Damals schloß man Stall und Wirtschaftsküche nicht ab und meistens auch nicht einmal die Haustür.

Ich wohnte in Richtung Marschenen gesehen - am Ende unseres Dorfes.

Wer und warum man ausgerechnet mich damals zur BDM-Führerin gemacht hat, weiß ich nicht, denn ich hatte, ich gebe es zu, von Tuten und Blasen keine Ahnung. Das half aber alles nichts, einmal in der Woche mußte ich den langen Weg am späten Abend zur Schule machen. Wir gestalteten unser Beisammensein als sogenannten Heimabend. Selten oder fast gar nicht wurde Politik erwähnt. Wir sangen und bastelten und hatten Spaß am Gestalten von Kinderspielzeug, das wir mit den Jungen von der HJ, die sich die Holz- und Sägearbeiten vornahmen, abstimmten. Ab uns zu gelang es mir, den Lehrer August zu einem Musik-Abend zu gewinnen; Er spielte Geige und Klavier und übrigens in der Kirche die Orgel.

Die Mädchen aus dem Ort kamen zu zweit oder zu dritt, selten oder nie allein. Vielleicht erinnert sich Albert Homp (Ruchels Meier) daran, daß ich ihn einmal gebeten habe, mich nach Hause zu begleiten. Der Meier und ich arbeiteten zusammen im Amt als Kollegen. Wir legten die Heimabende zeitgleich, so daß ich manchmal mit seiner Begleitung rechnen konnte. Wenn ich alleine nach Hause ging, spürte ich oft, als ob jemand hinter mir herging.

War ich alleine, langte ich außer Atem zu Hause an. Alle lagen schon im Bett, und ich wurde wegen meiner sogenannten Ängstlichkeit sowieso schon immer ein wenig verlacht. Wie oft hat Lenchen mich nach Hause gebracht, obwohl sie noch einen sehr langen Nachhauseweg bis weit hinter Höllgers Gaststätte hatte. Hatte sie auch Angst, und tat sie mir nur einen großen Gefallen? Ich habe wenig darüber nachgedacht.

Plötzlich wurde herumerzählt, daß auf einem Toilettenhäuschen ein Wildfremder entdeckt wurde, der mit Knüppeln und Stöcken vertrieben wurde. Jetzt steigerten sich meine Ängste. Ich wollte den Weg spätabends von der Schule nicht mehr alleine machen. Mama und meine Schwester konnte ich überreden, mich doch bitte, bitte abzuholen. Bei Czeslicks trafen wir aufeinander. Beide kamen verängstigt an, nahmen mich in die Mitte und erzählten mir, daß drei Gestalten hinter ihnen hergegangen wären, die sie beim besten Willen nicht kannten. Neben Czeslicks war eine Scheune, und an dieser Scheunenwand sah auch ich sie. Sie hatten sich dicht an die Wand gedrückt, ließen uns erst eine Weile vorgehen, aber kamen dann in immer schnelleren Schritten hinter uns her. Es war kein anderer Mensch auf der Straße.

Wir schafften den Weg, der zu unserem Haus führte, nicht mehr, liefen den Weg der zu Ratz Gerwiens und Gringels führte und klopfen wie wild Ratze Liese aus dem Haus, bei der wir ein kleines Licht in der Wohnung entdeckt hatten. Sie war von unserer Angst so angesteckt, daß sie flugs hinter uns die Haustür verriegelte, und dort haben wir dann die Nacht verbracht, bis der Morgen graute.

Unser Vater war damals (so meine ich heute wenigstens) in Pillau Soldat, und meine Großeltern und mein Bruder haben fest geschlafen; die haben uns gar nicht vermißt.

Es war eine scheußliche Nacht. Wir trauten uns nicht aus der Wohnung. Mama und die Tante Liese hatten sich quer über die Betten gelegt, und meine Schwester und ich haben die Stunden sicherlich auf dem Fußboden und den Stühlen verbracht, die man mit den heutigen Sesseln bestimmt nicht vergleichen kann.

Es gab vermehrte Meldungen im Amt. Der eine hatte dies, der andere hatte das gesehen.

Dazu kam, dass jeder, der bei uns im Gemeindeamt tätig war, verpflichtet wurde, eine Nachtwache im Amt zu verbringen. Die

Häuser mußten alle verdunkelt sein, und wir versahen einen sogenannten Luftalarmdienst. Bei einem möglichen Luftangriff auf Königsberg wurden die umliegenden Gemeinden verständigt. Es war eine Zeit in der ich nicht gerne im Dorf gewohnt habe. Aber das sah am Tage wieder halb so schlimm aus, und alles war gut.

Russische Gefangene waren zur Arbeit bei den Landwirten in unserem Dorf untergebracht. Es waren gesunde junge Männer, die bei den meisten Bauern Familienanschluß genossen, und die miteinander zu einer gewissen Vertrautheit gelangten. Viele übernachteten auch bei den Bauern, bei denen sie arbeiteten. Aber soviel ich weiß, war ein größeres Gefangen-Lager mit Russen in Vierbrüderkrug.

Doch die Meldungen über gestohlene Hühner oder auch sonstige Lebensmittel nahmen zu. Dem Bürgermeister sträubten sich die Haare. Möglicherweise könnten es hungrige Königsberger sein, die das Dorf gut kannten oder! und hier meinte man auf der richtigen Spur zu sein - der Händler aus Königsberg, der die einzelnen Häuser kannte, weil er im Sommer mit seinem Auto vorfuhr und Kirschen aufkaufte. Der war einer, der sich im Dorf gut auskannte.

Nichts war der war unschuldig und wegen des Verdachts schwer gekränkt.

Endlich jedoch war man fündig geworden. Ausgebrochene russische Kriegsgefangene hatten sich bei Schipps-Gerwiens oben im Stall im Heu versteckt und übten dort das Überleben. Vielleicht haben sie hier auf das Kriegsende gewartet. Am Tage verhielten sie sich mucksmäuschenstill, und in der Nacht verschafften sie sich frische Luft. Gerade hier - mitten im Dorf - standen die Häuser sehr dicht beieinander. Im Amt hörte ich, dass auch noch an anderer Stelle so etwas vor sich ging.

Wie sie auf die Idee gekommen sind, sich mitten im Dorf zu verstecken, war uns allen ein Rätsel. So hausten sie wochenlang in Dorfmitte und hatten sich längst mit den Gewohnheiten der Einwohner vertraut gemacht. Mit Hilfe der Gefangenen, die bei den Landwirten arbeiteten, konnten sie sich alte Frauenkleidung verschaffen, und wenn alles im Dorf schlief, machten sie ihre Spaziergänge. Daß die Hunde nicht anschlügen, hatte bestimmt auch seinen Grund. Mit denen hatten sie sich längst angefreundet.

Auch hat Radaus Frieda mir erzählt, dass Russen öfter zu ihrer Mutter in die Wohnung kamen, sich als Kriegsgefangene vorstellten und um Arbeit wie Holzhacken baten, weil sie Hunger hätten. Nicht offiziell genehmigtes Beschäftigen von Kriegsgefangenen wurde damals streng bestraft. Deswegen gab sie ihnen ein paar Butterbrote mit und manchmal ein Stückchen Speck.

Gehungert haben die Russen in ihrem Versteck nicht, wohl aber haben sie auf jede Hygiene verzichten müssen.

Eines Tages müssen sie den Einfall gehabt haben, nachts ein großes Fest zu feiern. Dazu brauchten sie Hühner und Enten und einen geeigneten Raum, wo die Feier unbemerkt fröhlich von statten gehen konnte. Dazu suchten sie sich die Wirtschaftsküche bei Meister-Thalmanns aus, die einsam weit ab vom dörflichen Geschehen dicht an der Pelk wohnten.

Nach dem Gelage war ganz offensichtlich nicht aufgeräumt worden, aber wer da gehaust haben könnte, war immer noch nicht raus. Es war auch in anderen Wirtschaftsküchen, die alle außerhalb der Wohnungen lagen, gekocht und gegessen worden. So viel Aufregung gab es um das Drumherum gar nicht. Die Heidekrüger nahmen das alles etwas gelassen hin, bis auf die Betroffenen natürlich.

Erwischt hat man sie letztendlich doch. Der Stall in dem sie gewohnt hatten, war derart verdreckt, daß der Onkel Radau, der bei der Säuberung half, sich übergeben mußte. Die letzte Ecke hinten war als Toilette benutzt worden. Es stank bestialisch, mehr als in einem Schweinestall; aber es war auch ein richtiger Schweinestall in dem sie hausten und von daher nicht einmal schlecht ausgesucht.

Was letztendlich aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe nur gehört, daß man sie erwischt hat. Ich weiß aber, dass sie mitten an einem Tage aufgestöbert wurden und Hals über Kopf getürmt sind. Es gab große Aufregung, Gerenne und Geschrei. Ja, es waren junge Männer, die überleben wollten, die Hunger hatten und sich auch gerne mal eine Frau gegriffen hätten. Heute sind sie alt, und sicher lebt nicht mehr einer von ihnen, denn Kriegsgefangene russische Soldaten wurden auf Befehl von Stalin nach Sibirien verbannt oder erschossen, weil sie sich hatten gefangen nehmen lassen.

Am Ende ist zu sagen, daß betroffene Großheidekrüger noch leben und diesen Bericht erweitern oder richtig stellen könnten. Ich denke da an Schippsche Lenchen, an Strepfels Eva oder an die beiden Töchter von Meister-Thalmanns. Vielleicht habt Ihr etwas dazu zu erzählen. Schreiben oder anrufen alles ist mir recht.

Frieda Kirsch, geb. Sonnenberg, Marschenen

Nach der Bombardierung

Die Berichte von Hellmut Hanemann sind sehr gut. Er führt mich gut durch Königsberg. In seinen Beschreibungen ist es so, wie es vor der Zerstörung war.

Ich weiß, wie es nach dem Angriff aussah, ich meine den zweiten. Nach dem ersten waren nur ein paar Häuser zerstört. Danach fand man Flugblätter: Ihr Armen bleibt in den Betten, wir fliegen nur zu den Fetten. Das Landratsamt, in dem ich arbeitete, war nicht total kaputt. Aber die beiden Eingänge waren getroffen, so daß die Büros nicht mehr betreten werden konnten. Das Landratsamt wurde danach in ein paar Räumen der Feuersozietät am Königstor untergebracht. Wohnraum gab es kaum noch, und so fuhr ich per Rad morgens von zu Hause nach Königsberg und abends wieder zurück. Aber bald fuhr ein Lastwagen von Großheidekrug nach Königsberg, und einige Leute aus Großheidekrug mußten ebenfalls mit dem Fahrrad nach Königsberg.. Da waren wir glücklich, daß der Lastwagenfahrer unsere Räder und uns mitnahm. Nur nach Hause klappte das mit dem Lastwagen nicht.

Einmal war ich bis kurz vor Metgethen gekommen, da ging mein Rad kaputt. Ein Reifen kann es nicht nur gewesen sein, dann wäre ich trotzdem gefahren. Ich überlegte noch, ob ich nach Trankwitz gehe, Der Weg war nicht so weit. Da wohnte meine Schwägerin. Weil mir die Strecke nicht so gut bekannt war, ging ich zu Fuß nach Hause. Ganz selten kam mir ein Auto entgegen oder es fuhr in meine Richtung, Dann hatte ich Angst und duckte mich in den Graben. Ich weiß nicht, wann ich zu Hause ankam.

Zu essen brauchte ich nichts mehr, wollte nur noch ins Bett. Am nächsten Morgen sagte meine älteste Schwester: Daß du so schlafen konntest, wenn du sonst nach Hause kommst, frisst du um dich, wie das Tier in der Offenbarung der Bibel..

Im Oktober wurden die tägliche Fahrten mit dem Fahrrad unangenehm wegen der Witterung. Wir waren glücklich, dass die Stadt oder Ortsgruppe uns in Wohnungen ließ, deren Eigentümer sie vorläufig verlassen hatten. Mit einer Kollegin und deren Familie bezog ich eine Wohnung in der Dohnastraße. Alles stand uns zur Verfügung, Möbel, Wäsche, Geschirr und vor allem der Keller voll Kohlen.

Es war im Dezember 1944, als das Landratsamt Geheimakten ins Präsidium auf dem Mitteltragheim zur Vernichtung brachte. Ich war an den Wochenenden immer zu Hause. Abends nahm mich meine Schwester mit nach Widitten zur Frau Hanemann. Sie hat manches Mal in ihrem Radio den amerikanischen Sender erwischt. An diesem Abend hörten wir ohne jedes Störgeräusch die Meldung: Heute wurden in Königsberg von einzelnen Ämtern die Geheimakten zum Präsidium gebracht, wo sie verbrannt wurden. Ich war sehr erstaunt über die Meldung. Die wenigsten Angestellten der Ämter wußten von dem Transport, aber die Amerikaner wußten es am gleichen Tag.

Am 30.1.1945 wurde das Rest-Landratsamt aufgelöst, und ich ging wieder mit dem Fahrrad nach Hause, nicht weil es kaputt war, sondern weil zu viel Schnee lag, und ich es als Beförderungsmittel für meine Habseligkeiten brauchte.

Einmal bin ich ausgerutscht, saß auf der Straße, mein Rad neben mir. Ich hatte mir sehr weh getan und konnte nicht gleich aufstehen. Da gingen zwei Mädels an mir vorbei. Eine sagte zur anderen: Was meinst, wie schnell die hoch käme, wenn die Russen ihr inne Hacken wären - Angst hatte ich in der Nacht auf dem Weg nach Marschenen nicht. Es waren unzählige Zivilisten und verwundete Soldaten unterwegs nach Pillau.

Den Anlaß, endlich wieder zu schreiben, hat mir der Hellmut gegeben. Vielleicht ist es zum Lachen. Aber die Bemerkung von ihm zur Ilse, daß sie leider nicht mehr schreiben könne, hat mich fast so getroffen wie sie.

Oh, Tannenbaum! Oh, Tannenbaum!

Als Waldtraut mich fragte, ob wir in diesem Jahr nicht auf einen Tannenbaum verzichten sollten, habe ich sie angesehen, als ob sie mir vorgeschlagen hätte, in Zukunft nicht mehr zu essen und zu schlafen. So lange ich denken kann, gehört der Tannenbaum zu Weihnachten, und so soll es auch nach 75 Jahren bleiben!

Was kommen da alles für Erinnerungen hoch, wenn ich an den Tannenbaum denke! Es sind nicht immer angenehme, aber ich möchte nicht auf sie verzichten. Was war das für eine Aufregung, als unsere Schwester Ilse im zarten Alter von eineinhalb Jahren sich vom geschmückten Weihnachtsbaum eine glänzende Kugel gepflückt und verspeist hatte! Dank einer klugen Ärztin litt sie keinen Schaden, nur die Kugeln wurden jetzt etwas höher gehängt.

Und das war gut möglich, denn in meiner Erinnerung war der Baum immer riesengroß. Er reichte fast bis zur Decke und wurde oben mit einer komischen Glasspitze gekrönt. Auch den anderen Schmuck unseres Weihnachtsbaumes sehe ich noch vor mir. Da gab es z.B. lange Schnüre, auf die immer abwechselnd ein Stückchen bunter Pappe und ein Stückchen Strohhalme aufgefädelt waren. Diese Girlanden hatte unser Vater mit den Schulkindern gebastelt, und sie sahen sehr hübsch aus.

Als ich etwas größer war, durfte ich mit unserem Vater mitgehen, wenn er den Baum aus dem Wald holte. Es ging auf dem Laukeweg, wie wir ihn nannten, in den Kobbelduder Forst, und dort wurde sehr sorgfältig nach einer schönen Fichte gesucht. Unser Vater schüttelte den Schnee von den Weihnachtsbaum-Kandidaten und begutachtete sie von allen Seiten. Wenn die Entscheidung gefallen war, wurde die kleine Handsäge aus der Ledertasche geholt, die mein Vater trug, und der Baum war unser.

Ich weiß nicht mehr, wie wir zu unserem Baum kamen, als unser Vater zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Als ich dann selber Luftwaffenhelfer wurde, war es für mich selbstverständlich, daß wir auf unserer Bude einen Weihnachtsbaum brauchten. Wir lagen im Dezember 1943 mit einer Flak-Batterie in Heidemaulen, einige Kilometer südlich von Königsberg. Ich überredete zwei Stubenkameraden, und am freien Sonntagnachmittag des vierten Advents marschierten wir zum nächsten Wald, wo wir bald ein schönes Bäumchen fanden. Es

war etwas mühsam, ihn mit dem Taschenmesser zu fällen, aber schließlich konnten wir vergnügt mit unserer Beute Richtung Batterie ziehen.

Einer meiner Kameraden, der nicht mit Baumschleppen ausgelastet war, hatte entdeckt, daß es Spaß machte, mit einem trockenen Knüppel kräftig gegen einen Baum zu schlagen. Das überstehende Knüppelende brach dann ab und flog schwirrend durch den Wald. Leider ging das nicht ohne Krach, und plötzlich stand ein grün Uniformierter vor uns. Der Förster wurde streng dienstlich, denn wir hatten noch den abgeschnittenen Tannenbaum bei uns. Er nahm unsere Personalien auf und versicherte uns, daß er dafür sorgen würde, daß wir für den Diebstahl streng bestraft würden. Den Baum nahm er uns ab, und wir sahen noch, wie er ihn ins Gebüsch warf. Er meldete den Diebstahl wirklich der Batterie-Führung. Wir hatten ein mulmiges Gefühl, als wir uns beim Spieß melden mußten. Der ließ sich den Vorfall schildern und meinte dann: Man müßte euch wirklich bestrafen, weil ihr euch so blöd angestellt habt. Raus!

In der Dämmerung sind wir dann zu zweit noch einmal in den Wald geschlichen und haben uns den Baum geholt, wir hatten ja gesehen, wohin ihn der Förster geworfen hatte.

Einen besonders schönen Tannenbaum hatten wir in Widitten Weihnachten 1944. Vermutlich hat ihn meine Erinnerung auch nur so verschönt und erhöht, weil ich zwei Wochen danach unsere alte Schule in Widitten verlassen habe und sie fast ein halbes Jahrhundert später erst wieder gesehen habe. Diese letzte Weihnacht in der Heimat, in der die ganze Familie, bis auf Bruder Siegfried, in unserer guten Stube, um den Tannenbaum versammelt war, ist mir viele Jahre als das Ende meiner heilen Welt erschienen.

Selbst der totale Zusammenbruch und die Flucht und die Not konnten dem Tannenbaum nichts anhaben. Er stand auch Weihnachten 1945 in unserer kümmerlich eingerichteten Flüchtlingswohnung in Sebexen und verkündete uns, daß das Leben weitergeht. Der Baum kam nicht mehr aus dem Kobbelsbuder Forst, sondern aus dem Bauernwald auf dem Westerberg. Er war aber genauso schön und erfüllte seine Funktion.

Ein neues und besonders schönes Kapitel meiner Weihnachtsbaum-Erinnerungen begann mit dem ersten Baum,

den Waldtraut und ich in unserer kleinen Dachkammerwohnung in Lauenburg aufstellten. Das ist auch der Grund dafür, daß ich mir viele Jahre den Baum aus der Lauenberger Umgebung geholt habe, auch als wir gar nicht mehr dort wohnten. Der Baumschmuck war zum großen Teil selbst aus Stroh und anderen Materialien gebastelt und für heutige Maßstäbe recht bescheiden. Uns erschien er aber wunderschön. Und als dann nach und nach die Kinder kamen, und sich die Kerzen schließlich in vier Kinderaugenpaaren spiegelten! So etwas kann man doch nicht vergessen.

Der Baum 2001 steht schon wunderschön geschmückt in der Stube, weckt Erinnerungen und wartet auf Kinder und Enkel!

Das Lied von Elke Steen

Vor Jahren las ich diese kleine Geschichte:
Eine Mutter sang ihrem Sohn neben einigen Kinderliedern auch das Ostpreußenlied vor. Vom Text verstand er in dem Alter kaum etwas. Als er in die Schule kam, war in seiner Klasse ein Mädchen, das hieß Elke Steen. Da fiel ihm das Lied wieder ein. Die Mutter sollte ihm doch wieder einmal das Lied von dem Mädchen singen. Sie erinnerte sich nicht, jemals eine Elke Steen besungen zu haben. Der Junge war sehr enttäuscht, dass sie es vergessen hatte. Nach Wochen sang sie das Ostpreußenlied so für sich alleine. Der Junge kam zu ihr und war glücklich, dass sie es doch noch kannte. Nur dass die Elke in die Ewigkeit lauschte, das war ihm unverständlich.

Karl

(Ein deutscher Durchschnittsbürger)

Der deutsche Durchschnittsbürger Karl mit seiner Ehefrau Rosa hatte eine kleine Landwirtschaft und einen kleinen Fischereibetrieb am frischen Haff in Ostpreußen. Sie hatten fünf Kinder, waren zufrieden, sparsam und litten keine Not. Fischereibetrieb und Landwirtschaft hatte er von seinen Eltern geerbt, die sich jeden Bissen vom Mund abgespart hatten, um sich nach und nach ein paar Quadratmeter Land dazu zu kaufen. Dafür lebten sie im Alter, wie auch Rosas Mutter, in seinem Haushalt und wurden gut versorgt. Karls Lebensinhalt waren seine Familie, Fischerei und Landwirtschaft. Arbeiten war für ihn keine Plage, sondern sie machte ihm Freude. Ausschlaggebend dafür war seine Selbstständigkeit, weil er tun und lassen konnte, wie er es für richtig hielt. Das war ihm das Wichtigste in seinem Leben.

Und dann kam in Deutschland einer an die Macht, den Karl so bestimmt nicht gewollt hat. Oder hatte er ihn auch gewählt, ohne es als Normalbürger überblicken zu können, was sich da zusammen braute? Er wollte doch, wie die meisten deutschen in Frieden leben und für sich, nein! für die Zukunft seiner Familie sorgen!

Nein, Karl hätte sich gegen das Regime auflehnen und auch das KZ oder seinen Kopf riskieren müssen. Wie konnte er nur so selbstüchtig um das Wohl seiner Familie besorgt sein? Warum hat er nicht am Abend mit denen diskutiert, die alles, was kommen würde schon vorher wussten, anstatt müde von der Arbeit ins Bett zu sinken? Um ungehindert seine Arbeit verrichten zu können und Repressalien aus dem Wege zu gehen, trat er auch noch in die SA ein, seiner Meinung nach die harmloseste Organisation des Regimes. Selbstverständlich machte er sich damit zum Mittäter des Regimes.

Karl wurde Soldat. Er hatte das **Glück**, nicht an die Front zu müssen, sondern wurde zur Flugbeobachtung zunächst in seinem Heimatdorf und zum Ende des Krieges in Livland eingesetzt. Seine Familie fiel in russische Hände. Sein 15jähriger Sohn wurde auf Nimmerwiedersehen verschleppt, wie seine 19jährige Tochter, die aber 1947 **lebend** aus einem russischen Arbeitslager ins restliche zerstörte Deutschland zurückkehrte. Sein Vater und Rosas Mutter wurden, weil sie im Haus bleiben und die Tiere versorgen wollten, von den Russen erschossen. Sein dreijähriger Sohn starb nach den Strapazen der Flucht 1946 in einem Flüchtlingslager in Dänemark.

Mit dem Verlust seiner Angehörigen war es nicht genug. Er durfte nach dem Ende des Krieges nicht mehr in seine Heimat, und wer noch da geblieben war, wurde vertrieben. Damit verlor er auch seine

Existenzgrundlage, seinen Grundbesitz, Haus und Fischereibetrieb, wie es für einen Mittäter nur gerecht sein kann.

Karl wurde im restlichen, zerstörten Deutschland wohlwollend integriert. Nach seiner Entnazifizierung wurde er aus englischer Kriegsgefangenschaft mittellos entlassen. Nun mußte er aber für seine Frau Rosa und seine drei verbliebenen Kinder sorgen. Dann versuchte er sich wieder selbständig zu machen. Aus Restbeständen der Marine konnte er sich ein Einmannschlauchboot besorgen. Von einheimischen Fischern bekam er morsche und zerrissene Netze, Reusen und ein paar rostige Angelhaken. Am Strand fand er angeschwemmte Festmacherleinen die er auseinander wickelte und mit den einzelnen Kadelen seine Netze flickte. Mit zwei Asthaken schlug er sich hieraus auch Leinen für seine Fischerei.

Später brachte er es durch Tauschgeschäfte zu einem Ruderboot und durfte sich aus Reichsbeständen ein etwa 3000 qm kleines Stückchen Land pachten. So hat er seine Familie durch die ersten Nachkriegsjahre gebracht.

Dann kam für Karl die härteste Zeit. Sein ältester Sohn heiratete. Mit der kleinen Nebenerwerbsfischerei konnten keine zwei Familien ernährt werden, und allein konnte er die Fischerei in der Ostsee nicht ausreichend betreiben. Nun mußte der *freie und selbständige* Mann, im Alter von 58 Jahren, eine Arbeit im Holzeinschlag, mit einem rücksichtslosen Vorarbeiter annehmen. Eine Motorsäge wäre ein Traum gewesen. Die Winter waren in diesen Jahren besonders kalt und naß. Um seinen gepachteten Acker zu bearbeiten, brauchte er die Hilfe eines Bauern. Die Hilfe mußte er dann wie ein Knecht bei diesem abarbeiten.

Was mich bedrückt.

Als Kind und auch als junger Mensch habe ich das alles halbwegs als gegeben hingenommen. Erst später habe ich versucht, mich in die Situation meines Vaters Karl zu versetzen. Unser Bundespräsident betonte im Zusammenhang mit der Aufnahme der Kossowo-Flüchtlinge, dass man ja auch die vielen Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten aufgenommen hat.

Der Vergleich in diesem Zusammenhang hat mich sehr erschüttert. Weiß er nicht, dass es sich hier um Deutsche gehandelt hat? Hat er vergessen, dass die Ostpreußen, Schlesier und Pommern Deutsche waren, und die Schuld am Naziregime und dessen Folgen auch bei den Hessen, Niedersachsen und Bayern lag? Musste er als Repräsentant aller Deutschen diese Selbstverständlichkeit als Wohltätigkeit hinstellen? Einige Geschichtslose Politiker benutzten im Zusammenhang mit der Vertreibung das Wort Umsiedelung (Ostblockjargon). Sie wissen scheinbar nicht, daß man bei einer

Umsiedelung sein Hab und Gut mitnimmt. Meine Mutter und ihre beiden Söhne kamen in Dänemark mit einer Handtasche an. Pässe, Geld und Dokumente waren ihr bei einer Plünderung durch russische Soldaten abhanden gekommen.

Über Lastenausgleich wurde viel geredet, aber ich hatte dabei immer das Gefühl, dass keiner wusste worüber er sprach. Ich selbst bin daraus nie ganz klug geworden. Aber diejenigen, die ihren Besitz gerettet hatten, wussten genau Bescheid: Die Vertriebenen bekamen soviel Geld, dass sie sich alle Häuser bauen konnten! Ich will keine weiteren Sprüche zitieren, aber wie sah es bei meinem Vater aus? Eine Hausratshilfe bekam ja wohl jeder, der vor dem Zusammenbruch einen eigenen Hausstand hatte, also auch die Ausgebombten in Schleswig-Holstein und Westfalen. Aber wie weit reichte das Geld? Ich weiß nur, daß meine Eltern sich davon zwei Betten und einen Kleiderschrank kauften. Vielleicht war noch etwas für ein paar Meter Garn zum Netzflicken übrig, oder es war tagelang Sturm gewesen - also kein Fischfang - und meine Mutter mußte Lebensmittel kaufen. War das ein Ersatz für den verlorenen Hausstand?

1954 hatte er dann die Möglichkeit ein Haus zu bauen und bekam dafür ein Darlehen! aus dem Lastenausgleich. Ohne dieses Darlehen wäre es nicht möglich gewesen, denn er hatte ja keine Sicherheiten. Dieses Darlehen mußte er aber zurückzahlen wie seine Hypothek und dazu noch 0,5 oder 1% Zinsen für das Lastenausgleichsdarlehen. Ich betone noch einmal: es war ein Darlehen!

Ich habe dieses nur als Beispiel angeführt, um verständlich zu machen, wer wohl die Leidtragenden des Naziregimes waren. Mein Vater mußte sich als Tagelöhner verdingen, und plagte sich mit einer unzureichenden Ausrüstung, seiner Familie ein Überleben zu ermöglichen, während einheimische Bauern und Geschäftsleute an ihm schon gutes Geld verdienten. Mein Vater hat keinen Bauernhof oder Fischereibetrieb an seine Kinder vererben können. Ich bin der Meinung, dass der Lastenausgleich eine gute Sache war, aber man sollte ihn bei seiner Erwähnung nicht zu hoch bewerten. Der Gerechtigkeit halber muß ich noch hinzufügen, dass Papa und Mama mit einer kleinen Rente aus dem Lastenausgleich ihr Vermögen verprasst haben. Dies waren die einzigen Zahlungen die nicht wieder getilgt werden mussten.

Bei Gesprächen unter Vertriebenen habe ich erwähnt, dass ich das Ostpreußenblatt beziehe. Zu den entrüsteten Äußerungen über diese Zeitung wie revanchistisch und radikal, die kritiklos aus dem Vokabular des Ostblocks übernommen wurden, will ich nicht weiter eingehen. Aber zu dem Thema: das sind doch nur die Großgrundbesitzer, die alles zurück haben wollen, habe ich mir meine eigenen Gedanken gemacht und versucht, mich in die Lage meines revanchistischen Vaters zu

versetzen. War es nicht so, dass gerade ein Bauer besonders an seiner Heimat und seiner Scholle hing. Bauer ist doch als Beruf wertlos, wenn man keine Scholle hat. Wenn dagegen ein Vertriebener von Beruf Segelmacher in einer Mietwohnung in Königsberg wohnte, der nur umgezogen ist und in einer westdeutschen Stadt wieder Arbeit bekam, kein Verständnis für das schwerere Los meines Vaters aufbringt, kann man wohl auch kein Verständnis von Einheimischen, oder den Guten Politikern erwarten. Das Leid der Vertreibung haben beide gleichsam durchmachen müssen, aber dem Segelmacher wurde nicht die Lebensgrundlage entzogen.

Die Rose

Am besten ist, du sagst jetzt nichts mehr! Die Schärfe im Ton meiner Schwester war nicht zu überhören. Sie hatte meinen Blick aufgefangen, und ich trat beschämt zur Seite; hatte ich sie offensichtlich doch sehr tief getroffen.

In der kleinen kümmerlichen Wohnung gab es ein noch kümmerlicheres Fenster, das mit einer blütenweißen Gardine geschmückt war und einer roten Wachsrose dekoriert war. Das Ganze gab dem Raum ein groteskes Aussehen.

Ich kannte ihren Wunsch nach Schönheit. Auch in der schlimmsten Unterkunft fand sie immer einen Winkel, den sie hübsch gestaltete. Es war der Krieg, der uns in solche Räumlichkeiten verschlagen hatte, und bis man zu einer schönen angenehmen Wohnung gelangte konnte es Jahre dauern. Immer noch

merkte ich, wie ihr meine Betrachtung mißfallen hatte. Die Rose aus der Gardine warf sie in den Müll und mir einen vernichtenden Blick zu. Mir kamen die Tränen, ich drehte mich um und schämte mich. Hatte ich doch mit einem unbedachten Blick etwas zerstört.

Nie wieder haben wir darüber gesprochen.

Die Kittelschürze

Ende Januar 1945: Ein kleines Dorf in der Nähe der Kleinstadt R. Eine Mutter mit vier kleinen Kindern versucht, der Kälte und Einsamkeit zu entfliehen. Den Mann und Vater gab es nicht mehr, sie war allein mit den vier Kindern. Wie sollte es weitergehen? Geborgenheit und Wärme fand sie in der Freundschaft mit einem Soldaten, der dort ihre Heimat verteidigte.

Der Feind kam immer näher, und seine Einheit begann den Rückzug anzutreten. Er bat die Mutter, ihre Kinder zu nehmen und mit in seinem Troß zu fahren. Doch weil von der Obrigkeit ein Fluchtbefehl für Zivilisten noch nicht ausgegeben war, durfte man die Heimat nicht verlassen, und so blieb sie. Der Soldat zog am späten Nachmittag mit seiner Truppe ab. Doch vorher gab er ihr einen Zettel mit der Anschrift seiner Familie. Dorthin sollte sie gehen, und man würde sie mit offenen Armen aufnehmen.

Den Zettel steckte sie in die Kittelschürze, ohne einen Blick darauf zu werfen. Die Gedanken waren mit anderen Dingen beschäftigt. Die Kittelschürze wurde an den Haken gehängt, und man legte sich besorgt zu Bett. Alles andere behielt man zur Sicherheit an. Nun kommt nachts der Befehl: "Sofort die Heimat verlassen, der Russe steht vor der Tür!" Schnell wurden die zwei Kleinen, ein und zweieinhalb Jahre alt, in Betten gepackt, ein schon bereit gestellter Koffer, geschnappt, und es ging in die kalte Nacht hinaus. Die Kittelschürze blieb am Haken hängen. Den Elendstreck zu beschreiben erübrigt sich. Auf dem langen Weg verlor sie ein Kind, das nach einem Bombenangriff nicht mehr aufzufinden war. Der Feind drängte, es mußte weitergehen. Erst nach einigen 14 Jahren haben sie sich wiedergefunden.

Im Frühjahr 1945 fand die Flucht ein Ende, man war in Schleswig-Holstein. Um ihre Kinder zu ernähren, blieb sie bei einem Bauern, und dort wurden sie immer satt. Dieses war ihr wichtig, denn Hunger hatten sie kennengelernt. Nur die Sorge um das verlorene Kind blieb, bis auch es sich eines Tages meldete.

Nach Jahren hatte sich das Leben langsam normalisiert. Man arbeitete für die Rente und war glücklich, es dann geschafft zu haben.

Nun hatte man einen Urlaub verdient und fuhr in den

Schwarzwald, Bei fröhlicher Runde in der Dorfkneipe konnte man alles schreckliche vergessen. Da fiel ihr Blick auf eine kleine Gruppe, und sie erstarrte vor Schreck. Saß dort nicht der Soldat, der ihr vor 35 Jahren den Zettel mit seiner Anschrift zugesteckt hatte, den sie achtlos in die Kittelschürze getan hatte? Nein, das konnte nicht sein.

Nach einigen Schreckminuten fand sie den Mut, ging zu ihm hin und fragte ihn: "Bist Du nicht der und der, der 1945 in einem Dorf in Ostpreußen bei R. war?" Er schüttelte den Kopf und sagte: "Nein, das war mein Vater. Er ist im Januar 1945 bei der Kleinstadt R. gefallen."

Er selbst war damals fünf Jahre alt. Seine Mutter und die Mutter der vier Kinder sind sich freundschaftlich begegnet, und die Freundschaft hat viele Jahre gedauert.

Eine Geschichte, die das Leben schrieb. - Diese Begebenheit hat mich sehr berührt. Die Mutter hat sie mir selbst erzählt.

Rechnen

Dem kleinen Otto fällt das Rechnen schwer. Der Lehrer fragt: Wieviel ist 1 und 1? Nach langem Überlegen kommt die Antwort 3! Na hör mal, sagt der Lehrer, wenn dir deine Mutter ein Stück Brot gibt, und sie gibt dir dann noch eins, wieviel hast du denn? - Nachdenken! Denn hab ich genug!

Bei einer Gesellschaft bewies Kant den anwesenden Damen, sie kämen nicht in den Himmel, denn es hieße in der Offenbarung, Kapitel 8, Vers 1: Es ward eine Stille in dem Himmel bei einer halben Stunde. So etwas ließe sich aber, wo Frauenzimmer sind, gar nicht als möglich denken.

Weihnachten 1945

Im Herbst 45 ging ich mit meinem Mann, damals war es noch mein Freund, in Alt Erfrade im Kreis Segeberg, wo wir damals wohnten, im Wald spazieren. Plötzlich zeigte Heinz ins Unterholz und sagte: Was ist da vom Krieg übrig geblieben, sieh mal, was da liegt.

Ich dachte, ein Toter oder eine Bombe oder sonst was Schreckliches, und ging gleich rückwärts. Heinz, der meine Angst sah, sagte: Nein, hab keine Angst, es ist nichts Schlimmes. Er kroch allein ins Unterholz und kam mit einer Handvoll Silberpapierstreifen, die von Flugzeugen zur Störung des Funkes abgeworfen worden waren, heraus.

Ich nahm sie mit zu der Baracke, wo wir damals wohnten. Warum weiß ich nicht. Vor Weihnachten - wir wohnten inzwischen in Tarbek in der Schule und unser Cousin Karl (Siedlers) hatte uns gefunden und wohnte auch mit uns dort - hatte Fritz (Zoch), der im Wald arbeitete, ein kleines Tannenbäumchen gebracht.

Nun machte Karl aus alten Zeitungen kleine Kugeln und überzog diese mit dem gefundenen Silberpapier. Es war sehr mühsam. Dann schnitt er, was noch kniffliger war, aus dem Rest dünne Streifen zu Lametta. Nun hatten wir einen geschmückten Weihnachtsbaum.

Das Lehrerehepaar, das uns ein frohes Fest wünschen kam, fragte, ob wir unseren Christbaumschmuck auf die Flucht mitgenommen hatten.

Wir, Lisbeth, Fritz, Manfred, Erika, Karl, Heinz und ich, saßen und sangen Weihnachtslieder. Zwischendurch weinten wir wie die Schloßhunde.

Lisbeth, der die Tränen genauso liefen, ermahnte uns immer, wir dürfen nicht weinen, wir müssen Gott danken, dass wir alle gesund bis hierher gekommen sind. Wir wussten, unsere Schwester Gertrud mit Klaus und Lena waren sicher in Dänemark. Karls Eltern, seine Schwester Anna mit Georg, Inge und Karl Heinz und Margret ebenso, Anna (Hopp) mit ihrer Mutter und Christa auch. Ich hatte Annas Cousine in Hamburg aufgesucht und die hatte vor der Kapitulation noch Post von ihnen erhalten.

Dass sie im Lager waren, wussten wir noch nicht. Das war Weihnachten 1945.

5. Teil

Flucht und Vertreibung Großheidekrug unter den Russen

Anneliese Stach, geborene Homp (Pommel), Großheidekrug

Wir können nicht bleiben, die Russen kommen

Als die Russen am 31. Januar 1945 nach Großheidekrug kamen, waren wir bei Harbeckes.

Die Nacht davor hatten wir mit viel Gepäck von halb zwei bis morgens um sechs Uhr in einem Militärbus gesessen, der nach Pillau fahren sollte. Der Bus war voll mit Flüchtlingen mit kleinen Kindern, auch aus dem Memelland. Morgens um sechs kamen deutsche Offiziere und warfen uns Zivilisten raus. Dabei hätte der Bus uns bequem zuerst nach Pillau bringen und danach die Offiziere holen können.

So gingen wir wieder in unser Haus. Aber meine Mutter meinte: Wir können nicht hierbleiben, die Russen kommen immer näher. Sie wollte über das Wasser, über das Haff, nach Zimmerbude. Deshalb packten wir wieder alles, den Schinken, das ganze Bettzeug auf den Rodelschlitten zusammen mit unserem Kleinen, meinem eineinhalb Jahre alten Bruder.

Als wir bis Harbecke runter kamen, war der Kleine schon ein paarmal vom Schlitten gekippt. Frau Harbecke hatte uns vom Fenster aus gesehen und kam an die Tür: Frau Homp, wo wollen Sie denn mit dem Würmchen hin? Das erfriert Euch ja. Bleiben Sie doch hier, wir bleiben auch hier. - Es war sehr kalt, 20° unter Null.

So erlebten wir den Einmarsch der Russen fünf Minuten vor zehn Uhr abends bei Harbeckes. Als sie draußen an der Haustür bullerten, ließen wir sie rein, sie hätten sonst die Tür eingetreten. Da standen wir, die Hände hoch erhoben und hatten furchtbare Angst.

Das erste war: Uri, Uri! Sie nahmen uns alle Uhren ab. Sonst waren sie friedlich und gingen auch wieder. Wir blieben noch einen Tag bei Harbeckes und gingen dann zurück in unser Haus.

Hans Jürgen Harbecke, Rudi Kepp und mein Bruder waren beim Volkssturm. Sie sollten nach Cranz zum Einsatz. Als die Russen immer näher kamen, sagte ein deutscher Offizier zu den 16-jährigen Jungen: Zieht eure Uniformen aus und seht zu, daß ihr wieder nach Hause kommt. Rudi Kepp aber meinte: Wir müssen mit nach Cranz. Erwin und Hans-Jürgen gingen nicht mit und redeten Rudi zu, er solle doch bei ihnen bleiben. - Rudi Kepp ist dann leider umgekommen.

Vertrieben

Am 12. Februar vertrieben die Russen uns endgültig aus Großheidekrug. Vorher waren wir schon einmal vertrieben worden. Als die Russen, die uns bewachten, für einige Zeit fort waren, ging meine Mutter mit uns wieder nach Großheidekrug zurück. Unsere Kuh im Stall sollte im Februar ein Kalb kriegen. Damals waren wir auch noch in der Kirche. Die Kirche war nahezu heil, aber die Bänke waren alle schon rausgeräumt.

Beim zweiten Mal paßten die Russen besser auf und ließen uns nicht mehr zurück. Unsere Großmutter, die bei uns wohnte, war schon 83 Jahre alt. Sie durfte mit der Kuh dableiben.

Die deutsche Artillerie schoß immer ins Dorf, und es dauerte nicht lange, bis die deutschen Soldaten Großheidekrug wieder zurückeroberten. Vielleicht hätten wir uns irgendwo verstecken und auf Schleichwegen zurück ins Dorf gehen können. Aber wir wußten ja nicht, daß es wieder befreit wurde.

Als die deutschen Soldaten Großheidekrug zurückeroberten, brachte mein Onkel Großmutter nach Sorgenau, weil er ihr die Flucht nach Westen nicht zumuten wollte. Man wußte ja auch nicht, wie alles weitergehen würde. Oma ist dann schon 1945 an Typhus gestorben.

Der alte Herr Harbecke ist dort wohl auch umgekommen. Die anderen Harbeckes sind mit vielen Großheidekrügern, die auch aus dem Dorf vertrieben waren, in Sonntagsruh gelandet, das zwischen Seerappen und Metgethen im Wald lag. Sie wurden von den Russen nicht weiter gesucht. Dort wurden sie befreit und sind dadurch rausgekommen, als die deutschen Soldaten wiederkamen. Karl Siedlers Frau, Anna Hopp war auch dort gewesen.

Familientrennung

Nachdem die Russen uns rausgetrieben hatten, und wir zum Abwässerkanal kamen, haben sie meinen Bruder an der Kanalbrücke von uns getrennt und nach Seerappen verschleppt. Wir landeten in Metgethen. Dort übernachteten wir irgendwo in einem Haus bei Offizieren auf dem Fußboden. Wir hatten immer große Furcht. Früh am nächsten Morgen trieben sie uns wieder raus. Keiner sollte sehen, daß wir dort übernachtet hatten.

Wir waren eine große Gruppe mit vielen Flüchtlingen aus dem Memelgebiet, der Kukanese, die wir nicht kannten. Sie waren schon lange vor Weihnachten geflüchtet und in Königsberg und bei uns hängengeblieben.

Die Russen trieben uns immer irgendwo um Königsberg herum. Königsberg war ja noch nicht erobert. Tagsüber trieben sie uns über die Straßen, abends wurden wir im nächsten oder übernächsten Dorf in die Häuser verteilt. In den Häusern war noch alles vorhanden, auch Lebensmittel; da hungerte noch keiner. Morgens aber mußten wir wieder raus.

Einmal nahm uns ein Fahrer im LKW mit: Ja ich nehme Euch mit nach Goldberg, da sind viele Deutsche. Irgendwo gab es einen Stau. Ein ganz langer Treck zog vorbei. Ich sehe raus, wer sitzt da am Straßenrand? Unser Ur-Opa Lotz-Homp. Er ist später auf diesem Treck gestorben.

Irgendwie kamen wir zu Fuß nach Fuchsberg, wo auch sehr viele Deutsche waren. Dort trennten sie mich von meiner Mutter, nur meinen kleinen Bruder ließen sie bei ihr. Immerzu wurden die Familien auseinandergerissen. Mit dieser Taktik wurden wir an den Rand der Verzweiflung getrieben. Mein Bruder war inzwischen nach Tapiau gekommen. Dort in der Irrenanstalt wurden Transporte nach Rußland zusammengestellt. Später landete auch ich dort.

Damals begannen die Vernehmungen, die immer nachts stattfanden. Wer das nicht erlebt hat, kann es sich nicht vorstellen. Einmal holte mich ein Russe, der fließend deutsch sprach. Schon unterwegs fragte er mich, wie alt ich sei. Ich machte mich immer ein Jahr jünger. Darauf faßte er mich um und an meine Brust und sagte: Aber mit 13 ist man nicht so! Ich sagte darauf: Ich bin aber erst 13. Er brachte mich zu einem Offizier, bei dem ich ein Hakenkreuz malen mußte und das Hitlerjugendabzeichen, das verschobene Viereck mit dem Hakenkreuz in der Mitte. Ich fragte

mich, was solch ein Blödsinn soll? Das kannten die Russen doch alles. - Ob ich so etwas kenne? Ja, selbstverständlich kenne ich das. Warum soll ich das nicht kennen? Es hätte mir auch nichts genutzt, wenn ich nein gesagt hätte. Dann hätten sie mich noch schlechter behandelt.

Wiedersehen in Tapiau

In Tapiau traf ich durch einen Zufall meinen Bruder. Die Gemeinschaftszellen der Anstalt waren ziemlich große Räume. Zum Schlafen gab es drei Etagen aus Holzbrettern. Ich versuchte immer, nach oben zu kommen. Als wir einmal im Gang auf die Führung zum Essen warteten, kamen die Männer die Treppe hinter dem Gitter runter. Unter ihnen war mein Bruder! Erwin! schrie ich. Er kam ans Gitter, und wir weinten erst einmal lange vor Freude, weil wir uns wiedersahen.

Dann wurde ein Transport nach Rußland zusammengestellt. Mein Bruder hatte sich nicht als jünger ausgegeben. Mit in diesem Transport waren Kosemunds Hilde, Pepasch Tuta, Liselotte Seelert, und noch andere Heidekrüger. Fräulein Gippner war auch mit mir im Lager. Ich glaube, auch sie ist weggekommen. Scherlacks Ruth und ihre Schwester Anneliese sind gestorben. Ruth hat sich noch ordentlich gewehrt und getobt, als sie weggebracht wurden. Karl Heinz, ein Jahr älter als ich, der bei der SS war, hat überlebt.

Unsere Gruppe von jungen Mädchen bis 15 Jahren blieb in Tapiau im großen Irrenhaus zurück und wurde nicht nach Rußland verschleppt. Wir hatten einen gemeinsamen durch Etagenbetten getrennten Raum, in dem die Fenster vergittert waren. Zuletzt waren wir nur noch 13 Mädchen. Eine 13-jährige weinte nachts immer. Wir nahmen sie in den Arm und trösteten sie.

Später durften wir manchmal aus dem Haus zum Saubermachen und für andere Arbeiten. Mit aufgepflanztem Bajonett brachte uns ein Russe zu den Offizieren, wo wir die Wohnungen saubermachen mußten. Wir bekamen dort gutes Essen. An einem Tage spät abends gab es ein Blitzen und Donnern. Wir dachten, jetzt kommen die Deutschen zurück und befreien uns. Aber es war nichts. Die Russen feuerten vor Freude, weil Königsberg gefallen war. Unsere Enttäuschung war groß.

In Tapiau blieben wir bis zur Roggenernte. Danach brachte man

uns nach Preußisch-Eylau. Preußisch-Eylau war fast ganz zerstört. Dort wurden wir in Privathäuser verteilt und mußten auf einem Gut arbeiten, das jetzt die Russen hatten. Wir 13 Mädchen blieben immer zusammen und arbeiteten in der Roggenernte auch auf dem Riesendreschkasten. Es gab gut und reichlich zu Essen.

Die Älteren unserer Gruppe hatten manchmal schon einen Freund, Sonja einen Russen. Wenn wir auf dem Acker waren oder Kühe hüten mußten, durfte ich immer mit dem Pferd durch die Gegend reiten, damit er mit ihr alleine bleiben konnte. Damals habe ich reiten gelernt.

Nach Großheidekrug zurück

Von dort kam ich auf ganz dumme Art fort. Ich hatte Typhus. Im Krankenhaus waren die Räume alle offen, behandelt wurden wir sowieso nicht. Eines Tages stand ich auf und ging in Richtung Königsberg fort. Von der Krankheit geschwächt fiel ich oft hin, meine Knie und Ellenbogen waren immer voll Schorf. Unterwegs traf ich einen alten Mann, der schon 70 Jahre alt gewesen sein muß. Er hatte einen Handwagen und wollte auch nach Königsberg. Wenn irgendwo ein Russe mit einem Pferd oder im Auto zu sehen war, gingen wir immer ein Stückchen in den Wald. Nachts übernachteten wir im Wald. Er gab mir eine Wolledecke und war wie ein Vater zu mir. Einmal, als ich mich im Wald vor einem Russen verstecken mußte, hatte ich ihn verloren. Vielleicht meinte er auch, daß ich eine Last für ihn war. Wegen der Russen mußte ich mich ja immer schnell verstecken.

In Königsberg war alles kaputt. Das war bei der Eroberung total zerstört worden. Dort nahm mich eine Frau mit: Komm mit zum Entlausen, deine Haare müssen ab! Mit Entlausen war nichts. Sie schnitt mir alle meine Haare ab, und ich war die Läuse los.

Als ich nach Juditten kam, fragte mich eine Frau, die vor der Tür eines einzelnen kleinen Hauses stand: Wo willst Du hin, wie siehst Du denn aus? Sie nahm mich mit ins Haus, und ich habe dort übernachtet und bin am nächsten Tag weiter zu Fuß nach Großheidekrug gegangen.

Die Tür meines Elternhauses war verschlossen und hatte außen keinen Drücker, damit die Russen nicht gleich reinkommen konnten. So ging ich zu Hoppes. Dort wohnten fremde Menschen. Bei Seelerts fand ich meine Mutter und meinen kleinen Bruder bei meiner Tante. Das war natürlich eine Seligkeit, daß Mutter

und Tochter sich wiederhatten! Wir sind uns beide um den Hals gefallen. Und ich konnte ihr von unserem Bruder berichten, daß er nach Rußland verschleppt worden ist. Nun hatte sie wenigstens ein bißchen Gewißheit.

Aber wir hatten nichts zu essen. Meine Mutter und ich gingen in zwei Tagen nach Fischhausen. Da waren alte Prähme mit Säcken voll Roggen untergegangen. Die fischten wir aus dem Wasser. Der Roggen war aufgequollen und roch säuerlich. Wir trockneten ihn in der Sonne, drehten ihn durch die Kaffeemühle und backten davon Brot. Das schmeckte mehr schlecht als recht.

Mutter erzählte ein erschütterndes Erlebnis. Nachdem wir getrennt waren, wurden sie immer weiter von Dorf zu Dorf getrieben. Da kommen ein paar russische Offiziere angeritten. Sie greifen sich fünf Jungen im Alter von 12 bis 13 Jahren aus dem Treck, bringen sie ein Stückchen seitlich auf den Acker und knallen sie alle ab. Die eine Mutter schreit und weint und wirft sich über ihr Kind. Da kommt der eine und stößt sie mit dem Kolben, sie soll weitergehen. Als sie sagt, er soll sie auch erschießen, erschießt er auch sie.

Im Frühjahr 1946 mußten wir unser Haus verlassen, weil Rusenfamilien reinkamen. Unser Haus war noch gut in Ordnung, es steht noch heute. Wir mußten nach Caporn.

Hunger

In Caporn wurde Mutter krank, sie hatte Wasser und war kaum noch zu erkennen. Der Russe, der das Waldkommando leitete, hieß Willi. Ich bettelte bei um einen Wagen, damit ich sie ins Krankenhaus nach Königsberg fahren konnte. An einem Dienstag brachte ich sie hin. Der Wagen hatte nur Eisenräder und keine Gummiräder und hat sehr gestukert. Meine Mutter jammerte, sie hat so gelitten. Meinen kleinen Bruder hatten wir mitgenommen. Sie behielten ihn im Krankenhaus. Als ich die deutsche Ärztin nach dem Grund fragte, sagte sie: Du siehst doch, wie er aussieht. Wir haben einen Blick dafür, hier kriegt er doch wenigstens was zu essen.

Als ich am Freitag hinkam, um Mutter zu besuchen, war sie schon am Donnerstag, dem 17. Juni 1946, gestorben und auf dem Krankenhausfriedhof ich glaube, es war die Barmherzigkeit - beerdigt. Man gab mir die Grabnummer 198. Es war ein Massengrab, in dem die Toten in Papiertüten begraben wurden.

(Jahrelang träumte ich später immer: Grab Nummer 198.) Danach war ich mit meinem kleinen Bruder alleine in Caporn.

Wenn wir irgendwo hinwollten, hielten wir einen der Lkw an, die von Pillau oder Zimmerbude kamen. Sie nahmen uns immer mit. Die Heidekrüger Fischerfrauen fuhren auch mit diesen Lkw nach Königsberg. Damals gab es schon einen großen Markt in Königsberg. Im Verhältnis zu uns lebten die Fischerfrauen ganz gut. Manche hatten sogar Butter.

Gefischt haben z. B. Pahlkes Vater. Irmgard, die so alt war wie ich, lebte auch bei ihrer Mutter. Die haben nicht gehungert. Kosemunds Marie fuhr auch mit aufs Haff. Nachdem meine Mutter gestorben war, nahm uns Tante Lina im Juli, oder war es schon September (?), in ihr Haus zu sich. Aber zu Essen konnte sie uns auch nichts geben. Ihre Nichten Lenchen und Lucie waren auch da. Sie hatten eine gute Arbeitsstelle in Marschenen in der Landwirtschaft und auch immer gut zu essen. Alles drehte sich nur immer ums Essen. Als sie später die Arbeit verloren, gingen sie auch in den Wald.

Post aus Deutschland

Als meine Mutter krank war, kam der erste Brief. Mit der Post funktionierte das folgendermaßen. Die Fischerfrauen, die mit den Fischen nach Königsberg fuhren, hatten ausgekundschaftet, wo eine Poststelle ist, bei der man Post nach Deutschland abgeben konnte. Wenn man einen Brief schicken wollte, mußte man den Angestellten der Post ein paar Fische oder Rubel geben. Die ankommende Post wurde uns ja auch nicht etwa gebracht. Sie mußte man in Königsberg ebenso bezahlen, damit man sie ausgehändigt bekam. Das erledigten die Fischerfrauen immer für uns. Auch die Russen konnten anders nicht überleben.

Einmal war auch ein Brief von meinem Vater dabei. Er schrieb, daß er in Kiel lebt. - Nicht lange danach kam auch ein Brief von meinem Bruder. Er war inzwischen von Rußland zurückgekommen und in die Mark Brandenburg entlassen, wo er auf dem Bauernhof arbeitete. Er war nicht lange in Rußland gewesen. Bis zum Ural war er noch verschleppt worden.

Als eine Delegation von der UNO zum Ural reiste und die Lager besichtigte, stellten die Russen ganz schnell die jüngsten Deutschen zu Transporten zusammen. Mein Bruder und Pepasch Tuta kamen in diese Transporte und wurden nach Hause

geschickt. Das war sein Glück.

Den Brief meines Vaters hatte meine Mutter noch gelesen, als sie schon krank war und ihn noch aus dem Bett beantwortet. Am Schluß schrieb sie: Grüßt alle, alle! Das ist ein Abschiedsbrief, sagten meine Großeltern.

Im Herbst 1946 ist mein Bruder schwarz über die damalige Grenze der Sowjetzone nach Kiel zu meinem Vater gegangen. Er weiß viel mehr und genauere Daten von unserer Heimat als hier von Kiel, wo er nur sieben Jahre lang lebte. Jetzt wohnt er in Australien.

Baum für Baum

Von Großheidekrug bis hinter Vierbrüderkrug haben wir Baum für Baum gefällt. Ich denke, von der anderen Seite, von Metgethen aus, kamen auch Kolonnen zum Bäumefällen. Die Männer schliffen die Äxte und Sägen, wir Frauen mußten die Bäume fällen, und aufstapeln. Pro Tag mußten wir zwei m_schaffen. Lieselotte und ich arbeiteten immer zusammen. Irgendwann mußten wir auf den Lkw. Die Bäume wurden auf zwei Meter Länge geschnitten, zwei Frauen rollten sie über lange Hölzer auf den Lkw, und wir beide mußten sie stapeln.

Eines Abends als wir von Vierbrüderkrug von der Waldarbeit kamen, lag Kurt Leginski im Straßengraben. Er war elend und ganz verhungert und kaute immer auf einem Knochen. Wir sprachen mit ihm und fragten, wohin er denn wolle. Er wollte zu seiner ältesten Schwester nach Königsberg. Er war wohl ein Jahr jünger als ich. Wir konnten ihn nicht mitnehmen, denn wir hatten ja unsere Sägen und Äxte. Am nächsten Morgen hatte es leicht geschneit. Als wir wieder zur Arbeit gingen, lag Kurt tot im Straßengraben.

Litauen

Irgendwann im Frühjahr 1947 fuhren viele nach Litauen. Dort gab es mehr zu essen. Wir hielten einen Lkw an, der uns nach Königsberg mitnahm. Vom Hauptbahnhof fuhr nachts um elf Uhr immer der Zug nach Moskau. Wenn er anfuhr, sprangen wir aufs Trittbrett. Meinen kleinen Bruder setzte ich aufs oberste Brett und stellte mich vor ihn. So fuhren wir bis Kaunas/Kowno. Ich hatte oft Glück. Aber wir blieben nicht dort und fuhren nach zwei oder drei Tagen zurück. Ich versuchte immer, Arbeit in der Heu- oder

Roggenernte zu bekommen. Aber ich hatte ja immer den kleinen lieben Fresser mit. Er war inzwischen vier Jahre alt. Zuviel zu essen hatten die Litauer auch nicht.

Das ging so bis in den September. Wir wollten noch ein bißchen dort bleiben. Als ich einmal zum Bahnhof in Kaunas kam, sitzen so viele Deutsche da und wollen nach Königsberg. Sie sagen, der Transport ist zusammengestellt, wir kommen alle nach Deutschland. Oh, Gott! Und ich wußte, wo Rudi Seelert, der Sohn von meiner Tante Lina Seelert war, für den ich mich verantwortlich fühlte.

So ging ich zurück zum Bauern, bei dem er als Hütejunge arbeitete. Das dauerte immerhin einen Tag. Dort erfuhr ich, daß ihn Lieselotte schon zwei Wochen vorher abgeholt hatte. Jetzt brauchte ich wieder einen Tag für den Rückweg zum Bahnhof. Wir kommen in Großheidekrug an, und alle Deutschen sind fort. Ich gehe dorthin, wo ich mit Tante Lina zuletzt wohnte, in Holzmeisters Haus. Als ich reinkomme, ist alles verschmiert und verdreckt und lauter Gerümpel liegt herum. Da habe ich erst mal geheult. Mein kleiner Bruder guckte mich immer nur an.

Ich wußte, daß der Russe, der mit den Rogges zusammengelebt hatte, in Kristands Haus wohnte. Er hatte die Fischerei unter sich. Zu ihm ging ich, weil ich wußte, daß man mit ihm sprechen kann. Außerdem hatte ich gehört, daß seine Frau wieder da war und deshalb keine Angst vor ihm hatte. Sie war auch da und sagte: Ihr könnt in der Waschküche schlafen, da sind noch mehr Deutsche.

Als seine Frau wieder einmal in Urlaub gefahren war, rief er mich, ich möchte doch bei ihm saubermachen. Als ich damit fertig war, wollte er mir an die Wäsche. Ich bin barfuß abgehauen und ließ die Schlorren stehen. Die Schlorren hat mir später einer von den Jungen geholt.

In der Waschküche hausten vier Jungen vom Schlachter Jilla-Holstein und Helmut Sult, der im Blechhaus wohnte und eineinhalb Jahre älter als ich war. Dann waren dort Horst-Dieter und die beiden Mädchen von Schleefe Lina, eine ein Jahr jünger als ich und Christel, zwei Jahre jünger. Sie waren auch in Litauen gewesen, ihre Mutter war inzwischen rausgekommen. Wir neun hausten in der Waschküche von Kristand.

Nach ein paar Wochen war die Frau wieder zurück und sagte, wir sollten nach Cranz fahren, da werden wieder Transporte nach Deutschland zusammengestellt, hier kämen wir vielleicht mit.

Das hier sei doch kein Leben für uns.

Wir bettelten ein paar Lebensmittel zusammen, und ich verkaufte eine kleine Daunendecke für ein paar Rubel. Die Jungen gingen auf Suche und entdeckten bei Seerappen ein großes Feld mit Weißkohl, wo sie Kohlköpfe klauten, die wir kochten. Jillas Jungen wollten bleiben. Helmut aber wollte nach Cranz, und ich ging mit. Ich nahm auch beide Mädchen von Lina mit.

Endlich nach Deutschland

In Cranz wurde tatsächlich ein Transport zusammengestellt. Eine Familie nahm uns in ihr Haus auf, und wir bekamen auch Lebensmittel für die Reise zugeteilt. Weil der Zug noch nicht da war, mußten wir eine Nacht auf dem Fußboden im Bahnhof übernachten. In Königsberg stand der Zug aber noch vier Tage auf dem Bahnhof, ehe es endlich in den Westen ging. Keiner von uns hatte Papiere, ich hatte nur ein paar Bilder, auf denen die Russen schon rumgetrampelt hatten.

In Großheidekrug lebten nach Kriegsende immerhin noch etwa 500 Menschen. Als wir 1947 endgültig raus mußten, gab es nur noch 150. Die anderen sind alle verhungert. Von allen Kindern im Alter meines Bruders und älter sind nur drei oder vier am Leben geblieben. Auch kein Kind, das damals geboren wurde, hatte Überlebenschancen.

Lieselotte Seelert wurde von Rußland in die Mark Brandenburg entlassen und ist zu Fuß durch Polen nach Großheidekrug zurückgegangen. Kurz vor Weihnachten im Oktober 47 landeten wir in Sachsen-Anhalt in einem Riesenlager bei Bitterfeld und mußten zwei Wochen in Quarantäne bleiben. Dorthin waren auch die anderen Großheidekrüger der Vortransporte gekommen. Damals hatte mein Bruder schon meine Tante Lina Seelert, Lieselotte und Rudi in den Westen geholt.

Dann kam mein Bruder noch einmal rüber und holte uns. Einen Tag vor Heiligabend 1947 fuhren wir mit dem Zug bis ganz dicht an die Grenze und gingen zu Fuß schwarz über die Grenze. Bei meinem Vater in Kiel angekommen dachten wir, wir kämen ins Paradies. Es war so schön, man kann es nicht beschreiben.

Mein Vater war in Dünkirchen gewesen und in englische Gefangenschaft nach Holland gekommen. Im Januar 1946 wurde

er entlassen. Durchs Rote Kreuz hatte er Kontakt mit seinen Eltern bekommen und sich nach Kiel entlassen lassen.

Unser Wald in Großheidekrug ist nachgewachsen und wunderschön und jetzt genauso hoch wie er früher war. Allerdings ist es jetzt Laubwald, den ich schon immer gerne hatte. Ich war schon vier Mal dort.

Großheidekrug 1945 bis 1947

Es ist der 14. Juli 1994: Wir sitzen in Erfurt. Mein Vater ist gestern, am 13. Juli 93 Jahre als geworden, also 1901 geboren. Er hatte den Wunsch geäußert, noch aus seinem Leben und vor allen Dingen die Dinge aus unserer Heimat zu berichten, die ihm noch gegenwärtig sind. Viele Dinge werden uns neu sein. Und er wird jetzt zu uns sprechen. Und ich werde einige Notizen machen.

Günter Klement

Ich möchte hier einen Bericht geben aus meinem Leben und zwar aus der Zeit, wie der Krieg zu Ende ging. Als unsere Feinde, die Russen, in unser Heimatland eindringen und auch somit in unser Heimatdorf in Großheidekrug, wo ich mit meiner Familie, meiner Frau wohnte und meinen Eltern.

Also am 30. Januar 1945 erschienen die russischen Truppen am Abend um acht Uhr in unserm Ort, und somit waren wir seit dieser Zeit unter russischer Herrschaft. Wir wohnten noch einige Tage in Großheidekrug, und dann war die Gefahr, daß die deutschen Soldaten, circa 200000, in Königsberg einquartiert waren. Königsberg lag von unserm Ort Großheidekrug 18 Kilometer entfernt. Die Russen waren eingedrungen, um die Königsberger abzuschneiden. Sie waren somit bis zum Frischen Haff vorgestoßen, denn unser Ort Großheidekrug liegt am Frischen Haff. Großheidekrug ist ein Ort oder war ein Ort von circa 3000 Einwohnern.

Und an diesem Abend, am 30. Januar, kamen die russischen Soldaten und besetzten unsern Ort, und wir waren seit dieser Zeit unter russischer Herrschaft.

Weil nun aber die Gefahr war, daß von Königsberg ein Vorstoß der Soldaten gemacht wurde, um wieder frei zu sein, um nach Pillau zu kommen mit Straßen oder Eisenbahn, und somit wieder die Ortschaften frei wurden, die der Russe schon besetzt hatte.

So wurden wir als Deutsche von unserm Ort entfernt und auch von den andern Orten und kamen somit ins Hinterland. Meine Frau und meine Kinder Erika und Günther und ich, wir mußten so circa am 15. oder 16. Februar auch unsern Ort verlassen, und kamen nach Seerappen, und von hier aus ging es immer weiter.

So manches haben wir auf unserem Wege und auf unserm Gehen erlebt.

Ich kam von Seerappen, wurde verhört, als ich da war und wurde somit eingegliedert in den weiteren Transport. Ebenso alle anderen. Zuerst wurde ich mit einem Transport von Seerappen nach Medenau gebracht. Medenau liegt ja weiter zurück nach der Richtung Fischhausen und liegt am Galtgarben mitten im Samland. So wurden wir als Deutsche von Seerappen nach Medenau gebracht, kamen durch den Ort Lindenau, Powayen und andere Ortschaften, deren Namen ich heute nicht mehr kenne oder weiß, und seitwärts, vielleicht 500 Meter oder 1000 Meter lag noch das deutsche Militär, die Front. Also der Russe war noch nicht vorgestoßen bis Zimmerbude das war noch frei und Neplecken, Fischhausen und die Ortschaften weiter an der Ostküste entlang waren noch in deutscher Hand. Und wir haben die deutschen Soldaten von unserm Wege gesehen, als wir nach Medenau gingen. Aber die deutschen Soldaten haben auf uns nicht geschossen.

Ich hatte ein kleines Erlebnis: Ein Pferdefuhrwerk mit zwei Pferden und ein Soldat oben, also ein Transporter, der Munition den Soldaten nachbrachte, der rief mich an: Guten Morgen, Onkel Oskar! Ich habe ihn gefragt aus der Menge heraus: Wer bist Du? Ich bin der Sohn Höllgers von Großheidekrug, und ich habe mich verpflichtet, unter dem Russen mitzuarbeiten. Also war er bei der russischen Militärbehörde eingetreten und machte da seinen Dienst beim Munitionsnachschub.

Als wir am anderen Morgen von Medenau wieder ausrücken mußten, da ging es wieder zurück nach Seerappen, blieben da nur eine Nacht und dann ging's weiter nach Kumau ist wohl ein Dorf oder ein Ort am Pregel. Hier hatten wir abends noch etwas zu tun. Nämlich der Russe sagte, in dem Stall liegen zwei Tote, und die sollten wir beerdigen. Wir wurden vier Männer ausgewählt, darunter war auch ich. Ich erkannte unter den Toten, daß einer mein Vater war, und habe somit meinen Vater in Kumau bei Königsberg am Pregel beerdigt in einem Bauerngarten, Kirschgarten es waren Kirschbäume da. Und das war mein erstes Erlebnis, das mir besonders anhing. - Mein Vater!!

Und dann ging es weiter Tag für Tag, von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang, von Ort zu Ort. Wir kamen nach Cranz oder in die Richtung darauf, und wir kamen zu anderen

Ortschaften, und somit zuletzt nach Podewitten. Es war wohl ein größerer Ort, eine Grafschaft, und hier wurden wir einquartiert.

Auch in diesem Ort ich habe ja so manches erlebt auf dem Wege darunter war auch die Frau Zoch aus Großheidekrug, die lag am Chausseegraben. Sie war am Leben. Sie hatte sich das Bein gebrochen, und ich konnte sie nur trösten und mußte weiter.

Ein anderes Erlebnis: in unserer Gruppe, war ein gewisser Schöttke aus Großheidekrug, Bochart-Schöttke. Der hatte auch gerastet und sich geruht, stand aber langsam und bequem auf, und in dem Moment war schon der Posten hinter ihm und ein Genickschuß!! War erledigt. Blieb auf der Strecke!

Und so ging es weiter. So manches habe ich noch erlebt. Als der Transportführer, der Russe, eines Morgens reinkam und uns weckte, daß es weiterging, da habe ich morgens in der Bibel gelesen, die ich ja unterwegs gefunden hatte. Der Russe war interessiert, was ich da las. Ich habe ihm erklärt: von Jesus. Und dann wollte er von Jesus wissen. Ich mußte ihm längere Zeit vorlesen.

Und dann kam ich aus diesem Gefangenenraum, es war eine Kneipe, in das Russenquartier. Und da war der Ofen warm, und da durfte ich mich wärmen an diesem Tage. Als es aber weiter ging, und wir weiter marschierten, da habe ich diesen russischen Soldaten noch einmal getroffen. Ihr könnt Euch gar nicht denken, diese Freude! Er sah mich unter der Menge der Marschierenden. Er schämte sich nicht, zu mir zu kommen, um mich zu umarmen und mit mir zu reden.

Aber unser Transport ging weiter, und wir kamen ja nach Podewitten. Podewitten liegt vielleicht zehn Kilometer von Tapiau entfernt. Und hier war unser Ruheort einige Tage, bis eines Morgens die Russen wieder kamen und sagten, wir sollten raus alle aus dem Ort, aus dem Zimmer. Vielleicht waren wir 30 bis 40 Personen da drin in diesem Hause, und da sollten wir nun auf ein Lastauto. Und weiter ging's nach Osten. Als aber der Ausgang gemacht wurde, da sagte ich zu dem Offizier, der ein Arzt war: Es sind auch kranke Menschen mit. Nein, sagte er. Und da zeigte ich ihm eine Frau. Wollen doch mal sehen, ob die nicht sehr krank ist. Ja, die ist krank! Und somit stoppte er unsern Ausgang, und wir blieben noch an diesem Ort Podewitten.

Paar Tage später kam wieder ein Lastauto, und wieder sollten und mußten wir raus. Es sollte weitergehen nach Rußland. Und

hier sah ich wieder zwei, drei Kinder und sagte zu dem Arzt, er soll sich mal die Kinder ansehen. Und sofort wurde unser Transport gesperrt, und ich und viele blieben zurück.

Also diese Ereignisse waren in Podewitten bei Tapiau. In Podewitten traf ich auch mit Gritzans aus Marschenen zusammen, und wir waren da zusammen den ganzen Monat.

Am Anfang des Monats März starb der Vater Gustav Gritzan. Er wurde im Garten des Hauses von uns beerdigt. Ebenso starb das Mädchen vom Fleischer Holstein (Eduard), sechs oder acht Jahre alt, die auch in dem Schloß von Podewitten beerdigt wurde, und auch der Großvater Holstein starb dort in Podewitten und auch der Großvater Zoch (Rudolf), die auch dort beide in Podewitten beerdigt liegen.

Ihr seid frei

Und dann kam das Ende des Monats. Am Karfreitag hab ich, wie es alle Tage geschah, die Bibel aufgeschlagen und gelesen das Wort: Ihr werdet nach Hause kommen. Das war Karfreitag, Ende des Monats März. Auch am Ostermorgen hielt ich Gottesdienst in dieser Wohnung. Und da wurde uns gesagt durch das Wort des Herren: Ihr werdet dem Herren dienen, wenn Ihr zu Hause seid. Es war noch kein Gedanke unter uns Gefangenen, daß wir ahnten oder wußten: Wir werden freikommen. Aber an Ostern Zweitfeiertag kam der Russe herein zu allen Deutschen in den Häusern, die da wohnten in Podewitten und sprach: Ihr dürft die Häuser, die Wohnungen verlassen, ihr seid frei. Es kann keiner ahnen, was da geschah, als wir Ostern Zweitfeiertag die Gefangenenhäuser da verließen, und wo wir Handwagen oder was fanden, mit Gepäck auszogen aus Podewitten nach der russischen Art nach Osten, aber wir Deutsche gingen nach Westen.

Und bald kamen wir nach Waldau. Ist eine schöne Strecke, wer die gehen muß. Hier geschah es, daß die Tochter von Gritzans angeschossen wurde, sie heißt Frieda, und mußte ins Lazarett. Und dann trafen wir bald in diesen Tagen Soldaten, deutsche Gefangene in großen Kolonnen, die aus Königsberg kamen; denn Königsberg war Anfang April, ich weiß nicht das Datum, von dem Russen eingenommen. Und somit kamen all die Soldaten in Gefangenschaft in Richtung Osten. Es war ein Anblick, die Mengen zu sehen, die deutschen Männer, mit ihnen noch kurz Worte zu sprechen, während wir als Zivilpersonen ja in Freiheit

standen, wohl aber von Russen bewacht.

Aber trotzdem, diese Menge Soldaten deutscher Herkunft, das zu schauen auf den Feldern östlich von Königsberg! Ich blieb nun in diesen Ortschaften bei Waldau einige Tage, wurde von Russen verhört, meistens jeden Sonntag.

Es war der 15. April, es war der 22. April. Ich war aber an diesem Ort, dessen Namen ich nicht mehr so weiß mit Gritzans Mutter und beiden Töchtern und drei Kindern zusammen aus unserer Heimat. Am 22. April wurde ich von ihnen getrennt, mußte zu einem Verhör und kam nicht mehr zurück. Ich kam am Montag mit einem Pferdefuhrwerk und noch mehreren anderen deutschen Zivilpersonen von diesem Ort nach Königsberg. Also kamen wir nach Rotenstein bei Königsberg in eine Kaserne, und hier waren vielleicht 2 000 deutsche Gefangene, und wir wurden als Deutsche von Zeit zu Zeit verhört.

Ich war am Freitag, den 27. April auch zum Verhör geladen. Diese Verhörstunde war sehr lange, aber auch sehr wichtig. Als der Kommandant, dieser hohe russische Offizier auch mich frug und nach zwei Stunden Fragezeit dann fragte, ob ich auch dieses und jenes getan habe, ob ich auch Hitlermitglied war und sonst dergleichen, habe ich nein gesagt. Und somit wurde mein Verhör noch strenger. Der Offizier, Major vielleicht, oder wie er sich genannt hat, war sehr streng und ernst.

Es bekamen fast alle Gefangenen, die verhört wurden, eine Prügelstrafe. Nun war ich auch dran, aber ehe dies geschah, nahm ich meinen Rucksack vom Rücken. Darin waren noch etwas Kleidungsstücke, aber auch die Bibel. Da habe ich den Rucksack aufgemacht, und alles fiel auf den Tisch vor dem Kommandanten von Königsberg. Ich nahm die Bibel und hielt sie hoch in meiner linken Hand und habe diesem Major gesagt: Ich glaube an dieses Wort, was hier geschrieben steht, und deswegen sind meine Aussagen auch Wahrheit. Dem Kommandanten entfielen die Arme von seinem Sessel und hingen vielleicht fünf bis zehn Minuten herunter, wo Schweigen stattfand. Und danach kam die Entlassung. Du kannst wieder rausgehen! Das Verhör war zu Ende, und ich wurde von dem Dolmetscher wieder in meinen Wohnraum gebracht.

Du sollst frei sein

Aber am andern Tag, Sonnabend, den 28. April nachmittags

wurde mein Name gerufen. Und ich habe geantwortet und wurde von dem Dolmetscher zu dem Kommandanten gebracht. Und dieser hatte nur die Worte im Munde: Du sollst frei sein! Und der Dolmetscher sagte: Mach, daß Du von diesem Kasernenhof Rotenstein fortkommst, und die Sonne, die war beim Untergang. Ich habe den Dolmetscher nur gefragt: Soll ich noch am Abend diese Kaserne verlassen? Er hat gesagt: Du bist heute freigesprochen, du darfst nach Hause gehen! Und ich verließ diesen Ort, der abgezaunt war mit hohem Gartenzaun. Als ich mich der Nähe dieses Tores näherte, öffneten sich die Türen, und ich konnte auf die Landstraße gehen. Ich war frei, und nun hieß es nach Königsberg zu kommen, noch sieben Kilometer, und dann war ich in Königsberg.

Dieser Ort Königsberg ist mir ja bekannt, ich habe darin gearbeitet, gelernt, mein Handwerk Maschinenschlosser, hab Lokomotiven gebaut, und nun war ich in Königsberg am Sonnabend Abend. Die Sonne ging unter, und ich hatte kein Quartier. Da ging ich auf den Friedhof, ich wußte wo die waren und legte mich über Nacht in eine Friedhofshalle. Und am Sonntagmorgen, dem 29. April, den halte ich fest, ging die Sonne auf, und ich war ja angezogen und machte mich bereit, um von Königsberg nach Großheidekrug zu gehen.

So manches habe ich erlebt auf der Straße von Königsberg nach Großheidekrug. Zuerst die Ringstraße war besetzt von russischen Soldaten, keiner durfte über die Straße gehen, aber ich ging mit einem Ast in der Hand als Stock und meinen kleinen Rucksack auf dem Rücken. Und tatsächlich kam ich an der russischen Sperre vorbei.

Dann kam der Wald, der große Wald von Königsberg bis Fischhausen fast. Als ich den Wald betrat, hieß es Stoi! Ein russischer Offizier nahm mich gefangen mit zwei Soldaten, die ihm zur Seite standen, und ich wurde verhört, aber bald darauf entlassen. Und ich ging weiter durch den Wald von neun Kilometern.

Und dann hieß es wieder am Rande des Waldes auf der anderen Seite Stoi! Aber dieser Soldat nahm mich gefangen und brachte mich zu dem General der Artillerie. Schweres Verhör stundenlang. Und dann: Wer hat gesagt, du sollst frei sein? Der Kommandant von Königsberg. - Und da sagte dieser Generalmajor, ein älterer Russe, vielleicht 70 Jahre alt: Wenn

Kommandant gesagt hat, Du sollst frei sein, und er klopfte mir auf die Schulter, dann sage ich auch: >Du sollst frei sein!<

Also dieses Verhör fand am 29. April vor Großheidekrug in Caporn statt. Auf dem Gutshof war die russische Armee, oder die Generäle hatten da ihr Quartier. Hier wurde ich von diesem russischen General der Artillerie freigesprochen und entlassen. Und ich war vielleicht in einer Stunde in Großheidekrug, also wieder zu Hause, am Sonntag, den 29. April 1945!

Zu Hause, die ersten Tage in Großheidekrug

Ich ging aus dem Wald heraus, über den Friedhof, zuerst in die Kirche, die noch stand und nur leicht beschädigt war. Dann durchging ich das Pfarrhaus und kam somit in unserm Ort Großheidekrug gut an. Ich sah den Ort, den Raum, den Platz.

Alles war gut, ich war daheim in unserm Ort Großheidekrug. Zuerst ging es weiter nach unserm Wohnhaus zu sehn. Ich war erstaunt, als ich bei Höllgers und Lappöhns um die Ecke ging und sah, daß unser Haus nicht mehr stand. Paar Schritte weiter, und ich stand auf den Trümmern unseres Hauses. Daheim!

Nun mußte ich aber auch sorgen für etwas Essen an diesem Sonntag und ging in das Nachbarhaus Thalmann, Bake Thalmann. Die Giebelmauer stand, die Küche war in Ordnung. Und der Keller hatte Kartoffeln. Ich holte mir Kartoffeln aus dem Keller, nahm Waschtöpfe und hab sie da eingewaschen, und die Pumpe auf dem Hof lieferte das Wasser.

Nun denkt ein jeder einmal nach! Über dem Küchenherd hing ein Salzpuddel, ein Gefäß, da waren circa zwei Pfund Salz drin. Auf dem Deckel dieses Gefäßes war eine Schachtel Streichhölzer. Unter dem Herd lag Holz, und ich setzte die Kartoffeln auf, gleich mehrere Pfund und hab das erste Mal an diesem Sonntagabend gegessen, Salzkartoffeln, und das hat geschmeckt und Kaltwasser aus der Pumpe.

Während des Essens kam ein Soldat, ein Russe natürlich und bat um Geschirr, Teller, Töpfe, Löffel. Ich ging mit ihm in Barke Thalmanns Keller, und da fand ich einen Waschkorb, der ziemlich gefüllt war mit diesem Geschirr, was der Russe suchte.

Also, meine Lieben, ich brauchte auch an diesem Abend, am Sonntagabend ein Nachtquartier. Ich ging von Barke Thalmanns Haus zu Albrechts Haus, wo früher mal rechts die Post war, und in diesem Hause Albrecht, wo auch die Anna Zibner, geborene

Holstein wohnte und Trumanns anschließend auf der anderen Seite. Ich habe die Nacht im Hause oder Wohnung Albrecht verbracht, da habe ich geschlafen wohl auf einer Ofenbank.

Und am anderen Morgen, es war Montag, der 30. April, ging es dann wieder weiter. Ich habe mein zertrümmertes Haus aufgesucht, habe mir da etwas herausgesucht, was unter den Trümmern lag und meinen Rucksack gefüllt. Und dann habe ich mir auch den Ort mal angesehen. Ich ging in Himmerts Haus, wo diese Verkaufsstelle war und habe so manches gesehen und auch gefunden. Unter anderem fand ich im Schuppen, wo die Autogarage war, die war zertrümmert durch eine Bombe, und in diesem Bombentrichter, da stand eine Person, und das war Fritz Holstein, sehr tief unten, mit einer Hand nach oben, die ich da gesehen habe.

Im Hause Himmert, in dem Lagerraum hinten, war ein Bettgestell. Ein eisernes Bettgestell stand da, und auch in diesem Bett fand ich einen Mann, der hieß Schlick, Hermann. Ich habe mit dem etwas gesprochen, und so habe ich mir diesen Ort Großheidekrug näher in den anderen Tagen angesehen.

Unter anderem fand ich, vielleicht am 2. Mai, Frau Preuß, deren Haus ja am Walde steht. Ich hatte mir vorgenommen, mal das Pfarrhaus anzusehen, die Kirche. Ich war ja fast alleine im Ort. Soldaten habe ich in den ersten zwei Tagen gar nicht gesehen. Aber in dem Hause Preuß, das am Walde am Friedhof steht, das habe ich mir angesehen von innen, auch oben, auch in dem Wohnhaus bin ich drin gewesen und zuletzt, als ich in der Küche war, da rührte sich was in der Ecke der Küche, wo wohl Kleidungsstücke hingen. Und weil ich mich selbst unterhalten habe, kam die Frau Preuß aus der Ecke, und wir haben uns begrüßt und miteinander geredet. Wer möchte nicht gern dabei gewesen ein? Eine lebende Person, mit ihr zu sprechen und zu hören, was sie mir sagte.

Also Frau Preuß mit ihrem Mann mußten auch Großheidekrug verlassen und kamen nun mit vielen anderen im Gefolge nach Vierbrüderkrug. Hier sagte sie, mußte ihr Mann einmal austreten. Und als er austrat aus der Menge der Gefangenen wurde er sofort von den russischen Soldaten erschossen und lag dann am Rand der Chaussee. Frau Preuß selbst blieb paar Stunden in Vierbrüderkrug. Und als es dunkel wurde an diesem Abend, sagte sie, ist sie wieder allein zurückgegangen nach Großheidekrug.

Und ich fand sie hier an diesem Tage, es kann der zweite oder dritte Mai 1945 gewesen sein.

Ich habe Frau Preuß etwas zu Essen gebracht, denn Weizen lag genug auf dem Schuppen von Willfangs, und habe mit Kaffeemühle gemahlen und dann Brei gekocht und Frau Preuß gebracht zum Essen. Leider fand ich sie am andern Tage tot, und habe sie beerdigt auf dem naheliegenden Friedhof, wo sie ihre letzte Ruhestätte fand.

Und so ging es weiter. Fritz Holstein, den ich all erwähnt habe, der liegt im Autoschuppen von Himmerts. Ich fand auch Kulmanns Franz lebend, der war sicher in Marschenen. Der hat sich dort verborgen gehalten, und wir fanden uns in Großheidekrug wieder. Ich habe den Franz Kulmann gebeten, er möchte doch den Fritz Holstein da mit Erde zuschaufeln und ihm so die letzte Ruhestätte da lassen.

Zum anderen fand ich in dem Hause von Bake-Thalmanns wo auch Kecker-Fischers dran wohnten, im Keller von Kecker-Fischers das Mädchen Hamann, Else, die ca 16 oder 18 Jahre alt war. Sie saß im Keller und war nackt und tot, denn es war ja der kalte Monat Mai. Ich habe sie in eine Decke gehüllt und in dem Garten, wo die Kirschbäume vor dem Hause standen, beerdigt. Else Hamann!

Dann habe ich mit dem Mann Schlick, Hermann noch gesprochen, ihm auch mal einen Teller Suppe gebracht, aber leider wenig sprechen können, denn er war wenige Stunden später tot. Er ist begraben unter den Kirschbäumen im Garten bei Himmerts. Dann habe ich mich aufgemacht und habe mir den westlichen Teil Großheidekrugs mal angesehen, also nach Marschenen zu. Habe so manches zertrümmerte Haus gesehen und gefunden und so manches geschaut, bis ich fast in den letzten Häusern auf einmal drei Frauen fand.

Da wohnte die Frau Homp, die Frau Pontke-Thalman und die Frau Fischer-Kakrat. Die Kakrat-Fischer wohnte ja sonst hier an Schmollers im Ostteil von Großheidekrug. Aber diese drei Frauen hatten sich gefunden unter dem Russen oder irgendwie und waren nun hier im Pelk im Hause der Frau Homp einquartiert.

Ich habe mit ihnen gesprochen, sie waren sonst lebensfroh und habe sie auch in den nächsten Tagen besucht.

Leider fand ich eine dieser drei Frauen tot. Kakrat-Fischer, die an Schmollers wohnen, die war eine Nacht aus dem Bett gefallen,

hatte sich das Bein gebrochen. Das haben wir noch zusammen gelegt, eingewickelt und ins Bett gelegt. Aber diese Frau war andern Tages tot. Sie wurde beerdigt, Bretterkasten zusammengenagelt. Das war der erste, den ich zusammengenagelt habe von Fußbodenbrettern aus dem Zimmer. Sie wurde auf dem Friedhof in Großheidekrug beerdigt.

Leider, als ich ein - zwei Tage später wieder hinging, war auch die zweite Frau tot. Ob es die Frau Homp war, deren Sohn bei der Eisenbahn beschäftigt war, in Seerappen, wo er da wohnt. Vielleicht kann man sich da bitte etwas erkundigen.

Auch die zweite Frau war tot. Und ebenso ging es nach wenigen Tagen auch der dritten Frau, die Frau Pontke-Thalmann. Also all die drei Frauen sind von mir beerdigt worden mit Hilfe von Meister-Thalmann, Meister-Thalmann, der da hinten in der Pelk wohnt im letzten Hause, der hat mir dabei geholfen. Ich weiß nun jetzt nicht mehr den Vornamen. Aber er hatte einen Sohn Gustav und sonst dergleichen.

Auch andere kehrten zurück

Das waren nun so die ersten Tage meines Zuhause seins in Großheidekrug. Und nun inzwischen waren auch viele andere wieder zurückgekehrt, also nach Hause gekommen von ihren Orten, wo sie hin vertrieben waren, darunter auch Barke-Thalmanns mit ihren Töchtern und Schmidt-Thalmanns mit ihren Töchtern. Seine Frau, die war unterwegs gestorben.

Und so waren wir schon einige Leute wieder daheim. Auch meine Familie hat sich wieder eingefunden, nämlich meine Frau mit ihren zwei Kindern, der Tochter Erika und unsern Sohn Günter. Und wir haben uns. - Ich wohnte so mit diesen Heimgekehrten in dem Hause von Siedlers und Keppes. Da wohnte ich schon.

Aber als meine Frau nach Hause kam, zogen wir in die Nachbarwohnung Keppes. Der Kepp hatte von Meszewskis eine Tochter geheiratet. Und so wohnten wir in Keppes Haus, das ein Doppelhaus war, meine Frau und ich und Kinder. Und während hier die Thalmanns und Barke-Thalmanns und wie sie alle da noch hießen, noch mehrere Personen blieben in dem Hause Siedlers wohnen in der Wohnung. Und so haben wir uns darin nachdem so einquartiert.

Ich habe noch so manches erlebt. Wenn ich durch den Ort ging,

erst mal bei Schneidermeister Neumann, hab ich mal sein Haus mir angesehen von innen. Und dann als ich durch das Fenster sah auf den Hof hinaus, da sah ich einen Soldaten tot liegen, der auch in diesem Garten beerdigt wurde und noch dorten ruht.

Und so fand ich noch so manches auch an der Schule und auf den Wegen so manchen Toten, der beerdigt werden mußte. Und ich habe mich an die Arbeit gemacht. Und so vergingen die Tage in unserm Heimatdorf.

Es sind viele Menschen wieder heimgekehrt, aber auch viele sind gestorben. Und so habe ich in der Zeit meines Daseins von 1945 bis zum 27. Oktober 1947, wo es dann hieß, auf einmal an einem Sonntagnachmittag: Ihr müßt nun Eure Heimat endgültig verlassen! Und so kam es, daß wir dann auch raus mußten.

Aber in der Zwischenzeit möchte ich so manches noch erzählen. Die Russen, die nun auch reingekommen waren in unsern Heimatort und sich angesiedelt haben, hatten ja Beschäftigung, wurden beschäftigt. Da gab's eine Fischereikombination, da haben mehrere Deutsche gearbeitet für den Russen als Fischer. Und dann gab's eine Waldarbeiterabteilung, und ein russischer Mann hieß Wilde, der war Meister. Und bei diesem Meister Wilde habe ich gearbeitet als Zimmermann. Der Russe brauchte ja einige Wohnungen, und weil Großheidekrug sehr zerstört war vom Kriege, mußte ja auch manches ausgebessert werden. Und so hat der Russe mich beschäftigt, zuerst noch mit Schmidt-Thalmann, der aber im November schon starb.

Und so blieb ich noch allein übrig. Ich hatte mehrere Ältere wohl, auch eine Frau Thalmann, Maurer-Thalmanns Schwiegertochter. Leider starb die sehr schnell und ließ ihre drei Kinder zurück. Ihre Schwiegereltern, der Maurer-Thalmann und seine Frau, der auch gearbeitet hat unter dem Russen als Maurer, war auch schon gestorben, und so viele andere, die gestorben sind zu unserer Zeit. Wer noch mal was wissen möchte, ich kann das hier nun nicht alles so sagen, der müßte sich melden, denn ich habe, oder es wurden von mir fast 150 Menschen in Großheidekrug beerdigt. Ich kann sie wohl hier nicht alle aufzählen, aber ich möchte erwähnen, aus Marschenen, die Frau Gritzan, Frau Gritzan aus Marschenen. Ihre Tochter Gertrud ist in Großheidekrug beerdigt. Und auch ihre Tochter Frieda ist da beerdigt.

Während die drei Kinder von der Tochter Gertrud, die nun Frau

Kähler hieß, und deren Kinder wohl nach Kanada gekommen sind. Die wissen nun, daß ihre Großmutter in Großheidekrug ruht, ihre Mutter Gertrud auch auf dem Friedhof von Großheidekrug, ihre Tante Frieda auch, und ihr Opa Gustav Gritzan liegt in Podewitten, in der Nähe von Tapiau.

Und so vieles andere mehr wäre noch zu erzählen. Ich habe nun versucht, einiges aus meiner Gefangenschaft zu berichten, und es wäre noch vieles, vieles zu berichten.

Die Frau Maria, geborene Holstein, die einen Mann geheiratet hat, von Peyse einen Försterssohn, die liegt auch in ihrem Hause beerdigt, das hinter Czeslicks liegt.

An dem Hause Czeslicks, da war eine Mauer, die diente dem Kriegerverein, eine Schutzmauer für die Scharfschützen. Und diese Mauer war durch eine Bombe zum Umfallen gebracht. Und zufällig hatten sich hinter dieser Mauer drei deutsche Soldaten verborgen, die von der Mauer befällt wurden. Ich habe sie entdeckt und mit diesem Franz Kulmann, den ich schon mal erwähnt habe, diese Männer freigemacht von der Mauer und sie dann in das Trichterloch gelegt, und da sind sie beerdigt worden. Und auch am Waldesrand oder in den Schützengräben hat man Tote gefunden, und sie sind auch daselbst zur letzten Ruhe gebracht, und so vieles andere mehr, was in Großheidekrug damals 1945 bis 1947 geschehen ist. Es wäre noch vieles zu berichten - ja!

Dieser Bericht wurde auf einer Diskette überliefert. (S. Ha.)

Unsere Erlebnisse in Ostpreussen von Januar 1945 bis Oktober 1947

Unser kleines Dorf Marschenen, im Samland, Ostpreußen, an der Hauptstraße Königsberg-Pillau, war eines der schlimmsten Kampfgebiete des Samlandes. Es war auch die Zufahrtstraße nach Königsberg, um die der Russe wochenlang kämpfte, da er einmal zurückgeworfen wurde, so wurde der zweite Ansturm um so stärker. Unser Haus war schon wochenlang voll von Flüchtlingen, so daß wir schon lange ein äußerst unbequemes Wohnen hatten. Der Zustrom von Flüchtlingen wurde immer schlimmer, und alles suchte Rettung zu finden in Pillau, um noch mit dem Schiff herauszukommen.

Der Winter war sehr kalt, das Frische Haff war zugefroren. Da die Straßen so voll waren, flüchteten Tausende auf dem Haff nach Pillau zu, in der Hoffnung, dort noch mit einem Dampfer fortzukommen. Aber auch hier warteten Tausende auf Abtransport über See und kamen doch nicht alle fort, der Russe bombardierte sogar das Eis, so daß Tausende den Tod fanden unter dem Eis des Frischen Haffes. Unser Bemühen, fortzukommen war vergebens, so mußten wir bleiben bis zuletzt.

Am 3. Februar 1945 brach der Russe in unser Dorf ein. Unser Opa hatte einen Wagen fertiggemacht mit den nötigsten Sachen, die man zu einer Flucht brauchte. Das Vieh lief schon frei umher, wurde erschossen oder kam vor Kälte um.

Sobald der Russe in die Wohnung kam, begann die erste Plünderung nach Uhren, Ringen und Goldsachen. Hatte man nichts, so wurde man geschlagen. Als wir aus dem Keller herauskamen, sah die Wohnung wie ein wüster Haufe aus. Alles war durchwühlt, zertreten und entzwei gemacht. Wir wurden sofort vom Hof vertrieben und mit vielen anderen immer dort hingesandt, wo die Front wütete.

Unser Aufenthalt war nun vierzehn Tage lang der Wald, es wurde immer hin und her gefahren. Aber schon nach ein paar Tagen nahm man uns das beste Pferd fort und alles, was dem Russen noch an Kleidung gefiel. Wir Kinder hatten dreifache Kleidung an, um noch etwas zu retten. Unsere liebe Mutter hatte zum Beispiel fünf Kleider an, als wir losfuhren, aber es dauerte

nicht zu lange, so hatte sie nur zwei Kleider an.

Von den Grausamkeiten des Kampfes, der in den Wäldern vor Königsberg getobt hatte, möchte ich nichts schildern. Der Satz, den man überall angeschrieben hatte: Denkt an das Blutbad in Metgethen, er genügte, um das Geschehene in Erinnerung zu rufen.

Nachdem wir nun 22 Tage so hin und her getrieben wurden, aus einem Feuer heraus ins andere hinein, kamen wir in die Nähe von Tapiau an. Es wäre dies sonst eine Tagereise gewesen. Mit zwei Pferden fuhren wir los. doch nach einigen Tagen hatten wir keines mehr. Unser Hab und Gut reichte nun aus für den Handwagen, den wir mitgenommen hatten.

Nach einigen Tagen, als man uns das erste Pferd wegnahm, trafen sich die beiden Pferde im Vorbeifahren. Sie liefen beide zueinander und wollten nicht mehr alleine weitergehen. So wurden wir dann in einem Lager unweit Tapiau untergebracht. Unsern Opa, der ein offenes Beinleiden hatte und schon über 70 Jahre alt war, nahm uns der Russe noch fort. Man zog ihm auch seine Stiefel aus und gab ihm etwas, womit er gar nicht laufen konnte. Nach einigen Wochen trafen wir ihn wieder hier im Lager bei Tapiau. Er war aber so entkräftet, daß er bald starb, und wir begruben ihn in einem Obstgarten eines Gutes; der Name ist uns leider entfallen. Hier im Lager war eine große Baracke, wo immer wieder Transporte zusammengestellt wurden, um weiter nach Rußland zu fahren. Wir waren dreimal auch dabei, sind aber nicht fortgekommen.

Einmal war Mutter krank, so daß sie nicht weiter konnte, das zweite Mal war ich mit zehn Jahren krank und elend geworden. Zum dritten Mal konnte unsere Oma nicht weiter, da sie ein offenes Beinleiden hatte. Wir hielten uns so zusammen, daß man uns nicht trennen konnte. So wurden wir davor bewahrt, verschleppt zu werden. Aber die Transporte, die fortgingen, waren zum Teil jüngere Menschen und Kinder.

Hier in diesem Lager blieben wir sechs Wochen, und manche Schläge mußte Mutti erdulden, weil sie versuchte, uns zu ernähren und zu bekleiden. Wir wurden hier gepflegt nach russischem Muster mit Kartoffelsuppe. Es waren lange sechs Wochen, wo man nicht wußte, was unserer noch wartete. Der Russe handelte nach seiner Willkür, und Frauen und Mütter

waren in seinen Augen Sklaven.

Nach sechs Wochen wanderten wir nun wieder zurück nach Königsberg, mit unserm Handwagen und der Oma mit ihrem Beinleiden wanderten wir nun los. Trotzdem wir schon nichts mehr hatten, wurden wir unterwegs immer wieder ausgeplündert. Das Land sah schrecklich aus, alles in Trümmern und verwüstet. Als wir kurz vor Königsberg waren, bei dem Gut Dr. Lauth, durften wir nicht mehr weiter, da man nicht zur Stadt herein durfte. Hier auf dem Gut mußte Mutti und Tante Frieda arbeiten. Der Russe schoß noch Tante Frieda bei dieser Gelegenheit ins Bein, so daß sie einen Steckschuß hatte.

Um den 15. Mai herum durften wir nach Königsberg hinein. Es galt aber manche Schwierigkeit zu überwinden, ehe man zur Stadt hinein konnte. Die Stadt war in einem trostlosen Zustand. Eine Brücke war nur heile, die über den Pregel führte, wo sonst fünf waren. Keine Wasserleitung, die Abwässer verstopft. Die Bevölkerung benutzte stehendes Wasser aus den Teichen. Wie viele Leute nach den Kampfhandlungen starben, läßt sich nicht beschreiben.

Unsere Kleidung, die wir an hatten, wurde immer weniger, man suchte dann die Trümmer ab und fand immer noch etwas zum Anziehen. Die guten Wohnungen bewohnte der Russe. Unsere Behausung waren die Trümmerwohnungen. So blieben wir bis zum 24. Juni in Königsberg-Juditten. In der Stadt spielten sich furchtbare Dinge ab, die schon hin und wieder beschrieben wurden. Wir lebten von dem, was man unter den Trümmern fand, so waren wir Kinder unermüdlich dabei, die Trümmer zu durchsuchen.

Zurück in die Heimat

Dann kam der Befehl, daß jeder dort hin sollte, wo er sonst gewohnt hatte. So ging es dann am 25. Juni wieder zurück nach unserem Dörfchen Marschenen, im Samland. Aber welch ein Bild trat uns entgegen. Der Wald von Moditten bis Großheidekrug war abgebrannt und verwüstet, und was noch hier und dort stand, wurde noch abgehauen. Je näher man der Heimat kam, um so wüster wurde es. In unserem Ort waren nur zwei Häuser stehengeblieben. Unser Grundstück war ein Trümmerhaufen. In

der engsten Heimat begann nun ein armseliges Leben. Die Türen mußten offen bleiben bei Tag und Nacht, damit der Russe immer Zutritt hatte. Da wir nun keine Nacht sicher waren, haben wir immer mit Kleidung geschlafen. Die Plünderungen und die Lebensmittelnot nahm zu.

Die Ernte, die noch auf dem Felde war, mußte hereingebracht werden und auf große Haufen gefahren, aber die Getreideberge durften oben nicht zugedeckt werden, es mußte oben hereinregnen, und keiner durfte etwas davon gebrauchen. Wer dabei erwischt wurde, wurde erschossen.

Aber die Not macht erfinderisch, und die Menschen gingen, wie man sagt, über Leichen. Es war so, wenn man etwas haben wollte, so mußte man schon darauf liegen. Trotz aller Strenge aber wurde des Nachts Getreide geholt und Brot gebacken, denn zum Kaufen gab es nichts. Unsere Mutti hatte auf der Kaffeemühle Korn gemahlen und zwei Brote gebacken von acht bis zehn Pfund. Als sie gerade das Brot aus dem Ofen zieht, kommt der Russe und nimmt beide Brote mit. Uns standen allen die Tränen in den Augen, aber man durfte nicht einmal sich etwas merken lassen. So war unsere Freude wieder vergebens.

Als dann die Berge naß und faul waren, kamen die Russen mit Flammenwerfern und steckten alles in Brand. Was man dann alles als Nahrungsmittel verwendete, das hätte man früher nicht geglaubt. Die Kampfgebiete lagen noch immer so, wie sie der Russe verlassen hatte. Viele elternlose Kinder wühlten auf den Feldern umher und suchten sich Nahrung.

Die elternlosen Kinder holten sich auf diese Weise manche ansteckende Krankheit, so daß auch viele daran starben. Der Sommer brachte auch manche Krankheiten mit sich, ohne das einer dem andern helfen konnte. Die Plünderungen und nächtlichen Besuche der Russen nahmen zu. Gar manches Mal holten sie Mutti heraus. Sie verstand es aber, uns Kinder zu bewahren vor manchen Taten der Russen. Wenn Mutti dann morgens freigelassen wurde, so sagte sie uns, weil sie Kartoffeln oder sonst etwas geholt hatte, mußte sie zur Strafe eingesperrt sein. So hatten wir in dieser Weise doch manchen Besuch der Russen.

Unser Nachtlager war manchmal gut, wenn wir uns etwas zusammengewandelt hatten. Sobald aber die russischen Familien es

merkten, daß wir etwas hatten, holten sie es uns wieder fort.

Der Russe hatte schon Soldaten mit Familien hier angesiedelt. So mußten wir dann immer mit der Kleidung schlafen gehen. So wurde es Herbst und auch Weihnachten 1945, ohne daß einer dem andern helfen konnte. Unser Weihnachten war so armselig, aber dennoch sang unsere Mutti mit uns die Weihnachtslieder und munterte uns auf, wir werden nochmals nach Deutschland kommen, denn hier war es Sowjetrußland.

Von den Feldern der Russen hatten wir Zuckerrüben geholt, davon hatte Mutti Suppe gekocht und mit der Kaffeemühle Mehl gemahlen. So gab es denn einen Kuchen. Die Weihnachtstage verlebten wir ohne Störungen. Bis März 1946 durften wir nun in unserm Heimatdörfchen bleiben.

Dann ging es drei Kilometer weiter nach dem nächsten Dorf Zimmerbude. Dort gestaltete sich unser Leben für kurze Zeit erträglicher. Wir konnten zunächst in eine heile Wohnung ziehen, das war für uns schon eine große Freude. Wir besaßen nun zwei Zimmer und waren drei Kinder, Mutti, Oma, Tante und ein 16jähriger Junge, der allein war, ohne Eltern und Verwandte. Derselbe mußte für die Russen Fische fangen auf dem Frischen Haff. So erhielten wir auf diese Weise auch mal Fisch für unseren Bedarf. Ich war zehn Jahre alt und fuhr auch einmal mit zum Fischfang. Man blieb dann zwei bis drei Tage auf dem Wasser, und in dieser Zeit lebte man von Fischen. So geschah es dann, daß ich die fetten Aale nicht vertragen konnte und gab sie wieder den Fischen als Futter. Als Bezahlung erhielt der Junge einige Fische, die uns dann für ein halbes Jahr gut taten. Sonst wurde jede Arbeit umsonst geleistet.

Damit war die gute Zeit nach einem halben Jahr zu Ende. Die Wohnungen waren für uns zu schade, wir mußten wieder heraus und in alle Trümmer wieder hineinziehen. Es war nun diesmal unsere alte Schule in Widitten, in deren Trümmern wir nun hausten. Dann war der Herbst 1946 da. Die Felder, die für den Russen bebaut waren, wurden geerntet nach russischer Art.

Die Kartoffeln wurden auf riesige Haufen geworfen und mit Erde beworfen, so daß sie zu Weihnachten alle faul waren, und dann wurden sie verteilt auch an die russische Bevölkerung. Sie waren nur für Düngemittel gut, und doch wurden sie ausgeteilt. Hier begann die Notzeit wieder für uns. Keine Arbeit, keine Lebensmittel, kein Licht im Winter. Die Not wurde von Tag zu

Tag größer, und Mutti wußte nicht, wie sie uns satt machen sollte.

Mit vielen anderen Jungen suchte ich immer wieder die Trümmer ab nach brauchbaren Gegenständen, um sie nachher in Königsberg zu verkaufen. Aber nach Königsberg hinzukommen war nur möglich mit russischen Militärautos. Aber auch die Fahrt mußten wir in Rubel bezahlen, die erst in Königsberg erworben wurden. Es war auch jedes Mal eine Fahrt von 16 Kilometern, hin und auch zurück. Bei diesen Fahrten, die wir mit zehn bis fünfzehn Jungen machten, erlebten wir so manches, und mit der Zeit hatten wir schon manchen Trick heraus, wie wir mit den Russen umgehen konnten, um auch das Fahrgeld ihnen zu kürzen. Für unsere Mühe erhielten wir sowieso nicht viel.

Wir hatten es bald heraus, daß die Russen nicht rechnen konnten, wir aber um so besser. Wir hatten uns schnell die russische Sprache angelehrt, so daß wir uns auf dem schwarzen Markt schon gut helfen konnten. Gar manches konnte man hier erleben. Es wurde einem manchmal alles weggenommen, was man zusammen gehandelt hatte, oft auch mal verprügelt oder eingesperrt im Keller. Aber man lernte schon früh das Sprichwort kennen: Not bricht Eisen, oder auch: Not macht erfinderisch.

Für meine Habseligkeiten hatte ich Rindertalg, eine Tüte mit Graupen und 200 Gramm Grütze. Am späten Abend kam ich nach Hause mit großer Freude, doch etwas Brauchbares für Mutti heimzubringen. Unsere liebe Mutti machte von dem Rindertalg eine Kerze für den Weihnachtsbaum. Nichts war auf dem Baume als nur die eine selbst gefertigte Kerze, und dennoch feierten wir Weihnachten. Wir sangen mit Mutti, Oma und Tante dennoch die Weihnachtslieder wie sonst auch.

Der Winter mit seinem Hunger und Kälte forderte enorm viele Todesopfer. Die Menschen starben zu Hunderten dahin, daß einer dem andern nicht helfen konnte. So wie sie starben, wurden sie weggeholt, in Säcke gewickelt und aufgestapelt, bis man Massengräber machte, wo aber niemand der Angehörigen dabei sein durfte. Die Bestattungen der Massen mußten Frauen vollbringen.

Im Januar 1947 wurden dann Frauen zu den schwersten Arbeiten herangezogen. Unsere Mutti mußte mit andern Frauen Langholz aus dem Walde fahren. Was sonst nur Männerarbeit war, mußte von schwachen Frauen gemacht werden. Für diese

schwere Arbeit erhielt sie nur eine Lebensmittelkarte, weil ja nichts da war. Ja, der Russe war so gemein, wenn die Frauen mal einen Tag nicht arbeiten konnten, wurde die Lebensmittelkarte für den ganzen Monat entzogen.. Hätten sich nicht Männer eingesetzt für Mutti, so wäre das bei ihr oft passiert, denn ihre Körperkräfte nahmen schnell ab.

Nun kam eine russische Marineabteilung in die kleine Ortschaft, und wir mußten auch von hier wieder heraus und mußten nach Großheidekrug. Diese Ortschaft war auch total zerstört, und es blieben uns nichts als elende Hütten als Wohnraum übrig. Dazu hatten hier viele ansteckende Krankheiten geherrscht, und in der Behausung, wo wir rein mußten, waren alle Leute schon gestorben.

Die Lebensmittelversorgung wurde immer schlimmer. Wenn man für einen ganzen Monat drei bis vier Tagesrationen erhielt, war man froh. Wenn die russischen Zivilisten hörten, daß irgendwo Lebensmittel zu finden waren, holten sie sie noch ab. In dieser Behausung sah man, wie Muttis Kräfte immer mehr abnahmen und sie die schwere Arbeit nicht mehr leisten konnte. Aber trotz allem sang sie uns noch oft ein Lied vor und tröstete mit ihrem frohen Mut noch viele andere Leute. Sie hatte einen Glauben und starkes Gottvertrauen in ihrem Herzen, und die Gabe des Gesanges war ihr ein und alles.

Eines beseelte ihr Herz; uns Kinder am Leben zu erhalten, denn wir hatten auf wunderbare Weise einen Brief vom Papa erhalten, daß er glücklich aus der Gefangenschaft heimgekehrt war und in Goslar, Harz weilte. Sie tröstete uns oft mit dem Glauben: Wir kommen noch mal zum Papa. Ihre Kräfte aber nahmen immer mehr ab, und trotzdem ging sie zur Arbeit um unseretwillen. Am 2. März kam sie krank nach Hause, legte sich auf ihr Lager und sagte kein Wort mehr. Sie lag still, ohne ein Wort der Klage, auch ohne etwas zu Essen auf ihrem Lager. Meine Schwester Helga, sieben Jahre alt, machte nur ihre Lippen laufend naß.

Am Morgen des 4. März 1947 sahen wir noch mal nach Mutti; sie war tot, ohne daß sie ein Wort mit uns hat sprechen können. Unsere liebe Oma, als sie sah, daß Mutti nicht mehr lebte, drehte sich zur Seite, sagte auch kein Wort mehr und war am Morgen des 5. März auch heimgegangen. Wir Kinder und auch alle andern Leute konnten nicht mehr weinen, auch nicht mehr lachen. Jede Träne hatte der Russe uns geraubt, alle inneren Gefühle

waren abgestumpft im täglichen Anblick des Geschehens.

Dann kamen Frauen, zogen Mutti aus, wickelten sie in eine Sackleinwand und stapelten sie auf dem Friedhof auf, bis etwa 100 Tote zusammen waren. Da nun der Friedhof inmitten des Dorfes lag, so lagen die aufgestapelten Leichen für jedermann zur Ansicht da. Ein uns sehr bekannter Mann aus Großheidekrug, mit Namen Klement, war nun des allen Zeuge. Ende März mußten Frauen ein Massengrab schaufeln, und er war als einziger Mann bei der Massenbeerdigung dabei und hat, soweit er die Leute mit Namen kannte, sie festgehalten.

Von den vielen Toten durfte niemand der Angehörigen dabei sein. So waren wir drei Kinder nun allein, und es war auch nicht möglich, daß einer dem andern helfen konnte. Wir hatten wohl unsere Tante Frieda noch bei uns, doch dieselbe hatte soviel gelitten, daß sie nicht mehr fähig war, uns zu betreuen. Ihr Geisteszustand war so, daß wir nicht mehr mit ihr fertig wurden. Sie wollte doch gern für uns sorgen und wollte uns doch gern ernähren.

Am 22. März 1947 hatte sie vor, ihr letztes Kleid zu verkaufen, jedoch es gelang ihr nicht mehr. Eine Frau fand sie am Rande des Waldes tot liegen. Sie kam sofort zu Herrn Klement gelaufen, er möchte doch mal schnell mitkommen und sehen, ob es nicht Frieda Grizan sei. Innerhalb von 20 Minuten waren sie an der Stelle und fanden sie tot liegen, mit einer Schlagwunde am Kopf und ausgezogen und ihrer Kleidung beraubt. Wie dieses geschah, ist unbekannt, nur hat man eine Frau gesehen mit Tante Friedas Mantel.

Doch nach drei Tagen lag diese Frau auch tot an der Stelle, wo Tante Frieda gelegen hatte. Auch hierüber kann man nichts sagen, wie dieser Todesfall eingetreten ist.

Wir Kinder allein

Wir waren nun drei Kinder, elf, acht und fünf Jahre alt und waren allein für uns. Keiner wagte dem Nächsten zu helfen, da es nicht mal möglich war, für sich selbst zu sorgen. Die bittere Not hatte uns hart und fest gemacht, aber unsere liebe Mutti hat uns doch auch Beten und Vertrauen gelehrt.

So waren wir fünf Tage ganz allein. In diesen fünf Tagen fand ein alter Mann namens Radtke keine innere Ruhe. Sein Gewissen sagte ihm immer wieder, hol die drei Waisen Kinder zu dir, denn

es ist meine Dankesschuld an die Kinder. Der alte Mann war ein äußerst starker Raucher und war sterbenskrank, als er nichts zu rauchen hatte. Helga, meine Schwester, lief die Straßen auf und ab und sammelte Kippen von den Russen und half ihm soweit über seine schwerste Krankheit hinweg. Aus Dankbarkeit kam er und holte uns nun zu sich. Sie sorgten für uns, und wir sorgten für die alten Leute, unser und auch ihr Leben zu erhalten.

Das Jahr 1947 war ein äußerstes Notjahr, denn Brot war uns etwas Unbekanntes geworden. Um uns zu ernähren, sammelten wir nun alles, was die Natur uns gab, angefangen von der Brennessel, Sauerampfer, wilde Melde und alle Früchte, die uns die Jahreszeit und auch der Wald bot. Unermüdlich sammelten wir, auch der fünfjährige Bruder mußte mit, wenn wir von Schwäche auch manchmal zusammenbrachen, so hatten wir uns nun von 1945 bis 1947 doch schon sehr viel aus der russischen Sprache angelernt, so daß es uns ein leichtes war, uns auch bei den Russen durchzusetzen. Wenn wir nun etwas Eßbares zusammen hatten, so fuhren wir so etwa zehn bis fünfzehn Jungen mit russischen Militärautos nach Königsberg zum Markt. Aber wir deutschen Jungen verstanden es bald, mit den Russen umzugehen. Insbesondere merkten wir Jungen, daß die Schulbildung der Russen nicht weit her war, so haben wir oft billige Fahrt gehabt, indem wir ihnen weniger gaben, als sie verlangten, bis er dann sein Geld nachzählte, waren wir Jungen schon in voller Fahrt runtergesprungen.

In Königsberg auf dem Markt machten wir aber viele Erlebnisse. Oft kam es vor, daß man, als man einige Rubel zusammen hatte, verprügelt wurde, oder auch im Keller eingesperrt und des Geldes beraubt wurde. Russische Frauen versuchten uns oft zu betrügen mit dem Gelde. Sie hatten sich aber getäuscht, denn die Jungen konnten besser rechnen als die dachten. Was wir hier auf dem Markt alles als Kind geleistet hatten, kommt mir heute erst recht zum Bewußtsein. Bittere Tränen habe ich einmal vergossen, als man mir alles fort nahm, was uns tagelange Mühe und Fleiß gekostet hatte.

Als ich einmal schöne Pilze verkaufte, wollte eine Russenfrau mich auch betrügen. So nahm ich ihr die Pilze weg, schüttete sie in meinen Korb zurück und warf ihr die Schüssel vor die Füße, daß sie zerbrach. So verschafften wir uns oft Respekt. Von diesem Handel habe ich meine Geschwister unterhalten. Es wurde

alles gesammelt, was die Jahreszeit uns bot bis Ostern 1947, sogar die sonst ungeachteten Moosbeeren wurden gesammelt. Aber das Sammeln war für unsere ausgehungerten Körper nicht leicht. Allerlei Erlebnisse haben wir auch hier gemacht.

Mit unserm Handwagen und Körben ging's in den Wald. Wir fanden solch eine Menge Pilze, daß wir alle Körbe voll hatten. Nun aber nach Hause fahren, das war ein Problem. Die Wege waren sandig, und die Kraft erlahmte, aber die Pilze hätten wir doch gern behalten. Wir versuchten es und kamen nur meterweise fort. Wir wollten schon weinen, aber dann rechneten wir schnell aus, was wir dabei verdienen konnten. Wir ruhten uns aus, doch der Wagen blieb so schwer. In all unserer Not hörten wir jemand kommen. Es war ein Russe, der mit dem Karabiner durch den Wald streifte. So fand er uns drei hilflose Kinder vor unserem Wagen mit der kostbaren Last. Er sprach mit uns wie ein Vater, half uns aus dem Walde bis zur Straße, wo wir dann selbst weiter konnten.

Der kleine fünfjährige Bruder verstand sich gut mit den russischen Familien, und ab und zu brachte er auch von ihnen etwas Eßbares. Als dann die Frühkartoffeln so weit waren, ging der Bruder in die Felder der Russen und buddelte mit seinen Händen die Kartoffelstauden an. Er wurde dann von dem Russen rausgetan, er wiederholte es aber immer wieder, indem er sagte: Was schmeißt du mich raus, ich habe Hunger. Diese Antwort hat ihm so gefallen, daß er dem Jungen seinen Pullover, den er anhatte, unten zuband und von oben ihm die Kartoffeln hineinsteckte. So kam er dann mit etwa 20 Pfund Kartoffeln nach Hause. Dies durfte er oft wiederholen, so daß wir nun mit Kartoffeln versorgt waren. Aber diese intime Freundschaft wäre ihm bald zum Verhängnis geworden.

Eines Tages war er so lange weg, und meine Schwester war schon sehr unruhig, warum Friedhelm solange fort ist. Kurz entschlossen geht sie ihn suchen. Sie sieht ihn gerade auf einem russischen Wagen sitzen, die Familie sollte versetzt werden und nahm den Jungen einfach mit. Meine Schwester, kurz entschlossen, nahm ihn vom Wagen und rannte mit ihm los. Das war seine Rettung, sonst wäre er verschollen für immer. In mancher Notlage hat doch die wunderbare Hand Gottes uns gerettet. Ja, selbst Krankheiten sind uns nicht erspart geblieben, aber immer wieder ging es weiter, wenn wir's auch kaum

glaubten.

Unsere Hoffnung, doch bald nach Deutschland zu kommen, wurde uns immer vereitelt. Es dauerte noch bis zum 25. Oktober 1947, dann wurden wir auch ausgewiesen. Aber es war uns eine Freude, nun bald die Heimat zu verlassen, denn es war doch nichts mehr, was uns hielt, noch länger so ein Leben zu führen. Wir wurden zusammengefaßt in den Ortschaften längst des Frischen Haffes des Kreises Samland. Der Transport ging vom Hafen Großheidekrug mit einem Schiff nach Königsberg. Die Russen mit ihren Familien begleiteten uns noch bis zum Hafen. Wir haben vor Freude gesungen, und die Russen haben geweint und sagten: Wenn ihr alle fort seid, geht es uns schlechter als euch.

In Königsberg wurden wir noch mal untersucht und uns nochmals das Letzte geraubt. Das deutsche Geld, das man noch in Kleidern eingenäht hatte, wurde uns fort genommen und zerrissen. Ebenso jegliche Art Papiere, die man gern mitnehmen wollte. Meine Schwester hatte auch noch ein Sparkassenbuch mit, es wurde einfach zerrissen. Was man noch an guter Kleidung am Körper trug, mußte man abgeben und für schlechte Kleidung noch Rubel bezahlen. So manche Träne wurde noch geweint, daß man sich in keiner Weise helfen konnte. Es war dieses das neunte Mal, daß wir so geplündert wurden. Wir waren nur noch Kinder und machten uns keine Sorgen, aber dennoch sah man alles und erlebte alles wie auch die großen Leute.

Wir wurden nun im Güterwagen verfrachtet auf ein ungewisses Ziel. Auf dieser Fahrt, die 16 Tage dauerte, erlebten wir so manches. Menschen wurden krank, Menschen starben und Menschen wurden auch geboren. So kamen wir nach 16 Tagen in Bitterfeld bei Berlin an. Ein großes Lager noch mit hohem Stacheldrahtzaun umgab uns, aber eines beseelte uns, wir waren endlich mal vom Russen weg.

Das Lager war nun doch schon etwas geregelter, wenn wir auch mit 40 Personen in einem Raum waren, so hatte man doch die Hoffnung, das Lager bald zu verlassen. Wir hatten nun die Adresse von unserem Papa und sandten ihm ein Telegramm, wo wir waren, denn er hatte von Januar 1945 bis November 1947 überhaupt keine Nachricht von uns.

Am 20. November 1947 war unser Papa nun im Lager und holte uns ab. Als wir uns nun hier im Lager wiedersahen, konnten wir alle kein Wort sprechen, weder Papa noch wir. Wir saßen bei ihm

auf den Knien und weinten uns erst tüchtig aus, ehe wir ein Wort sprachen. Es waren Tränen der Freude, des Wiedersehens, die wir so lange nicht kannten. Unser Papa war auch tief ergriffen über unsern Anblick und auch all der Bekannten, die mitgekommen waren aus der Heimat. Die Zeit hatte alle Leute alt und jung, unkenntlich gemacht. Eine junge Frau zum Beispiel, die in unserm Heim aus und einging, wollte mit Papa sprechen, aber er kannte sie nicht, weil sie schneeweiß geworden war.

Am 21. November 1947 fuhren wir mit Papa nach Goslar nach seiner Unterkunft, wo wir dann nach langer Zeit im Bett mal schlafen konnten. Diese Russenzeit war an uns Kindern doch nicht ohne Folgen geblieben. Ich als der Älteste, brach nun hier völlig zusammen, so daß ich sofort ins Krankenhaus mußte. Meine zwei Geschwister kamen in lieben Familien in Goslar unter, die sich unserer sofort annahmen, da ja Papa selbst nichts hatte, da er auch in der Gefangenschaft gewesen war.

Nach meiner Genesung durfte ich vom Roten Kreuz noch zur Erholung in ein Kinderheim bei Hannover. Es waren dort vier sehr schöne Wochen, wo man wieder mal Kind mit Freude war. Am 12. April 1948 brachte uns Papa nach einem Kinderheim an der Bergstraße, Bensheim-Auerbach, Bundes-Waisenhaus. Das war ein Heim für heimatlose Kinder. Hier verlebten wir bis Juli 1950 glückliche Kinderjahre, die uns alles vergessen ließen, was wir nun hinter uns hatten.

Es war nur ein kleiner Ausschnitt von dem, was uns die Russenzeit erleben ließ, und wir wünschten nur, nicht noch mal in die Hände der Russen zu fallen. Heute bin ich 18 Jahre alt, und wir sind nun seit kurzer Zeit in Canada. Ich habe alles so festgehalten in meinem Gedächtnis, wie es damals war, und heute weiß man, wie wunderbar doch Gottes Führungen waren, denn hätte unsere Zeit in Ostpreußen noch länger gedauert, so wären wir Kinder vielleicht auch den selben Weg wie unsere liebe Mutti gegangen, und hätten den Vater nicht mehr gesehen.

Dies berichteten die Kinder Kähler (Marschenen). Kähler war mit der Tochter Trude (Gertrud) des Bauern Gritzan verheiratet.

(Der Bericht ist in Canada in der deutschsprachigen Zeitschrift Der Sendbote im Abstand von 14 Tagen in der Zeit vom 1. bis 29. April 1954 veröffentlicht worden.)

Über Dänemark nach Schleswig Holstein

Mein Urgroßvater, Großvater, Vater, meine Mutter, Geschwister und ich sind alle in Großheidekrug geboren. Mein Vater war Fischer. Er hatte daneben noch eine kleine Landwirtschaft von 28 Morgen, dazu vier Morgen Pachtland. Zu unserem Haushalt gehörten im Januar 1945 elf Personen, die Eltern, vier Jungen, ein Mädchen, die Großeltern väterlicherseits, die Großmutter mütterlicherseits und der russische Kriegsgefangene Iwan Cmarra, den wir Johann nannten. Dazu kam noch eine Flüchtlingsfrau, Frau Willig, aus der Elchniederung Tilsit Ragnit mit einem Kind, die in der nachfolgenden Zeit immer bei uns war.

Mein Vater war zu der Zeit in Libau oder Windau Luft- oder Flugmelder und mein 17jähriger Bruder Willi beim Volkssturm irgendwo in Ostpreußen.

Einige Tage vor dem Einmarsch der Russen oder am Tage davor hatten wir den Pferdeschlitten vorsorglich für eine Flucht gepackt. Unsere beiden Pferde standen im Stall bereit. Meine Mutter war jedoch unsicher. Die Großeltern hatten keine Lust zu fliehen. Wer weiß, ob das alles so stimmt, was so erzählt wird. Wir haben keinem Menschen etwas getan, was sollte man uns schon antun. Wir können doch die Kühe nicht einfach im Stall stehen lassen. Meine Mutter ging zu meiner Tante Marie, die mitkommen sollte. Auf dem Wege sprach sie mit anderen Dorfbewohnern und kam mit der Entscheidung zurück, noch abzuwarten. Der Schlitten wurde wieder abgepackt.

Russen sind da

Am 31. Januar 1945, es war schon dunkel, standen die Russen vor unserem Haus. Das Maschinengewehr war auf den Hauseingang gerichtet. Ich war damals neuneinhalb Jahre alt und erinnere mich noch genau daran, wie die Armbanduhrer weggerissen und kleinere Gegenstände eingesammelt wurden. Johann wurde aus der Kammer geholt. Er kam mit erhobenen Händen heraus. Er sprach mit ihnen und übersetzte dann die Frage, warum wir solche Angst hätten. Wir haben im Rundfunk viel schlechtes gehört. - Die Schnur wurde aus dem Volksempfänger gerissen mit der Bemerkung: Wenn ihr Stalin gehorcht, tut euch keiner etwas. Ob er das wohl selbst geglaubt

hat? Ich glaube, wir hatten in der Nacht Ruhe.

Am nächsten Morgen mußten wir das Dorf verlassen. Hinter die Front! hieß es. Der Pferdewagen wurde hastig mit dem Nötigsten bepackt. Dazwischen die Drohungen: Schneller, sonst erschießen! - Meine Großeltern blieben im Haus, sie wollten die Kühe versorgen. Uns alten Leuten werden sie nichts tun.

Wir fuhren in Richtung Dorotheenhof. Vor dem Gutshaus hielten wir, um eventuell zu übernachten. In der Mitte einer Diele oder Empfangshalle lag ein junger deutscher Offizier tot. Das Blut war noch hellrot. Wir machten uns in panischem Schrecken davon in Richtung Großheidekrug. Eine Gruppe Russen hielt uns fest. Es war schon dunkel. Der Wagen wurde geplündert. Wir waren nicht fähig, uns zu rühren oder irgend etwas zu sagen. Unter anderem wurde die Tasche mit all unseren Papieren, Geld und Urkunden heruntergezerrt.

Als man von uns abließ, fuhren wir eilig weiter. In Kleinheidekrug machten wir halt. Wir versuchten, uns in einer kleinen Gärtnerei oder im Wochenendhaus des Nachbarn Höllger zu verstecken. Auf Plünderungen, Vergewaltigungen und auf die Angst und die Drohungen, uns zu erschießen, wenn wir morgen noch nicht weg sind, will ich hier nicht näher eingehen.

Etwa drei oder vier Wochen konnten wir uns hier aufhalten. Wir versteckten uns später meistens in den Kellern eines nahe gelegenen Gebäudes, vielleicht war es eine Zementfabrik, die noch nicht fertiggestellt war. Hier konnten wir eine Leiter zu uns runterziehen. Treppen gab es noch keine. Mutter schlich ins Dorf, um Lebensmittel zu besorgen und wollte nach den Großeltern forschen.

Johann und mein Bruder Georg, der vierzehneinhalb Jahre alt war, gingen eines Nachts trotz Einspruchs meiner Mutter los, um Lebensmittel zu beschaffen. Wir haben beide nie wiedergesehen. Wie wir hörten, hat Johann uns später in einem Lager bei Insterburg gesucht.

Meine Schwester und andere junge Frauen und Mädchen, die mit uns in der Gärtnerei lebten, wurden von den Russen abgeholt und nach Rußland verschleppt. Meine Mutter und ich hatten Glück. Wegen des Kleinen, mein Bruder war drei Jahre alt, wurden wir nicht nach Rußland transportiert.

Befreiung

Plötzlich, wir trauten unseren Augen nicht, und ich werde diesen Anblick, dieses Bild mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Nach etwa drei Wochen in unserem Versteck zogen Schützenpanzer und dahinter eine Kompanie deutscher Soldaten vorbei. Keiner, der so etwas nicht erlebt hat, kann dieses Glücksgefühl, diesen Jubel und die Freude je begreifen oder nachempfinden.

Wir fuhren nach Hause! Meine Großeltern waren nicht mehr da. Das Dorf, das etwa 3000 Einwohner hatte, war wie ausgestorben. Es war unheimlich. Wir hörten später von Soldaten, daß sie ein paar Kilometer entfernt in Juditten viele alte Leute begraben hatten, alle waren erschossen worden.

In unserem Haus sah es schlimm aus. Ich sah zuerst mein Dreirad, das ich so liebte und gepflegt hatte, daß es wie neu aussah. Es stand demoliert auf dem Hof mit verbogenen Achsen. Vermutlich hatten sich Erwachsene raufgesetzt. Wir räumten auf. Am nächsten Tag kam mein Vater nach Hause. Er war fast die ganze Zeit in einem Nachbarort, ich glaube in Zimmerbude gewesen. Ein paar Tage später erschien mein Bruder Willi. Er war stolz darauf, zu unserer Befreiung beigetragen zu haben. Er war inzwischen bei einer Panzereinheit, die 5. Panzerdivision, Schützenregiment 13, 13. Kompanie.

Es war kaum zu glauben, in der Zeit sollten wir Saatgut bekommen, um die Äcker zu bestellen. Sollten wir bleiben? Die Russen waren ja schon 1914 in Ostpreußen eingefallen und wieder vertrieben worden. Meine Mutter wollte es ganz genau wissen und wandte sich an einen höheren Offizier. Liebe Frau, jetzt kommt die Wende und dann noch die Wunderwaffe. Seien sie ganz beruhigt!

Wir blieben noch etwa fünf Wochen zu Hause. Zunächst war es für mich eine schöne Zeit. Ich hatte sogar einen eigenen Stall mit einem kleinen, grauen Pferd. Die Ohren sahen etwas komisch aus, sie waren ein bißchen lang.

Über das Haff von Brandenburg her wurden wir fast täglich beschossen. Es beunruhigte uns jedoch nicht sehr, denn die Geschosse flogen nur bis zu unserer Bullenwiese hinter unserem Haus. Das weiteste schlug in unseren Holz- und Geräteschuppen ein. Die Granaten zerplatzten nicht, als ob sie keinen Sprengsatz hätten. Später wurde es schlimmer. Nachts dröhnte es oft so

heftig, daß in unserem Haus sämtliche Fenster aufsprangen. Beim Nachbarn Kepp, der ein neues Haus mit großen Fenstern hatte, sprangen die Scheiben entzwei. Dann folgten viele Nächte im Bunker. Der Bunker war ein großes Erdloch mit drei Schichten Kieferstämmen und Erde abgedeckt im Garten des Nachbarn Sakuth. Die Erde schaukelte. Mir war vor Angst die Kehle wie zugeschnürt. Die Bomben, die pfeifen, können hier nicht einschlagen, sagte ein Soldat.

Es war, ich bin fast sicher, der erste Ostertag 1945 vormittags. Ein dumpfer Knall! Dunkelheit und Staub. Wir waren zufällig in der Küche, einem dunklen Mittelraum des Hauses. Meine Mutter griff meinen dreijährigen Bruder und stellte sich mit ihm in eine Türöffnung. Sie wußte, daß dies ein verhältnismäßig sicherer Platz war. Es waren noch zwei Soldaten da aus Bayern, Nies und Weiß. Sie rannten hinaus, warfen sich flach auf die Erde, sprangen auf und warfen sich wieder flach hin. Ich lief hinterher und tat es ihnen gleich. Warum bin ich nicht bei meiner Mutter geblieben?

Langsam wurde es hell. Unser Stall war weg! Kein Bombentrichter war zu sehen., die Fläche sah aus, als wäre sie planiert worden. Wo waren die ganzen Ziegel geblieben? Ein Drittel des Wohnhauses war eingestürzt. Im Wohnzimmer, das zur Hälfte eingestürzt war, schrie das Baby unserer Nachbarn Kepp. Es wurde zum Schlafen zu uns gebracht, weil ihr Haus nicht beheizt werden konnte. Ihre Zentralheizung war während der Zeit, als der Russe da war, kaputtgefroren. Das kleine Gesicht war ganz schwarz verstaubt, im Kindbettchen lagen Ziegel und Mörtel. Wie es sich freute als meine Mutter zu ihm kam. Es hatte keine Schramme abbekommen.

Auf unserem Hof stand ein großer Leiterwagen. Ich glaube, er war schon zum Packen bereitgestellt worden. Jetzt hatten wir jedoch keine Pferde mehr. Die Nachbarn Kepp hatten ein Pferd aber keinen Wagen mehr. Wir packten den Wagen gemeinsam und spannten das leider etwas verletzte Pferd des Nachbarn davor. Meine Tante mußte mit. Mutter lief zu ihr. Ihr Haus sah unbeschädigt aus. In der Kellerwand dicht über dem Erdboden war jedoch ein rundes Loch. Meine Tante Maria lag im Keller, schlief sie? Aus der Schläfe floß ein feines Blutrinnsal. Meine Mutter wickelte sie in ein Tuch und begrub sie in ihrem Obstgarten. Wo aber waren die Kinder, drei, sieben und zehn

Jahre alt? Meine Mutter suchte im ganzen Dorf. Sie fand sie nirgends. Wir waren schon sehr unruhig. Wir mußten weg! Mein Vater durfte uns nicht begleiten. Willi, mein Bruder, war am Tage zuvor mit seiner Einheit abgerückt. Das Pferd lahmte. Wie weit würden wir bloß kommen?

Aufbruch und Flucht

Unser Haushalt bestand jetzt nur noch aus drei Personen, Mutter mein dreijähriger Bruder und ich. Wir fuhren durchs Dorf, Trümmer, ein Personenwagen mit drei verkohlten Menschen. Bis zum Einbruch der Dunkelheit kamen wir nicht mehr weit. War es Elenskrug? Wir übernachteten hier in einem Haus. Der Kaufmann Schmoller war auch da. Er hatte einen ganzen Eimer Vierfruchtmarmelade dabei. Am nächsten Morgen ging es weiter, ohne Pferd und ohne Wagen. Wo hatten wir die Rucksäcke her? Meine Mutter schleppte auch noch ein Federbett mit, aber nicht mehr lange.

Es muß am Westrand des Kobbelsbuder Forstes gewesen sein, wo Erdbunker Gräben und Unterstände waren. Dort übernachteten wir zum zweiten Mal. Weiter ging es zu Fuß, dann im Güterwaggon. Wir waren so zusammengepfercht, daß man nur stehen konnte. Halten, fahren, halten, Bomben, Flugzeuge, Knattern von Bordwaffen.

Nachts ging es scheinbar etwas zügiger. Kinder jammerten, eine Frau mit ermländischem Platt klagte ununterbrochen: Meine Augen, meine Augen!

Es war Morgen, als wir in Groß-Hubnicken aussteigen mußten. Was sollten wir hier? Wir wollten doch nach Pillau! Wir blieben die Nacht hier, denn der Zug konnte nicht mehr fahren, weil er zu sehr den Luftangriffen ausgesetzt war.

Hier verwischen sich meine Erinnerungen. Ich weiß nur noch, daß wir ein paar Tage in Neuhäuser waren. Hier wurde von der Lage in Pillau gesprochen: Schiffskarten seinen unmöglich zu bekommen. Im Hafen waren Massen von Menschen. Sie drücken die vorn stehenden ins Wasser oder zertrampeln und zerdrücken sich gegenseitig. Wir scheuten uns, in ein solches Gedränge zu gehen und sind eigentlich nur mit Glück rausgekommen.

Dann waren wir in Neutief. Ich weiß überhaupt nicht, wie wir da rübergekommen sind. Jetzt kam der anstrengendste Teil der Flucht. Ich glaube, wir sind die längste Strecke der Nehrung zu

Fuß gelaufen. Ich höre noch, wie mein Bruder jammerte: Legt mich hin, ich will hier schlafen! Dabei war er sonst so geduldig gewesen. Meine Mutter konnte ihn doch nicht ununterbrochen tragen. Sollte sie den Rucksack oder den Koffer stehen lassen? Mein Rucksack kann nicht sehr schwer gewesen sein.

Dann hatten wir das Glück, ein kleines Stückchen mit einer Feldbahn auf Loren mit einer aufgebauten Plattform fahren zu können. Danach wieder unendlicher Fußmarsch. An einem Baum hingen zwei junge deutsche Soldaten. Auf einer Tafel um den Hals stand: Wegen Fahnenflucht erschossen. Der ganze Flüchtlingsstrom mußte daran vorbei. Viele Menschen weinten, andere resignierten.

Es muß kurz hinter Kahlberg im Steegener Forst gewesen sein. Dort hielten Soldaten Militärfahrzeuge an, die nicht voll besetzt oder beladen waren. Als wir an der Reihe waren, hielt ein Personenwagen. Wir drei paßten gerade noch rein. Meine Mutter durfte nur ein kleines Täschchen mitnehmen. Der nächste Lastwagen bringt ihr Gepäck mit. Frau Willig, die Flüchtlingsfrau aus Tilsit-Ragnit, war ja dabei und würde schon aufpassen. Die Soldaten hatten es wohl gut gemeint.

Wir fuhren bis Stutthof mit und warteten auf unsere restlichen Habseligkeiten vergebens. Später erfuhren wir, daß Frau Willig mit unserem Gepäck in Steegen gewartet hat. Jetzt besaßen wir noch eine Handtasche mit Kamm, Nagelreiniger, Taschentuch und ein paar Reichsmark.

In Stutthof wurde von einem Lager gesprochen, mit den Insassen soll nicht gut verfahren worden sein. Außerdem wurde von einem Schiff mit Sträflingen erzählt, das vom Engländer vor Neustadt versenkt worden sei.

Ich glaube, in Stutthof war eine warme Mahlzeit für Flüchtlinge organisiert. Ich erinnere mich an Frauen in weiß mit rotem Kreuz und an Gulaschkanonen.

Weiter ging es zu Fuß. In Nickelswalde wurden wir auf Pferdewagen gesetzt, anscheinend auch organisiert. Die Fahrt war nicht sehr lang. Wir stiegen als letzte ab. Eine Wolldecke lag da. Ein Mann kam zurückgelaufen: Ach Gott, mien scheen Deck! Der kann sich besser helfen als wir, meinte meine Mutter.

Wir standen am Strand in der Danziger Bucht nahe Nickelswalde. Es war ein schöner Strand. Tausende Menschen warteten in einer riesigen Traube. Hatte es da Sinn, sich hinten

anzuschließen? Wir wanderten um die Menschentraube herum und standen etwas abseits der Menge am Ufer, mutlos und verzweifelt. Ein Landungsboot kam in Sicht und hielt auf die Traube zu. Plötzlich änderte es den Kurs und hielt direkt auf uns drei zu. Die Klappe fiel praktisch vor unsere Füße. Wir konnten es gar nicht fassen, und trotzdem kamen wir fast als letzte auf das Boot und saßen direkt hinter der Klappe.

Dann waren wir in Hela. Am Hafen sah es schlimm aus, so viele Menschen! Wir zogen in ein verlassenes Haus neben dem Hafen. Dahinter lag ein größeres freies Gelände. Die Organisation Todt, von der ich zum ersten Mal hörte, sollte angeblich noch an einem Flugplatz arbeiten. Auch ein Flugzeug (Fieseler Storch ?) landete. Es wurde in den Wald geschoben, mit Strauchwerk abgedeckt und blieb dort stehen.

Wir blieben ein paar Tage in Hela. Meine Mutter lief täglich zum Hafen und kam eines Tages mit der freudigen Botschaft zurück, sie hätte unseren Vater getroffen. Am Abend kam er dann mit einem fußkranken Kameraden. Sie sprachen lange, alles drehte sich um das Fortkommen. Am nächsten Abend war es dann so weit. Es ging zum Hafen. Vater brachte uns auf Schleichwegen im dunkeln auf ein Fahrzeug, einen KFK, (Kriegsfischkutter). Dann sah ich eine hohe Bordwand, die Ubena. Eine besondere Vorrichtung wurde herunter gelassen, mit der wir gut hoch gebracht wurden. Endlich waren wir auf einem Schiff.

In der Nacht soll Hela von russischen Sturmbooten angegriffen worden sein. Wir Kinder haben wohl geschlafen. Wir wurden auf dem Zwischendeck untergebracht, auf dem es richtige Betten mit Kopfkissen und Decken gab. Es sah sehr ordentlich und gut organisiert aus. Wie viele Menschen an Bord waren, kann ich nicht sagen. Ich hatte nicht den Eindruck, das Schiff wäre überfüllt, denn ich hatte schon größeres Gedränge mitgemacht.

Als ich zum ersten Mal an Deck kam, war es Tag. Die Ubena machte Fahrt. Großen Eindruck machte auf mich die Toilette, sie war toll. Sie war am Heck des Schiffes aus langen Holzbalken zusammengezimmert, alle Benutzer saßen in einer Reihe. Man dachte, bloß nicht durchrutschen! Das Wasser der Ostsee soll noch recht kalt gewesen sein.

Ich kann mich nur noch an Einzelheiten erinnern, an gesunkene Schiffe, die teilweise aus dem Wasser ragten, an

Geleitschutzboote und daran, daß die Ubena das letzte Schiff in einem Konvoi sein sollte. Aus Angst, mich auf dem großen Schiff zu verlaufen, bin ich wohl die meiste Zeit unter Deck gewesen.

In Dänemark

Dann war eine Küste zu sehen, man sprach von Bornholm. Wie ich später hörte, hatte der Kapitän versucht Schweden anzulaufen, was aber nicht erlaubt wurde. In Kopenhagen sind wir anscheinend nachts angekommen, denn als ich an Deck kam, lagen wir bereits am Kai. Es wurde von Kapitulation gesprochen. Vereinzelt waren Gewehrschüsse zu hören. Der Engländer hat gesagt, wenn die uns beschießen, dürfen wir zurückschießen, hörte ich deutsche Soldaten sagen. Es handelte sich wohl um dänische Freiheitskämpfer.

Im Hafen lagen viele Schiffe, in der Nähe auch zwei Lazarettschiffe. Ich glaube, wir mußten die Ubena am selben Tag verlassen und auf ein kleineres Schiff umsteigen, auf dem wir zwei oder drei Tage ohne Verpflegung blieben. Die Ubena lief am nächsten Tag wahrscheinlich mit Soldaten in Richtung Kiel aus. Warum nahmen sie uns denn nicht nach Deutschland mit?

Dann wurden wir zum Bahnhof in einen Personenzug geleitet, der auf einem Abstellgleis stand. Er war so übertoll, daß die meisten stehen mußten. Dieser Zug stand 14 Tage, ohne daß sich etwas tat. Wir bekamen keine Verpflegung. Ich hatte irgendwo zwei grüne Kartoffeln gefunden und eine leere Konservendose. In der versuchte ich sie mit trockenem Gras zu braten und habe sie dann auch gegessen. Danach habe ich mich vor Bauchschmerzen auf dem Boden gewälzt. Für meinen kleinen Bruder muß das sehr komisch ausgesehen haben, denn ich habe ihn selten so lachen hören.

Endlich fuhr der Zug los, und wir kamen in das Lager Hövelte, vermutlich nördlich von Kopenhagen. In einem großen Pferdestall oder Wagenschuppen war Stroh ausgelegt. Als Verpflegung gab es für zwölf Personen ein Brot. Unsere selbstgebackenen ostpreußischen Brote waren dreimal so groß. Mittags gab es eine Suppe, die ich nicht runter bekommen konnte. Junge Soldaten, die fast noch Kinder waren, lagen in einem Lazarettzelt mit Ruhr. Das dänische Rote Kreuz oder andere Hilfsorganisationen? Fehlanzeige!

Mein kleiner Bruder

Am 30. Mai 1945 kam mein Bruder Werner, an seinem vierten Geburtstag ,ins Lagerkrankenhaus. Tagelang durfte meine Mutter ihn nicht besuchen, weil er Tuberkulose hatte. Dann stürmte sie das Krankenhaus. Erst nach lauten Rufen seines Namens konnte sie ihn an seinem erbärmlichen Lächeln erkennen, so furchtbar war er abgemagert. Mutter nahm ihn sofort mit. Mit Hilfe einer Krankenschwester hat sie ihn wieder etwas aufgepäpelt.

Kurz darauf kamen wir nach Aalborg Ost, Lager 1, Baracke 2. Dort kam mein Bruder in ein Krankenhaus in Aalborg. Der Krankenbesuch ist es für mich heute noch ein Alptraum.

Zu Fuß gingen alte Männer, Frauen und Kinder durch die ganze Stadt. Das war für mich Spießrutenlaufen. Alles hing in den Fenstern. Passanten standen auf den Bürgersteigen, unterhielten sich, zeigten mit den Fingern auf uns und lachten. Wir gingen auf der Straße. Zu beiden Straßenseiten auf den Bürgersteigen standen Freiheitskämpfer mit schußbereiten Gewehren im Arm. Männer stürzten sich auf weggeworfene Zigarettenskippen. Während sich einer danach bückte, trat ein Däne sie schnell aus und drehte genüßlich seinen Schuh hin und her. Eine volle Eistüte klatschte in den Rinnstein. Man stürzte sich darauf. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Meinen Bruder habe ich nur einmal besucht. Er wurde gesund, lebte dann noch ein Jahr und mußte im Herbst 1946 plötzlich wieder in ein Krankenhaus weil es für seine Krankheit keine Nachversorgung gegeben hatte. Drei Tage später starb er.

Meine Mutter und ich kamen im Juli 1947 nach Dänisch-Nienhof zu meinem Vater. Meinen Bruder Willi fanden wir in Gudow und meine Schwester nach ihrer Rückkehr aus Rußland in Mecklenburg bei einem Bauern.

Kindheit und Flucht

Im April des Jahres 1934 bin ich in der Stadt Stettin geboren., wo mein Bruder Hans auch geboren ist. Meine Mutter war Ella Boegel, geb. Hildebrandt, mein Vater Johannes Boegel, Sohn des Bäckermeisters Boegel aus Königsberg in der Rippenstraße.

Mein Vater war Polizeibeamter und war aus beruflichen Gründen nach Stettin versetzt. Er verstarb 1938, und meine Mutter zog es wieder zurück nach Ostpreußen. Wir wohnten bis 1941 in Tannenwalde in der Nähe von Königsberg. Jeweils in den Sommer- und Herbstferien fuhren wir zu dem Onkel aufs Land nach Widitten, wo ich das an der Leben auf dem Lande kennen und lieben lernte. (Noch heute lebe ich in sehr ländlicher Umgebung, wenn auch fern der Heimat).

Von Tannenwalde zogen wir in das Haus meines Großvaters in Königsberg, wo wir bis Ende August 1944 lebten. Dort wurden wir wie viele Tausende auch, bei den beiden verheerenden Luftangriffen auf Königsberg ausgebombt.

Mein Onkel, Albert Köck aus Widitten, nahm uns dann auf. Bis zu unserer Flucht im Januar 1945 besuchte ich hier die Schule. Ich erinnere mich noch gut an Fräulein Zimmer, die meiner Mutter zu verstehen gab, dass sie es nicht begreifen könne, dass ich in Königsberg die Roßgärter Mittelschule besucht hätte, da ich ihrer Meinung nach im Stoff nicht mitkam. Meine Mutter hat ihr geantwortet, dass ja auch nicht sie die beiden Bombennächte in Königsberg erlebt habe, sondern ich.

Diese Zeit in Widitten werde ich nicht vergessen, denn die Ereignisse überstürzten sich: Wir bekamen noch mehr Einquartierungen, zwei junge Mädchen, 18 bis 20 Jahre alt, kamen aus Königsberg.

Meine Tante, Käthe Blömke aus Marschenen, kam uns besuchen und wurde bei ihrer Heimfahrt auf dem Fahrrad von einem Lastwagen erfasst. Sie starb noch an der Unfallstelle bei der Schule in Widitten. Das war eine sehr traurige Geschichte, denn mein Onkel, Fritz Blömke, blieb zurück und musste allein seine vier Kinder und seine Mutter durch den Krieg bringen und später auf der Flucht versorgen. Onkel Albert kam zum Volkssturm. Der Hof und das Wirtschaftsgebäude wurden beim

Rückzug von Soldaten besetzt. In der Scheune waren lauter Ponys.

Der Hofplatz wurde von einer Sanitätskompanie besetzt, und zwischendurch hörten wir eines Nachts gegen Ende Januar dann die Maschinengewehre. Wir machten uns für die Flucht bereit.

Günter Köck war vielleicht zwei Jahre älter als ich, er war der Kutscher und los ging es Richtung Peyse, von dort über das zugefrorene Haff nach Kamstigall. Es war schrecklich, was ich da an Elend gesehen habe.

Als wir endlich nach stundenlangem Fußmarsch dort ankamen, wurde uns ein Haus zugewiesen, das die Besitzer schon verlassen hatten. Ich meine, wir haben dort nur drei Nächte kampiert, dann sind wir von Soldaten nach Pillau gebracht worden. Von hier aus ging es dann mit dem Schiff nach Danzig, eine Schiffsreise an die ich mich noch gut erinnere.

Ein großer Frachter mit einem riesigen Laderaum - nach tief unten hatte man Strohballen geworfen - zwei lange Leitern führten in den Laderaum. Tausende von Flüchtlingen lagen da unten, dicht an dicht, und alle waren froh, als der Frachter endlich ablegte. Auf offener See wurde es ungemütlich, und wenn die großen Eisschollen an die Bordwand knallten, dachten wir jedes Mal, das Schiff sei auf eine Mine gelaufen.

In Danzig angekommen wurden wir in großen Lagerhallen untergebracht, nur für ein paar Stunden, denn die beiden Mädchen aus Königsberg, die uns bis hierhin begleitet hatten, holten uns aus der Lagerhalle heraus. Sie hatten inzwischen die Bekanntschaft mit Matrosen gemacht, die mit ihrem Schiff noch in derselben Nacht auslaufen sollten.

Es war wiederum ein Frachter. Er hatte Pelzmäntel geladen und war nach Lübeck unterwegs. Dieser Frachter war nun ganz und gar nicht für einen Flüchtlingstransport ausgerüstet. Trotzdem nahm die Besatzung ungefähr 80 bis 100 Menschen mit. Wir waren zehn Tage unterwegs und fuhren nur nachts. Vor Swinemünde lagen wir drei Tage wegen Minengefahr vor Anker. Es gab sehr wenig zu essen, doch wir waren in Sicherheit. Von Lübeck aus fuhren wir dann zunächst zurück nach Rostock, wo wir Bekannte hatten, die uns aufnahmen.

Viel Gepäck besaßen wir nicht. Es war Ende Januar und bitter kalt. Unsere Wirtsleute hatten wenig zu brennen, so dass wir durch die ausgebombten Häuser streiften und die Dielenbretter

und alles was sonst noch brennbar war, demontierten, um die Stube nur annähernd warm zu bekommen.

Jede Nacht um 23 Uhr ging die Sirene, und wir mussten in den Luftschutzbunker. Die Alliierten Verbände überquerten den Luftraum von Rostock, so dass erhöhte Alarmbereitschaft herrschte. Jede Nacht - es war schrecklich. Die Russen kamen immer näher. Rostock wurde zur Festung erklärt.

Mein Bruder (15 Jahre) hatte eine Lehre als Flugzeugmechaniker in den Heinkel- Werken begonnen, doch nun wurde auch er mit der Panzerfaust vertraut gemacht. Er musste in Rostock bleiben. Mutter und ich verließen mit dem letzten Zug vor den großen Angriffen diese Stadt.

Der *Zug* brachte uns über Lübeck und Kiel in die Husumer Gegend. Es würde zu weit führen, wenn ich meine ersten Eindrücke und Erlebnisse schildern würde.

Abschließend aber kann ich sagen, dass ich von August 1944 bis August 1945 die schlimmste Zeit meines Lebens verbracht habe. Es gab Höhen und Tiefen in der folgenden Zeit. Es gab gute und liebe Menschen in unserer neuen Heimat, aber auch sehr viele negative Erlebnisse.

Ich habe hier in Schleswig-Holstein eine liebe nette Frau kennen gelernt. Wir haben geheiratet und sind inzwischen eine große Familie (drei Kinder und 3 Enkelkinder). Trotzdem waren die Erlebnisse in den Kriegs- und Nachkriegsjahren sicher prägend für den weiteren Lebensweg.

Eine gefährliche Begebenheit auf dem Hofe Albert Koeck in Widitten möchte ich noch erwähnen. Es war zur Erntezeit 1943 oder 1944 (ich erinnere mich nicht mehr so genau). Die Männer waren auf dem Felde, das Korn zu ernten. Wir Jungen spielten Verstecken. Mein Versteck war besonders gut: der mit einer Lederplane abgedeckte Landauer. Ich kroch weit unter die Lederplane und fuhr plötzlich erschrocken zurück, denn ich hatte genau in das Gesicht eines Menschen gefasst!

So schnell ich konnte, rannte ich auf das Feld und rief meinen Onkel. Die Männer ließen sofort ihre Arbeit liegen und liefen zum nahegelegenen Hofplatz. Sie entfernten mit vereinten Kräften die Lederplane, und zum Vorschein kam eine ältere Frau, die vorgab, nachts auf der Tour von Fischhausen auf dem Weg nach Königsberg müde geworden zu sein und die Tür zur Remise unverschlossen vorgefunden zu haben.

Mein Onkel befragte sie noch näher nach dem Woher und Wohin und ließ sie dann, nachdem sie noch zu essen bekommen hatte, laufen. Sie bestieg in Marschenen den Bus. Meinem Onkel jedoch kamen nachher Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Dame. Er verständigte die Polizei.

In Königsberg wurde die alte Frau genauer unter die Lupe genommen, und es stellte sich heraus, dass sie in Wirklichkeit ein Mann war, ein Spion, der die Pläne des Militärdepots von Seerappen in der Tasche gehabt hatte.

Die letzten Tage in Kaporn im Januar 1945.

Dies ist geschrieben im November 1992, nachdem ich meine Heimat nach 45 Jahren besuchen durfte. Je älter ich werde, umso klarer sind die Erinnerungen. Eine völlig veränderte Heimat hat das Heimweh etwas gestillt.

Bis Ende 1944 waren wir doch gnädig vom Krieg verschont geblieben. Die Bombenangriffe auf Königsberg waren für uns weit weg. Auch im Herbst 1944, als die ersten Flüchtlingstrecks kamen, gab es für uns noch keinen Anlaß zur Panik. Man durfte ja auch überhaupt nicht am Endsieg zweifeln und sich schon gar nicht in dieser Hinsicht äußern. Das ist heute für uns in einer Demokratie Lebenden unvorstellbar. Selbst Weihnachten wurde noch ruhig aber schon mit bangem Herzen gefeiert.

Das Neue Jahr 1945 wurde dann aber unruhiger. Der Flüchtlingsstrom nahm zu. Immer mehr Menschen kamen und suchten Unterschlupf. Für unseren Vater stand fest: "Nie gehe ich auf die Flucht!" Und das galt auch für uns. Für meinen Vater stand fest, daß der Krieg verloren sei, und davon war er immer mehr überzeugt. Auch die Russen wären Menschen, und so würde er weiter arbeiten. Dies war ein Irrtum!

Zur Richtigstellung zu anderen Berichten. Vater hätte nie durch Flucht seine Heimat verlassen. Uns, seine Familie, hat er nur auf Anraten eines Offiziers, dessen Einheit abzog - es war die letzte - fahren lassen.

28. Januar 1945: Alles war im Aufbruch, und trotzdem herrschte eine unheimliche, bedrückende Stille. Keiner wagte laut zu sagen: "Wir müssen weg!" Ein Treck, der schon einige Wochen bei uns Quartier hatte, zog auch weiter. Nachdem dieser Offizier zu meinem Vater gesagt hatte: "Petrikat, wenn ich Sie wäre, würde ich Frau und Kinder in Sicherheit bringen", war die Gelegenheit gegeben, und wir durften mitfahren.

Es kam uns vor, wie eine Spazierfahrt: mal eben um die Ecke bis Pillau und dann wieder zurück, wenn alles vorbei ist. So war es gedacht. Im Backofen waren noch 10 Brote, die schnell morgens noch in den Ofen kamen, denn alle wollten essen. Es hieß, nur warm anziehen und etwas zum Essen mitnehmen. Es waren ja so um 20 Grad Frost.

In Pillau lebte eine Tante im Bahnwärterhaus 3. Hier wollte

sich alles treffen. Zwei Tage und eine Nacht sind wir gefahren in einem Elendstreck bis wir in Neuhäuser waren. Die Frau, der der Treck gehörte, hatte einen jungen Russen als "Fremdarbeiter", wie man damals sagte. Er fuhr den Trecker. Er hatte eine Freundin und ein gemeinsames Kind 6 bis 8 Wochen alt, die beide dabei waren. Als die Besitzerin sich weigerte, diese Frau und das Kind mit auf die Flucht zu nehmen, weigerte sich auch dieser junge Russe, den Trecker zu fahren. Er wollte bei Frau und Kind bleiben, Da aber niemand da war, der einspringen konnte, war sie gezwungen, alle drei mitzunehmen.

Um 10 Uhr sind wir in Kaporn vom Hof gefahren. Durch ganz Großheidekrug hindurch sind wir kaum einem Menschen begegnet. Bei Zimmerbude begannen dann die Tieffliegerangriffe. Es war gespenstisch, Menschen, die sich nur auf Krücken und auf einem Bein fortbewegten, manchmal von Krankenschwestern in dünnen Kleidern, gestützt, die schon von Königsberg aus den Lazaretten den Weg aus der Hölle geschafft hatten, wie die in Minutenschnelle von der Straße verschwunden waren, wenn der Schwarm der Flugzeuge über uns hinwegflog.

Am zweiten Tag auch hat das Baby immer nur geschrieen, dann war es still. Unsere Oma sagte leise: "Nun ist es gestorben." - Der Russe, der Vater, hielt den Trecker an, nahm sein Kind aus dem Arm der Mutter, legte es in den Chausseeegraben und deckte es mit Schnee zu. Dann fuhr er weiter. Unsere Oma nahm die junge Mutter in den Arm und versuchte, zu trösten. Aber von allen, die am Straßengraben lagen, wußte man nicht, ob sie noch lebten oder schon tot waren. Ich glaube, Gott hat uns einen Mechanismus eingebaut, der abschaltet, wenn die Last zu groß wird.

In Pillau hatte man an den Straßenbäumen Menschen aufgehängt mit einem Schild um den Hals "So geht's den Fahnenflüchtigen!" Heute frage ich mich, wer war damals fähig, so etwas zu machen?

Am 31.1. war unser Ziel erreicht. - Neuhäuser, Bahnwärterhaus 3. - Als wir dort ankamen, war Vater schon von den Russen erschossen. Aber erst zwei Jahre später haben wir das erfahren. Bis dahin hatte man gehofft.

In Pillau haben wir dann noch 14 Tage auf eine Möglichkeit gewartet. Die Möglichkeit auf ein Zurück gab es nicht mehr. Nachdem keine Züge mehr aus dem Osten kamen, wurde der

Beschuß immer erbarmungsloser.

Bei der Suche nach einem Schiff sind wir im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen gestiegen. Es fand sich dann ein kleines Schiff, mehr eine Barkasse. Damit sind wir um den 16./17. Februar aus dem Hafen Pillau ausgelaufen. Eine Nacht haben wir noch vor dem Hafen gelegen, bis der Geleitzug komplett war. Im Konvoi sind wir dann bis Swinemünde gekommen. Dort gleich in einen Zug und die Fahrt ging bis Eckernförde. Ich glaube, es war der 19. Februar, an dem wir auf einem Gut Grünhorst in Schleswig-Holstein eingeladen wurden. Die Flucht war zu Ende.

Hier fanden wir eine Heimat und Wärme. Den Menschen auf Gut Grünhorst ein "Danke!". Sie gehörten zu den Menschen, die die Flüchtlinge als Menschen in ihr Haus aufnahmen. Heute nach 47 Jahren ist das nicht mehr selbstverständlich. Wir sehen immer nur unser eigenes Leid. Aber wieviel Leid haben wir doch zuerst anderen zugefügt?

Kaporn habe ich nur in schöner Erinnerung. Ich glaube, wir waren die Einzigen, die Kaporn verlassen haben, ehe die russische Walze kam.

Auch nachdem ich 1991 nach 46 Jahren zum ersten Mal da war, sehe ich nur das Schöne. Ich habe dort nichts Böses mitmachen müssen. Nur leider wird es eine Wildnis.

Geboren bin ich in Ponacken bei Medenau, aber dies Dorf ist vom Erdboden verschwunden. Nichts erinnert mehr an das, was einmal war. Man kann es nur vermuten.

Man kann es nie vergessen

Weihnachten 1943 war es das letzte Mal, daß ich mit meinen Eltern und Geschwistern zusammen feiern konnte. Es war ein schönes Fest mit allem drum und dran. Vater, der im Herbst zum Volkssturm eingezogen war, kam auf Urlaub. Die Brüder Heinz, Kurt und Alfred waren auch nach Hause gekommen. Auch mein Schwager Franz, Erna und meine Nichte Hannelore, die zur der Zeit in Insterburg wohnten, kamen nach Hause. Mein Bruder Fritz ist im Winter in Rußland gefallen.

Wir hatten auch Flüchtlinge aufgenommen. Sie bewohnten oben die Stube. Es war Familie Bayer mit der Tochter Gertrud; sie war sechzehn Jahre alt. Gertrud spielte den Weihnachtsmann. Wir mußten alle ein Gedicht aufsagen. Meine Brüder zogen sie immer am Bart. Schon ging die Toberei los durchs ganze Haus. Ich selber habe mich hinter meiner Mutter versteckt, denn ich hatte Angst.

Nach Weihnachten führen alle wieder ab. Erna und Hannelore blieben noch bei uns. Zu dieser Zeit wußte noch niemand, daß dies das letzte Fest sein sollte, das wir alle zusammen feiern sollten.

Weihnachten 1944 waren wir (drei Mädchen) Erna, Gertrud, Hannelore, Mutter und ich alleine. Es wurde noch geschlachtet. Mutter machte auch noch Wurst. Mutter konnte gute Wurst machen. So weit ich weiß, wurde sie oft geholt zum Wurstmachen.

Im Januar kam eines Tages Gertrud vom Einkaufen nach Hause. Sie erzählte, daß schon so viele flüchteten. Mutter hoffte noch immer, daß einer von meinen Brüdern oder Vater nach Hause kommt, und fürchtete, daß wir dann nicht da sind.

Eines Morgens wurde ich schon ganz früh geweckt. Ich mußte mich warm anziehen. Der Schlitten wurde mit Koffern beladen, auch Hannelore, die noch keine drei Jahre alt war, wurde auf dem Schlitten in eine Decke gewickelt und festgebunden. Erna und Gertrud packten die Rucksäcke voll mit Eßbarem, dann ging es los in Richtung Pillau.

Die Straßen waren überfüllt von Menschen. Dazu kam auch noch, daß die Soldaten mit den Lastwagen unbedingt durchmußten. Sie nahmen keine Rücksicht. Wir mußten jedesmal

in den Graben. Der Schnee war sehr hoch, dadurch kippte der Schlitten jedesmal um. Hannelore wäre das eine Mal bald unter den Wagen gefallen. Daher sind wir umgekehrt und gingen nach Großheidekrug zurück. Mutter meinte noch: Auch Russen sind Menschen, sie werden uns schon nichts tun. - Familie Bayer war zu Hause geblieben, die Küche war schön warm, wir waren durchgefroren.

In der gleichen Nacht wurde ich auf einmal wach. Um unser Haus wurde gelaufen. Zuerst hörten wir die deutsche Sprache, die war leise. Dann Schreien. Es waren die Russen. Wir saßen im Dunkeln und trauten uns nicht zu rühren. Dann war auf einmal Ruhe. So schnell wie die Ruhe kam, wurde auf einmal an die Haustür mit dem Gewehr geschlagen. Die drei, Gertrud, Erna und Gertrud Bayer versteckten sich. Herr Bayer sollte aufmachen, aber der hatte noch mehr Angst als meine Mutter. Da wurde auch schon an die Fenster geklopft, wir dachten, jetzt geht das Fenster gleich kaputt. Mutter machte auf, vor uns standen fünf Mongolen. - Ob wir wohl Angst hatten! Wir hatten so anders aussehende Menschen noch nie gesehen. - Sie drohten mit der Faust, weil wir nicht gleich aufgemacht hatten. Sie sahen sich überall um, sie suchten deutsche Soldaten.

Von dieser Nacht an blieben wir im Haus. Im Dunkeln wurde ein Eimer voll Schnee geholt, denn wir brauchten ja Wasser. Wenn wir zur Tür gingen, zeigten die Russen sich aus den Schützengräben in voller Größe; denn wir wohnten nicht weit davon entfernt.

Dann kam der Tag, an dem die Russen zu uns kamen und sagten, in zehn Minuten müssen wir an der Hauptstraße sein. Sollten wir nicht Folge leisten, würden sie uns erschießen. In Eile zogen wir uns an. Hannelore wurde im Kinderwagen gut eingepackt. Gertrud nahm den Rucksack und steckte noch schnell einen Schinken rein.

An der Straße waren schon sehr viele Leute mit Kindern. Zuerst wurden uns Uhren und der Schmuck abgenommen. Dann ging es los in Richtung Königsberg. Auf einmal Halt! Was nun? Da wurden alle jungen Frauen, die keine Kinder hatten, von uns getrennt. Dann ging es weiter. Nach etwa einer Stunde wieder: Halt! Es hieß, wir hätten betrogen, die jungen Frauen hätten sich fremde Kinde angeeignet. Was nun kam, kann niemand vergessen. Mütter, die andere Augenfarbe hatten als ihre Kinder,

mußten mit, die Kinder blieben alleine zurück. Auch Erna sollte mit, denn Hannelore hat blaue Augen von ihrem Vater. Wir beteuerten, daß es wirklich die Tochter ist, aber sie wollten uns nicht glauben. Auf einmal stand Johann neben uns. Er war Kriegsgefangener bei Holsteins gewesen und kannte uns daher. Er bezeugte, daß Erna die Mutter ist, und wir eine Familie. Da hatten wir Glück und durften zusammen bleiben.

An den Straßen lagen Leichen und tote Pferde. Es wurden auch Leute erschossen, die nicht laufen konnten. In Metgethen durften wir uns eine Unterkunft suchen. Da die Häuser fluchtartig verlassen waren, fanden wir auch etwas zu essen. In Metgethen blieben wir einige Zeit. Dann ging es weiter nach Seerappen. Es war Ende März, denn ich hatte in Seerappen Geburtstag. Auch dort blieben wir ein paar Tage.

Eines Morgens wurden wir wieder zusammengetrieben, so ging es weiter von morgens bis in die Nacht. Hatten wir uns ein Quartier gesucht, legten wir uns auf den Fußboden wie die Aale nebeneinander. Es war sehr kalt. Dazu kam noch, daß die Schuhe und Strümpfe naß waren, und wir sie nicht trocknen konnten. Die Jungen, sie waren etwa vierzehn Jahre alt, nagelten die Fenster und Türen zu. In jedem Haus fanden sie etwas. Hannelore und ich, wir weinten uns in den Schlaf. In der Nacht, es verging keine einzige, brachen die Russen auf und holten die Frauen raus. Es war jedesmal ein Geschreie. An einem Morgen kamen drei und wollten die Mutter von den Jungen mitnehmen. Die hielten die Mutter fest und schrien. Da schossen sie über die Köpfe. Durch den Schreck ließen sie die Mutter los, so mußte sie doch mitgehen.

Nicht nach Sibirien!

Wir hörten, daß wir nach Sibirien sollten. Abends beschlossen die Mütter: Wir gehen heute Nacht wieder zurück. Es war verboten, aber sie sagten, es ist egal; denn wenn es so weitergeht, überleben wir es auch nicht. Mitten in der Nacht liefen wir los. Hannelore wurde getragen, denn der Wagen hätte Spuren hinterlassen. Es graute schon, als wir von weitem ein Dorf sahen. Es war sehr kalt. Hunger hatten wir auch, dann kam noch die Müdigkeit dazu. Die Jungen sagten: Bleibt alle unter den Bäumen, wir sehen uns erst einmal um, ob wir dableiben können. Wir waren etwa zwanzig Leute. Es dauerte nicht lange, sie kamen

und sagten, wir haben etwas gefunden, auch haben wir niemand gesehen.

In dem Haus, in dem wir blieben, fanden wir noch Kartoffeln und Eingemachtes. Auch Kerzenlicht wurde erst gemacht, als die Fenster verdunkelt waren. Mutter sagte, wir kochen Kartoffeln, denn der Hunger war größer als die Angst, entdeckt zu werden. Zwei große Töpfe voll wurden gekocht. Es war wie Weihnachten, denn wir waren sehr ausgehungert.

Wir legten uns auf den Boden und schiefen uns erst einmal aus. Es war zum ersten Mal, daß wir in Ruhe schlafen konnten. Ich weiß nicht, wie lange wir Kinder geschlafen haben. Als wir aufwachten, suchten die Mütter schon die Betten zusammen und stellten sie so in einer Reihe auf, daß wir über das Fußende steigen mußten, wenn wir ins oder aus dem Bett wollten. Wir teilten uns auch. Zehn Personen zogen ins Nachbarhaus. - Ich war zu der Zeit acht Jahre alt.

Am Tage gingen wir Kinder von einem Haus ins andere, um alles zusammen zu suchen, was wir gebrauchen konnten. In einem Haus fanden wir einen Schmalztopf voll Schmalz. Das war eine Freude! Alles wurde geteilt, so daß sich niemand benachteiligt fühlte. Am schönsten war es aber, daß wir unsere Schuhe trocknen konnten. Auch die Kleider wurden einmal gewaschen, und wir haben uns auch gebadet. So lebten wir wieder ein wenig auf und schöpften neuen Mut.

Eines Tages standen an einem Morgen zwei Russen in der Haustür. Der Schreck war groß, und wir Kinder weinten gleich los. Der eine Soldat konnte etwas deutsch. Er sagte, deutsche Frauen brauchen keine Angst zu haben, aber sie möchten doch mitkommen. Er beteuerte das noch einmal, als er sah, daß wir doch Angst hatten, und sagte, daß niemand etwas getan wird.

Drei Frauen gingen mit, auch Erna. Die Tür wurde gleich verschlossen. Nun saßen wir da und warteten auf das, was kommt. Alle sagten gleich, die Ruhe ist nun hin. Wir müssen weiter. Nach etwa zwei Stunden kamen alle wieder. Jede brachte eine Kanne voll Milch mit, die auch gleich aufgeköcht und getrunken wurde. Dann erzählten sie, daß sie etwa dreißig Kühe melken mußten, und die Kühe noch nie gemolken wurden.

Hannelore wurde sehr krank. Wir dachten schon, daß sie nicht mehr lange leben würde. Das Gesicht war angeschwollen, die Augen total zu. Dann drückte sie auch noch den Darm jedesmal

raus, wenn sie aufs Töpfchen mußte. Mutter hat den Darm immer wieder zurück drücken müssen. Es muß ihr sehr weh getan haben, denn sie weinte jedesmal sehr. Oh, Gott, tat sie uns leid. Ich setzte mich dann zu ihr hin und nahm sie in die Arme.

Ich fand in einem Haus eine Puppe, die ich gerne selbst behalten hätte. Aber ich gab sie Hannelore. Wie sie sich gefreut hat, sie ließ sie auch nicht mehr los. Erna meinte, wenn es Hannelore besser geht, dann gehen wir nach Großheidekrug zurück. Mutter sagte, die Hauptsache ist, wir sind soweit, daß wir es auch schaffen; denn der Weg ist sehr weit.

Zurück nach Großheidekrug

Im Sommer war es so weit. Wir brachen auf in Richtung Königsberg. Es ging sehr langsam voran, denn wir waren von den Strapazen doch ganz schön geschafft. Nach etwa drei Tagen erreichten wir Königsberg. Königsberg war nur ein Trümmerhaufen. Die Erwachsenen sagten wie aus einem Munde: Mein Gott, wie sieht es hier aus! In Königsberg konnten wir nicht bleiben, wir fanden keine Unterkunft. Erst als wir aus Königsberg rauskamen, fanden wir eine Villa, in der wir auch ein paar Tage blieben. Wir waren sehr abgespant. In der Villa fanden wir auch noch etwas Eßbares. Es kommt nun auch nicht mehr auf ein paar Tage drauf an, sagte Mutter. Wir dachten auch, daß zu Hause alles noch so ist, wie wir es verlassen hatten.

Auf dem Weg nach Großheidekrug wurde nur noch davon gesprochen, was alles zu tun ist. Uns schlossen sich nur noch eine Frau mit einer Tochter an. Sie war so alt wie Gertrud und hieß Eva. Sie war die Freundin von Gertrud.

Kurz vor Caporn kam ein Lastwagen aus Richtung Königsberg. Sie fuhren direkt auf uns zu, so daß wir in den Graben springen mußten. Evas Mutter schaffte es nicht, daher wurde sie überfahren. Der Russe, der den Wagen gefahren hatte, stieg aus und sah, daß die Frau unterm Wagen lag. Er lachte und bog sich dabei. Dann stieg er in den Wagen und wollte wieder losfahren. Mutter konnte sie gerade noch vorziehen, sonst hätte er sie noch einmal überfahren.

Nun standen wir da und wußten nicht, was wir tun sollten. Gertrud und Eva gingen, etwas Fahrbares suchen. Sie kamen mit einer Karre zurück. Sie luden die Überfahrene auf, und Eva sollte die Mutter ins Krankenhaus nach Königsberg bringen, dann sollte

sie wieder zu uns nach Großheidekrug kommen. Wir haben von Eva nur noch gehört, daß sie und auch die sterbende Mutter vergewaltigt wurden, nachdem wir sie verlassen hatten. Die Mutter ist dann gestorben, Eva hat sie im Wald beerdigt.

Der erste Weg in Großheidekrug war zu unsern Haus. Im Feld, das vor unserem Haus und Garten lag, war eine Bombe eingeschlagen. Von den Türen und Fenstern war nichts mehr zu sehen. Der Boden war voll mit aufgeschlitzten Betten. Der Keller stand unter Wasser. Etwas Eingemachtes war noch vorhanden, auch in der Kartoffelmiete fanden wir Kartoffeln.

Von den Tieren war nichts zu sehen. Wir gingen zur Hauptstraße zurück, denn wir mußten irgendwo bleiben. Das eine Haus war bewohnt. Mutter fragte, ob wir einige Tage bleiben durften. Die Leute machten für uns ein Zimmer frei. Hannelore schief in einem Kinderwagen, für uns waren zwei Betten aufgestellt, mehr brauchten wir ja auch nicht. Ich war so müde, daß ich gleich ins Bett ging. Erna, Mutter und Gertrud haben sich noch lange unterhalten. Sie überlegten, wie das Haus wieder in Ordnung gebracht werden kann.

Am nächsten Tag gingen wir wieder zu unserem Haus. Onkel Hans, Oma Fischers Bruder, kam uns entgegen. Er hat uns auch geholfen, die Türen und Fenster aus dem Bunker im Wald zu holen. Ein paar Tage später konnten wir ins Haus einziehen. Onkel Hans wohnte noch eine Woche bei uns, wo er dann hingegangen ist, weiß ich nicht.

Fischers Oma mit Onkel Gustav zogen bei uns ein. Oma bekam Typhus und starb im Winter. Es war sehr kalt, der Boden war gefroren, daher konnte sie nicht beerdigt werden. Erst als das Tauwetter kam, wurden alle in ein Grab getan und beerdigt, wo, das weiß ich nicht.

Im Frühjahr mußten wir aus unserem Haus, wir durften nichts mitnehmen. Onkel Gustav ging nach Königsberg, wir nach Caporn. Dort lebten wir mit noch vier oder fünf Familien in einem Haus etwa ein Jahr lang. Dann sind wir wieder nach Großheidekrug gezogen. In Caporn wurde Mutter sehr krank. Der ganze Körper war voll Wasser und Blasen, außerdem bekamen wir einer nach dem anderen Malaria. Ich war zu dieser Zeit neun Jahre alt.

Erna und Gertrud gingen in der Nacht in Richtung Zimmerbude,

um Kartoffeln zu holen. Ich saß am Ofen und wartete, bis sie wieder da waren. Wasser hatte ich genug geholt und auch Holz besorgt. Kartoffeln wurden dann gleich gekocht. Wir wohnten mit zwei Mädchen im gleichen Alter in dem Haus.

Wir gingen an einem Tage, weil wir Hunger hatten, nach Großheidekrug und wollten von dem einen Feld Kartoffeln ausziehen. Als wir uns bückten, kam eine Russin so schnell, ich konnte nicht mehr weg. Ich hatte lange Haare, sie riß mich an den Haaren zu Boden immer rauf und runter, bis wir zur Kommandantur kamen. Der Kopf tat mir sehr weh. Ob ich schrie oder nicht, sie ließ mich nicht los. Ich hatte große Angst. Sie sperrte mich in ein leeres Zimmer, bis die Dolmetscherin kam. Ich sagte, wir haben nichts zu essen, und Mutter ist sehr krank. Die Russin lachte und spuckte vor mir aus. Sie gingen beide aus dem Raum. Ich setzte mich in eine Ecke und weinte vor mich hin. Es war schon fast dunkel, als ich nach Hause durfte.

Im Winter 1946/1947 starben meine Cousinen, Margot und Herta und mein Cousin Manfred. Auch der Junge, der mit seiner Mutter bei uns wohnte, erfror im Schnee. Er war stecken geblieben, hatte aber nicht mehr die Kraft sich zu befreien. Zu essen gab es nichts mehr. Da hörten wir, daß verschiedene Leute nach Litauen gehen. Erna sagte gleich, es ist höchste Zeit, daß wir bald etwas zu essen bekommen! Wir gehen auch.

Nach Litauen

In Königsberg wurden wir immer von Zug geworfen. Mutter hatte keine Kraft, um das durchzustehen. Erna, Gertrud und Hannelore blieben, sie wollten nicht zurück nach Großheidekrug. Wir gingen zurück. Zu essen gab es nichts mehr, wir lebten von Kartoffelschalen und Fischköpfen, die wir irgendwo fanden. Auch legten wir die Haut von toten Pferden aufs offene Feuer. Dann kauten wir solange darauf herum, bis wir nicht mehr konnten.

Mit viel Mühe sind wir dann doch nach Königsberg gekommen, konnten auch gleich nach Litauen. Die Russen, die mit uns fuhren, sagten nichts. Ich glaube, wir sahen ganz erbärmlich aus.

In Kaunas waren wir schon so schwach, daß wir alle paar Schritte hinfielen. Die Litauer waren uns gegenüber sehr nett, aber aufgenommen hat uns niemand. Ein Bauer gab uns ein paar Decken und ließ uns im Heu schlafen. Am nächsten Tag konnte

Mutter nicht mehr aufstehen. Ich sagte, ich versuche, etwas zu essen zu bekommen. So ging ich mit recht viel Mühe bis zum Markt. Alls ich genug zusammengebettelt hatte, war es auch schon Abend. Ich wollte zur Mutter, aber die Kraft hatte ich nicht, und ich wußte auch nicht mehr den Weg. So schlief ich in einem Flur.

Am nächsten Tag ging ich wieder zum Markt. Als ich an der Erde lag, kamen die Marktfrauen, hoben mich auf und beschlossen, mich ins Krankenhaus zu bringen. Das war mein Glück, aber auch mein Unglück, denn von der Zeit an war ich alleine. Ich hatte Hungertyphus. Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, lebte ich auf der Straße wie viele deutsche Kinder. Auf dem Markt traf ich Kinder im Alter von fünf bis vierzehn Jahren. Wir lebten vom Betteln. Geschlafen haben wir in Fluren oder Marktbuden.

In Kaunas wurden wir ein paarmal aufgegriffen. Aber wenn es hieß, es geht nach Königsberg, rissen wir jedes Mal aus. In Kaunas lebten auch deutsche Soldaten, sie mußten kaputte Häuser aufräumen. Wir haben auch oft für sie gebettelt und kauften dann auch Tabak.

Das letzte Mal, als wir aufgegriffen wurden, steckten sie uns in einen Raum, aus dem wir nicht ausreißen konnten. Es ging 1948 nach Königsberg in eine Halle am Bahnhof. Da blieben wir etwa einen bis zwei Monate.

Wir wurden wie Vieh verladen, so ging es nach Deutschland. Vier bis fünf Wochen waren wir unterwegs. In anderen Waggons sind auch ein paar Kinder gestorben. Das haben wir gesehen, wenn wir Halt machten.

Der Weg führte uns nach Mecklenburg. In Güstrow im Schloß wurden wir untergebracht. Das Rote Kreuz hat sich gleich um uns gekümmert. So kam ich im September zu meinem Vater nach Friedrichsort. Endlich konnte ich dann zur Schule gehen.

Wer so etwas erlebt hat, kann es nicht vergessen, auch wenn man sich noch so viel Mühe gibt, denn die Kinderzeit prägt den Menschen. Gertrud kam im Dezember, Erna und Hannelore 1951 nach Deutschland.

Die Mutter von Liselotte Bartels ist *im Jahre 1947 umgekommen (Liselotte ist als siebentes Kind von Fritz und Johanna Genske - Geborene Becker - in Großheidekrug geboren. Ihre Geschwister: Erna, Fritz, Kurt, Heinz, Alfred und Gertrud.)*

Es begann 1944 im Herbst

Aus dem Osten flüchtete ich auf anderen Wegen und zu einem andern Zeitpunkt als meine Eltern. So entging ich zwar der Katastrophe um Großheidekrug, geriet aber zwischen die Fronten, wo sich Russen und Deutsche beschossen. Zwischen Granaten und Bomben, zwischen Trümmern und Feuer; die Stalinorgel in nächster Nähe, kämpfte ich mit den andern Leidensgenossen um mein Überleben. Noch Wochen nach dem Inferno konnte ich schlecht hören.

Und so ging es los

Nach der Räumung von Bialystok war unsere Zivilverwaltung zur Abwicklung der Geschäfte nach Heiligenbeil in Ostpreußen verlegt worden. Die Angriffe auf diese Region vermehrten sich, und wir saßen fast jeden Abend im Luftschutzkeller. Ich wurde krank und erreichte meine Entlassung.

Meine Eltern schrieben, daß ich ja nicht nach Hause kommen solle; denn dort rückten die Russen immer näher. Nach Berlin zu meinem Schwiegervater wollte ich auch nicht. Dort gab es Tag für Tag massive Angriffe, und eine schwangere Schwiegertochter wollte er auch nicht unbedingt dort haben.

So fuhr ich erst einmal zu meinem Mann, der in Lauban/Schlesien stationiert war. Dann wurde es auch in Schlesien mulmig.

Ich packte meine Sachen und zog nach Urnenthal, einem kleinen Ort in der Nähe Posens mit etwa 300 Einwohnern, zum größten Teil Polen und Deutschpolen. Dort lebte meine Schwiegermutter; die leibliche, geschiedene Engler. Nach der Scheidung hatte sie sich mit einem Meiereimeister verheiratet, der die Meierei in Urnenthal leitete. Als ich dort hinzog, war er schon lange Soldat. Die Nachricht von seinem Tod kam kurz nach meiner Ankunft. Die Meierei wurde von einem alten ausgedienten Meieristen geführt, einem strammen Anhänger des damaligen Regimes.

Die Küche der kleinen eineinhalb Zimmer Wohnung konnten wir uns immer gemütlich heizen, da meine Schwiegermutter neben Butter, Sahne und Käse auch Kohlen für den ‚täglichen‘ Bedarf aus der Meierei ‚beschaffte‘. An manchen Abenden saßen wir bei einer deutsch-polnischen Familie mit überwiegend

polnischen Menschen zusammen, und es ging rechtschaffen friedlich und freundlich zu.

Die gemütliche Zeit bei meiner Schwiegermutter; unsere gegenseitige große Zuneigung brachte Ruhe in mein Leben. Ich bereitete mich darauf vor; hier mein Kind zu bekommen und in Ruhe das Kriegsende abzuwarten. Der Winter war kalt, bis zu 25 Grad. Dagegen kam selbst unser kleiner überheizter Ofen nicht an.

Am 25. Januar kam meine Schwiegermutter abends aus der Meierei und erzählte so nebenbei, daß nunmehr der letzte Wagen mit den paar Deutschen auf dem Wege gen Westen wäre; denn die Russen rückten immer näher. Sie dachte aber nicht daran, auf die Flucht zu gehen. Die Polen würden uns schon nichts antun, und die Russen hätten bei ihrem Einmarsch auch nicht für alles Zeit. Außerdem wollte sie keineswegs mit einer hochschwangeren Frau bei dieser Kälte auf die Flucht gehen.

Ich war aber fest entschlossen, vor den Russen zu fliehen. Von meiner Angst angesteckt, rannte sie endlich davon. Eine Viertelstunde Zeit gab der Gespannführer uns, dann mußten wir die Wohnung verlassen haben.

Mutti, sehr schlank, zog ein Kleid über das andere, was ich wegen meines Zustandes nicht konnte. Schnell packten wir zwei Bündel mit einigen Sachen, die wir für notwendig hielten, in ausgebreitete Laken. Meine Schwiegermutter riß noch ihre beiden schönen Daunendecken an sich. Wir verzichteten darauf die Wohnung zu verschließen.

Der Meiereiwagen war so vollgepackt mit Butter und Käse, daß wir kaum Platz fanden. Alles war zu Eisblöcken gefroren. Die Pferde konnten diese Last kaum schleppen. Aber der Meierist hatte den Auftrag, diese Produkte der Wehrmacht zuzuführen, und er wollte es auf jeden Fall auch schaffen. Die armen Pferde rutschten ob dieser großen Last ständig aus. Wenn sie es nicht mehr schafften, wurde ihnen eine Pause gegönnt. Dann begannen die verschwitzten überanstrengten Tiere zu frieren. Schließlich verweigerten sie sich; trotz grausamer Peitschenhiebe blieben sie stehen.

Auf meine Vorwürfe, daß er vor allem erst an die Menschen zu denken hätte, und die Produkte an die Flüchtenden verteilen sollte, bekam ich außer einem verächtlichen Blick keine Antwort. Außer meiner Schwiegermutter war nur noch eine junge Frau,

eine Krankenhelferin, auf unserem Wagen geblieben. Sie versuchte sich ständig vorzustellen, was sie im Falle einer Frühgeburt mit mir anstellen konnte. Ich hatte ständig Anzeichen, die bei all der Aufregung eine Frühgeburt befürchten ließen. Auf eisglatter Straße bei 25 Grad Kälte auf einem offenen Wagen! Was sollte bloß aus mir und meinem Kind werden?

Eine Pause

Schließlich entschloß sich unser Wagenführer, bei der nächsten Ortschaft die Meiereiprodukte abzuliefern, um dann doch schneller voranzukommen. Wir hielten in der Nähe von ‚Birnbäum‘ an einem kleinen Bauernhof an. Hier konnten auch die Pferde versorgt werden. Die Besitzer waren noch anwesend. Liebevoll nahm mich die Bäuerin, die meinen Zustand sogleich bemerkt hatte, mit in die Küche, setzte mich an den warmen Herd und gab mir ein Glas heiße Milch zu trinken. Ich kam aus der eisigen Kälte, und die heiße Milch verbrannte mir sofort sämtliche Schleimhäute im Mund. Es war schrecklich!

Schließlich lief ich über den Hof zur Toilette. Als ich die Tür aufmachen wollte, wurde ich brutal zurück geschlendert; jemand sprang an mir vorbei und versetzte mir einen Schlag. Es war ein flüchtender Strafgefangener, der hier Unterschlupf gesucht hatte. Ich fürchtete um mein Kind, denn ich bekam leichte Blutungen.

Ich habe keinem Menschen etwas von diesem Erlebnis erzählt, hatte aber schon vorher gehört, daß Strafgefangene der Wehrmacht zugeführt werden sollten.

Einen Teil der Nacht verbrachten wir in der Küche bei der Bäuerin, machten uns aber schnell wieder auf den Weg, denn nach den Nachrichten der vorbeiziehenden Wehrmacht Angehörigen wußten wir, daß die russische Armee dicht hinter uns war.

Es war dunkel und kalt. Überall blieben Wagen in den Straßengräben liegen. Dick verummte Frauen und Kinder zogen an uns vorbei, manche schlepten einen kleinen Handwagen hinter sich her. Gesprochen wurde kaum, geschrien und laut geweint auch nicht. Jedem stand die Verzweiflung im Gesicht geschrieben.

Unsere Pferde gaben mitten in einer Waldgegend auf. Alles zog an uns vorbei. wir saßen wie die gefangenen Kaninchen in der dunklen Nacht auf diesem eiskalten Wagen und kamen keinen

Schritt vorwärts. Diese nicht enden wollende Nacht machte mich vollkommen apathisch. Ich lag zusammengekauert in allerlei Zeug gehüllt auf dem offenen Wagen und starrte in den Sternenhimmel.

Endlich gegen Morgengrauen zogen die Pferde wieder langsam an. Plötzlich bekamen wir von links und rechts militärische Bewachung, Treckbegleiter dachten wir.

Gab es eine Pause, standen die Männer, und die Frauen saßen in den Gräben, um ihre Notdurft zu verrichten. Männer bildeten eine Sichtwand, man saß dahinter. In dieser Not habe ich nicht einmal daran gedacht, irgendeine Peinlichkeit zu empfinden.

Schließlich hielten die Männer einen großen PKW an, der mit Insassen in SA Uniform besetzt war; und verlangten, sie sollten mich wegen meines schwangeren Zustandes und einer eventuellen Frühgeburt mitnehmen. Alles was sie taten war, mich zu beschimpfen, Schwanger - In dieser Zeit!. So unrecht hatten sie auch nicht.

Langsam, viel zu langsam für uns bewegte sich dieser Treck. Plötzlich gab es Gerenne, Flüche, immer wieder: Halt, stehenbleiben! Dann wurde über unsere Köpfe hinweg geschossen. Die Kugeln pfften uns nur so um die Ohren. Ich hielt beide Arme um meinen Bauch geschlungen und dachte nur immer wieder: Hier wird bestimmt alles zu Ende sein, keiner meiner Angehörigen wird je erfahren, wo ich geblieben bin. Wußte ich doch nichts von meinem Mann, nichts von meinen Eltern, Oma und Opa und Geschwistern, nichts über meine Heimat. Ich fühlte mich so ausgeliefert und allein, von meiner Schwiegermutter hörte ich nicht einen Mucks; ich hielt sie für tot. Aber sie lebte. Gott sei dank.

Schließlich überbrachte uns jemand die Meldung, daß nicht die Russen geschossen hatten, sondern die deutschen Begleiter. Die Strafgefangenen hatten die Flucht ergriffen und zum Teil das Weite gesucht. Wie weit sie gekommen sind, weiß ich nicht.

Der Treck bewegte sich nur schleichend vorwärts. An den Straßenrändern versuchten einige Leute den weinenden Müttern ihre verstorbenen Säuglinge und Kleinkinder abzunehmen. Die Kinder konnten nicht einmal begraben werden, denn man kam mit den vorhandenen Geräten nicht in die tief gefrorene Erde hinein. Es war ein unvorstellbares Elend. Ich war so froh, daß ich mein Kind in meinem Bauch hatte, wenn es bitte, bitte nur nicht

vorschnell kommen wollte! Dann wären wir sowieso verloren gewesen.

Mittlerweile ging es mir so schlecht, daß ich den Menschen in meiner Umgebung eine Last geworden war. Wenn die Pferde endgültig streikten, hätten sie auch zu Fuß weitergehen können. Dazu war ich nicht mehr in der Lage. Die Schmerzen wurden immer schlimmer, mein Bauch war hart wie ein Stein, und niemand von ihnen wollte mit ansehen, wie ich auf der Straße verreckte. Sie brachten mich in einen leerstehenden Bahnhof. Alle Menschen waren offenbar geflüchtet, denn niemand war hier zu sehen. Dort legten sie mich in der Bahnhofshalle auf eine Bank und machten sich dann weiter auf die Flucht. Es wird sich schon jemand finden, der einer so jungen hochschwangeren Frau - ich war gerade 21 Jahre alt - Hilfe leistet. Warum nicht wenigstens meine Schwiegermutter bei mir blieb, haben wir beide später nicht mehr verstanden.

Verlassen und gerettet

Ich werde diesen Platz auf der harten Bank in dem trostlosen eiskalten Bahnhof nie vergessen. Schnee und Matsch bedeckten den Boden. Daß hier vor kurzem noch Menschen gewesen waren, sah man an den aufgetauten Stiefelspuren. Ich lag auf der Bank und wartete darauf, daß die Russen mich finden würden.

Meine schönen Stiefelchen, für die mein Großvater seinen Schuhbezugschein abgegeben hatte, wärmten nicht annähernd meine Füße. Ich trug eine Pelzmütze mit langen Samtbändern, die mein Vetter mir einmal aus Norwegen mitgebracht hatte und dazu einen weißen Muff. In dem Täschchen im Muff hatte ich meine Papiere, mehr besaß ich nicht.

Jedes Zeitgefühl hatte ich verloren, ich weiß nicht, wie lange ich völlig apathisch auf dieser Bank lag. Die Tränen rannten, ohne daß ich es wollte. Auf einmal sah ich Hin- und Hergerenne von Wehrmachtstiefeln. Die Russen?, dachte ich und rührte mich nicht. Schließlich hatte mich einer der Männer entdeckt. Es waren deutsche Soldaten. Um Himmelswillen, wen haben wir denn da? Kind, was machen Sie hier, wer hat sie hier hergebracht? Ich konnte nur einen Satz schluchzen: Ich will nach Berlin!

Der Soldat nahm mich liebevoll in seine Arme und sagte, wenn keiner nach Berlin käme, ich bestimmt, er würde dafür sorgen. In einem VW (Kübel) saßen fünf Soldaten. Als sie alle gut saßen,

wurde ich zu ihnen hinein gereicht. Da lag ich nun quer über den hilfsbereiten jungen Männern, einer wärmte mir die Füße, einer die Hände und einer trocknete meine Tränen. Wenn wir auch nicht schnell vorankamen, wir schafften es bis zur nächsten Stadt. Hier lieferten sie mich beim DRK ab. Was mag aus ihnen geworden sein?

Von dort wurde ich zu einer Familie gebracht, die noch gar nicht an Flucht gedacht hatte. Nach einem warmen Bad bekam ich ein sauberes, warmes Bett und von der jungen Frau saubere Unterwäsche. Vom DRK wurde mir zugesichert, daß ich, sobald ein Platz in einem Zug frei sein würde - wenn überhaupt einer fahren sollte, den Platz im Abteil für Mutter und Kind bekommen sollte. Zwei Tage blieb ich bei der Familie, die sich nun auch auf die Flucht vorbereitete, dann holte mich jemand vom DRK ab. Ich wurde in den Zug gesetzt. Er hatte nicht eine einzige heile Fensterscheibe. Es war eisig kalt. Aber er bewegte sich immer weiter in Richtung Westen und immer mehr von den russischen Truppen fort.

Man hatte mir vom DRK eine große warme Decke geschenkt, in die ich mich einwickeln konnte. Zwei junge Mädchen mit großen ängstlichen Augen saßen mir bibbernd gegenüber. Sie wußten beide nichts von ihren Familien. Immer wenn ich warm genug war; wickelte ich beide Mädchen zusammen in die Decke ein, und so ging es im Wechsel bis wir endlich kurz vor Berlin waren. Ich habe die beiden nie wiedergesehen.

Zunächst hatten wir keine Einfahrt in den Bahnhof. Die Stadt hatte gerade einen furchtbaren Angriff hinter sich und brannte lichterloh. Verzagt machte ich mich auf den Weg. Ich kannte Berlin doch kaum, wie aber sollte ich unter diesen rauchenden Trümmern und ständig herabstürzenden Mauern die Wohnung meines Schwiegervaters finden? Wo überhaupt sollte ich anfangen? Ich stolperte über Menschen, die nach ihren Angehörigen suchten, Menschen, die aus den Trümmern irgendwelche Habseligkeiten herausholten und fragte mich durch.

Daß noch alle nett und hilfsbereit sein konnten, und ich mich fragend und suchend durch halb Berlin auf den richtigen Weg machen konnte, grenzt an ein Wunder. Lieber; lieber Gott, vielleicht habe ich es tausendmal gesagt, laß mich bitte die Wohnung meines Schwiegervaters finden. Laß sie bitte heil sein. Ich war verstaubt und roch nach Asche und Feuer. Nur noch diese

Ecke, lieber Gott, dann weiß ich es, dann bin ich vielleicht so etwas wie zu Hause. - Zwischen all den Trümmern ragten die Häuser heraus. Es war eine schöne Siedlung, die von der Post gebaut war. Ich stand vor der Tür und klingelte. Es war vielleicht neun Uhr morgens. Mein Schwiegervater öffnete. Sprachlos stand er vor mir: Ich habe an alles mögliche gedacht, aber nicht, daß Du es sein könntest!

Mein Schwiegervater lebte nach der Scheidung von seiner Frau mit einer anderen Frau zusammen, die er jedoch (er war katholisch) niemals geheiratet hatte. Sie litt entsetzlich darunter. Er hatte ihr zwar seinen Ehering angesteckt und seine beiden Söhne mußten sie auch Mama nennen. Jedenfalls kam auch sie, nahm mich liebevoll auf und ich war beinahe wie zu Hause. Doch das Schlimmste kam noch.

Überleben in Trümmern

In Berlin war ich fremd. Zuerst mußte ich das Anmeldeamt suchen und meine Lebensmittelkarten anfordern. Anschließend bekam ich einen Bezugschein für ein Schwangerschaftskleid. Den Stoff habe ich mir gekauft, ihn aber liegenlassen, bis die Schwangerschaft vorbei war. So konnte ich nachher gleich zwei Kleider für mich schneiden lassen. Aber meine für Schwangere erhöhte Lebensmittelkarte, die ich ja selbstverständlich in den Haushalt mit einbringen mußte, brachte mir nicht die geringsten Vorteile; ich mußte essen, was mir vorgestellt wurde, und das reichte niemals aus. Die Zuteilungen bestanden auch nur aus den Standardlebensmitteln, und die Rationen waren immer unzureichend.

Abend für Abend, ganz zu schweigen von mitten am Tage, gab es Fliegeralarm. Wir saßen dann verängstigt im Luftschutzbunker, und ich war heilfroh, daß ich mein Kind immer noch warm in meinem Bauch hatte. Mein Schwiegervater; vom Ersten Weltkrieg her schwerbehindert, fuhr einen Selbstfahrer mit elektrischem Antrieb. Er konnte damit sogar noch eine andere Person mitnehmen. Das Gerät glich einem Motorrad mit drei Rädern. Damit ist er dann manchmal - er war bei der Post am Schalter beschäftigt - aufs Land hinaus gefahren und hat Tauschgeschäfte gemacht.

Die Kampfhandlungen wurden immer heftiger, und die Front

rückte immer näher. Ein Ausweichen gab es für uns nicht mehr. Wo hatte ich auch hingehen sollen?

Meine Schwester weiß vom Rest der Familie

Eines Tages jedoch erschien, oh Wunder, meine Schwester Friedel. Meine Eltern waren mit ihr und den Kindern am 25.1.1945 aus der Heimat geflüchtet und wohnten in der Nähe von Lüneburg.

Sie hatte mich in Berlin vermutet, Zumal wir das auch als Wiederfindungsadresse vereinbart hatten. Friedel kam, um mich abzuholen. Die Eltern hatten von den Kampfhandlungen um und vor Berlin erfahren und wollten mich bei sich haben. Das war insofern auch eine richtige Entscheidung aber ich wollte keineswegs aus Berlin heraus. Immer habe ich gedacht, daß ich hier vielleicht doch überleben könnte. Noch einmal in diesem Zustand auf die Reise gehen, wollte ich nun wirklich nicht.

Friedel, schon immer kesser als ich, ging auch sofort an die versteckten Lebensmittel und machte mir erst einmal ein richtiges Essen, zumal sie auch aus dem Lüneburger Land einige wertvolle Lebensmittel hatte mitbringen können.

Meine Eltern waren in Natendorf auf einem Rittergut untergebracht, hatten auch schon eine Behelfswohnung beziehen können, ohne Möbel versteht sich. Die mußten zusammengetragen und zusammen gebettelt werden. Ein paar Wehrmachtsschränke hatten sie wohl schon bekommen können. Friedel fand dann im Keller meines Schwiegervaters einen alten abgelegten Spiegel, der ihre ganze Seligkeit war. Sie war einerseits froh, daß sie wieder aus dem ewigen Bombenhagel herauskam, andererseits aber sehr zerknirscht, daß ich nicht mit ihr fuhr.

Unterwegs wurde ihr Zug von Tieffliegern angegriffen, alle mußten schnell den Zug verlassen und sich hinter die Bahngleise werfen. Da war es dann um den Spiegel geschehen; aber der Rest davon hat dann doch noch lange in der Küche gehangen. Sie hat mir später gesagt, daß sie doch heilfroh war, daß ich nicht in diesem Zug mit ihr saß. So schnell hätte ich gar nicht laufen können.

Ewige Bombardierungen

Es war Winter, Heizmaterial gab es kaum. Ab und zu konnte ein Brikett aufgelegt werden. Wir besaßen alle einen Beistellherd, in dem alles verbrannt werden konnte, was brennbar war. Manchmal habe ich mir einen Ziegelstein auf dem Herd warm gemacht. Am Tage habe ich ihn im Arm gehabt oder mich ein wenig auf ihn rauf gesetzt. Für die Nacht kam er dann in mein Bett.

Zwischendurch gab es immer wieder Angriffe durch Bomber. Wenn wir im Keller saßen, waren wir meist mucksmäuschenstill, um ja nicht zu überhören, ob vielleicht kleine Brandbomben in das Haus schlugen. Dann mußte man schnell auf den Boden, um zu löschen. Überall standen Eimer mit Wasser und Säcke mit Sand. Ausgebildet waren fast alle. Einige ältere Männer, die das Heldenklaukommando wirklich nicht mehr zum Wehrdienst hatte holen können, waren sehr brauchbar.

Mein Mann war katholisch, und in der Wohnung seiner Eltern stand auf einem Tischehen das Jesuskreuz und auch ein Bild der Mutter Maria. Abends, wenn die Sirenen wieder heulten, wartete ich immer, bis meine Schwiegereltern nach unten gingen. Ich konnte die Wohnung einfach nicht verlassen, ohne mich vor dieses Tischchen zu knien und um Beistand zu flehen. Man mag darüber denken, wie man will, mir jedenfalls hat es geholfen. Ganz ruhig und ohne Angst bin ich in den Keller gegangen, und wenn das Haus schaukelte, weil in der Nähe mal wieder eine Bombe runtergegangen war, dann war ich immer voller Zuversicht. Selbstverständlich habe ich mich geängstigt, manche meiner Leidensgenossen wimmerten leise, oder stöhnten auch laut. Es kam auch vor; daß mal einer einen dummen Witz machte.

Und wieder konnten wir nach oben gehen. In der Wohnung war manches ein wenig durcheinandergeschüttelt aber für vielleicht zwei oder drei Stunden konnten wir uns wieder hinlegen, fast voll bekleidet selbstverständlich.

Geburt bei Bomben

Eine Hebamme hätte ich mir längst besorgen müssen, aber weit und breit gab es keine. Sie hielten sich in den Mütterbunkern auf, in den man mich auch mit Gewalt hinbringen wollte. Der hat dann auch einen Volltreffer bekommen, und keine Seele ist heil heraus gekommen. Eine recht alte Dame, schon längst in Pension,

die aber immer als Hebamme gearbeitet hatte, hat mir dann versprochen, zur rechten Zeit bei mir zu sein. Aber meine Zeit kam fast vier Wochen zu früh.

Am Abend des 20.3. bekam ich plötzlich Wehen, die sich die ganze Nacht und auch den nächsten Tag hinzogen. Ich lag da und wand mich vor Schmerzen. Außer ein paar tröstenden Worten gab es keinen fachkundigen Beistand. Endlich, morgens am 22.3. erschien meine Hebamme. Abgehetzt hatte sie endlich den Weg durch Trümmer und Schutt zu mir geschafft.

In der Zwischenzeit konnte ich nicht in den Keller, obwohl die Bombenangriffe ständig zunahmen. Aber nicht nur meine Schwiegereltern blieben in der Wohnung, es gesellten sich auch einige Nachbarn dazu.

Die Hebamme hat mir das Kind fast aus dem Bauch herausgezogen, von oben geschoben und von unten gezogen. Endlich hatte ich es geschafft, und mein Sohn erblickte das recht zweifelhafte Licht der Welt. Ich versank in Ohnmacht, bekam beim Erwachen Nierenkrämpfe, der Kiefer verdrehte sich, und weg war ich. Als ich zu mir kam, standen mindestens fünfzehn Leute an meinem Bett und im Türrahmen ein uniformierter Militärarzt, den jemand von der Straße geholt hatte. Da ich stark gerissen war, bat die Hebamme den Arzt, auch noch eine Naht zu machen, was er dann auch - Äther hatte er nicht - ohne eine Betäubung durchgeführt hat. Ein Frauenarzt war er sicher nicht aber Wunden zusammennähen konnte er.

Unser Zimmer glich einem Schlachtfeld. Während der Entbindung war eine Granate in den Garten geflogen und hatte das ganze Fenster samt Rahmen ins Zimmer geschleudert. Niemand wurde verletzt. Und wieder heulten die Sirenen. So wie ich eben meine Entbindung überstanden hatte, wund von der Naht, erschöpft von der weit über 30 Stunden dauernden Anstrengung mußte ich jetzt in meinen Trainingsanzug kriechen und mit meinem Kind in den Keller. Ich lag auf einer bereitgestellten Liege und mein kleiner Sohn neben mir in einem alten wackligen Kinderwagen.

Das war eine neue Situation für uns beide. Flach liegend fühlt man das Unheil anders auf sich zukommen. Wenn ich merkte, daß die Bomben fielen, warf ich mich mit meinem Oberkörper über das Kind. Jetzt konnte ich ihm nicht mehr den Schutz bieten, der mich doch irgendwie beruhigt hatte. Einundzwanzig Jahre

war ich alt und wog nach der Entbindung kaum 90 Pfund. Später habe ich noch mehr abgenommen. Aber es wurde immer schlimmer. Milch und alles fehlte, was man für ein Baby braucht, abgesehen von einer vernünftigen Hygiene wegen des dauernden Wassermangels. Aus der Wasserleitung gab es eine geringe Zuteilung, die kaum für täglichen kümmerlichen Bedarf ausreichte. Wäsche konnte man damit kaum waschen. Also ging man auf die Straße zu den für den Bedarf geöffneten Hydranten und wusch ohne Waschmittel und kalt, da die Strom und Gaszuteilung sehr knapp bemessen war.

So bin ich zu einer Drogerie gelaufen, oder zu dem, was von ihr übriggeblieben war, und habe mir Färbemittel in blau besorgt und damit die Kinderwäsche blau gefärbt. Mein Schwiegervater drehte vollends durch, wenn er daran dachte, daß das Kind nicht getauft war. Also hat er schnell einen Paten gesucht, der dann aber wegen der Angriffe nicht erscheinen konnte. Es war übrigens der Komponist Riethmüller der auch durch die Sendung von Hänschen Rosenthal bekannt wurde.

Ich hetzte also zur katholischen Kirche, wurde vom Pater an der Tür mit dem Weihwasser empfangen, In aller Hast sprach er den Taufspruch, und im Eiltempo ging es zurück, weil die Sirenen schon wieder heulten, mein Schwiegervater mit seinem Selbstfahrer hinter mir her. Und schon saß ich mit meinem Täufling wieder im Keller. Unter anderen Umständen hätte ich ihn niemals katholisch taufen lassen, aber man hatte mir versichert, daß getauft, getauft ist, da spielt es keine Rolle, ob evangelisch oder katholisch.

Die Russen sind da

Aber die Luftangriffe wurden immer schlimmer, die Beschaffung der zugeteilten Lebensmittel immer schwieriger, und schon lagen wir zwischen den Fronten. Von der einen Seite schossen die Russen herein, von der anderen die Deutschen. Wie ängstliche Hasen zusammengekauert saßen wir im Keller und wußten nicht, was auf uns zukommen würde. Etwas Gutes sicherlich nicht. Über eines aber waren wir uns alle im klaren: Hoffentlich sind die Russen bald da, damit dieser Wahnsinn endlich aufhört. Dann waren sie da - und Gott hilf - es war fürchterlich? Schnell wollte ich noch einmal aus dem Keller, um etwas aus der Wohnung zu holen, und da standen sie vor mir.

Drei Russen, drei Mongolen. Ich rannte zurück, riß mein Kind aus dem Kinderwagen und weinte mir das ganze Elend von meiner Seele. Die ersten Russen kamen auch nicht in den Keller; sie konnten nicht sicher sein, daß sich hier nicht bewaffnete deutsche Soldaten versteckt hielten.

Jetzt gab es überhaupt keine Möglichkeit mehr, aus dem Keller zu kommen. Als ein wenig Ruhe eintrat, und man uns sagte, daß die Lebensmittelhändlerin, deren Laden schräg über den freien Platz lag, kurzfristig geöffnet hatte, um die hungernden Menschen etwas zu versorgen, drangen mein Schwiegervater und ich seine Frau, doch schnell mal rüber zu laufen. Einige Frauen und Männer aus dem Keller machten sich auf den Weg darunter auch eine junge Mutter von Zwillingen. Aber, Gott stehe mir bei, alle wurden schwer verletzt in den Keller gebracht, mehr geschleppt als getragen. Die junge Mutter hatte noch erträgliche Verletzungen, aber die anderen!! Unsere Nachbarin hatte mehrere große Granatsplitter im Bauch, der Vater meiner Freundin Fritz Friedrich, damals bahnte sich unsere nie versiegende Freundschaft an, hatte zwei große Verletzungen in der Schulter und meiner Schwiegermutter waren beide Beine abgerissen. Daraufhin wollte ich aus dem Keller laufen, wurde aber daran gehindert, weil mich zwei Granatsplitter in den rechten Oberschenkel trafen. Mein Schwiegervater hatte natürlich berechtigte Furcht, mit dem Kind alleine zu bleiben und ließ mich nicht gehen. Die Russen, die jetzt in unseren Keller kamen, waren durch die Schwerverletzten gehemmt, und so sind wir, jedenfalls in unserem Keller, von Vergewaltigungen verschont geblieben.

Eine Rot-Kreuz-Schwester, die von unseren Verletzten gehört hatte, kam in unseren Keller und grüßte Heil Hitler. Oh Gott, Kinder, entschuldigt, entschuldigt! So schnell geht es mit der Umgewöhnung nicht. Froh waren wir nur, daß in dem Augenblick keine Russen im Keller waren.

Einen jungen Mann, der bei der Post angestellt war und nicht Soldat werden konnte, weil er schwer zuckerkrank war, aber leider die Posthosen mit den gelben Biesen anhatte, erschossen die Russen vor den Augen der alten Mutter. Er fiel ihr in den Arm und hauchte nur: O Gott, Mutter! Die Mutter hatte weder den Schuß gehört, noch was ihr Sohn ihr sagte; sie war schwerhörig und auf die Hilfe und den Verdienst des Sohnes angewiesen.

Man erzählte uns, daß ein paar Männer draußen zwischen den

Trümmern ihr Grab schaufeln mußten. Nach einem Genick-Schuß wurden sie kurzerhand in die Löcher befördert. Und das geschah nicht nur an einer Stelle.

Ein Russe wollte mich dann doch unbedingt aus dem Keller holen. Er stand vor mir, drückte mir ständig den Gewehrkolben in die linke Schulter und wiederholte immer wieder: Wo ist Mann, wo ist Mann? ich blickte zur Seite sah meinen Schwiegervater, wie ihm die Tränen auf seine Jacke tropften. Ich nahm mein Kind aus dem Wagen und bedeutete dem Russen, doch endlich zu schießen. Eine Mitbewohnerin, brachte eine Flasche Schnaps und besänftigte den Russen damit. Nun hatten wir natürlich alle Angst daß er im betrunkenen Zustand erst recht zudringlich werden würde. Fritzi und ich haben dann versucht, uns alt anzumalen.

Das Sterben

Dann starb meine Schwiegermutter; danach starb die Nachbarin mit den Bauchschüssen, die andern stöhnten und weinten, und ich konnte durch den erlittenen Schock meinem Kind nicht die nötige Nahrung geben. Mühselig kratzten wir zusammen, was man einem Kind geben kann, aber es reichte ja nicht. So hat der arme Junge ständig geschrien, natürlich auch in der Nacht. Gerade dann kamen die Russen nicht in den Keller; und man konnte ein paar Stunden schlafen. Die Dunkelheit war ihnen wohl auch nicht geheuer. Am anderen Tag sollten die Toten beerdigt werden.

Mittlerweile hatte sich Zahl der Ziviltoten stark vergrößert. Ich weiß nicht mehr, wie viele Menschen auf dem Innenhof verscharrt wurden, anders konnte man das nicht nennen. Um uns herum wurde immer noch gekämpft, und die Fliegerangriffe hörten auch nicht auf. Am Ende waren dann wohl mehr als 20 Menschen verscharrt, die noch nicht einmal vernünftig zugedeckt werden konnten, denn ständig mußten die Männer, die uns noch geblieben waren - und Gott sei Dank hatten wir die alten Männer bei uns im Keller - schnell wieder in den Keller zurück

Ich bekam Ärger, weil das Kind in der Nacht so geschrien hatte, und ich aber auch gar nichts gehört hatte. Plötzlich fehlte es dann auch an Wasser, und nun war kein Mensch bereit, für mich sein Leben zu riskieren. So machte ich mich auf, die nächste Pumpe aufzusuchen. Um den Arm bekam ich eine weiße Binde, damit die Russen auch meine Ergebenheit erkennen konnten. Aber da gab es dann noch die verrückten deutschen Werwölfe, die auf alles

schießen wollten, was weiße Fahne zeigte.

Ich bin dann mit meinen beiden Eimern, die Angst im Nacken, wußte ich doch, was meiner Schwiegermutter passiert war, über den großen Platz gelaufen, um die einzig funktionierende Pumpe zu suchen. Überall lagen tote Menschen herum, immer nur Zivilpersonen. Sie lagen am Rande der Gärten, an den Häuserwänden usw. Endlich hatte ich die Pumpe erreicht, aber hier standen viele an. Die Kugeln pfffen uns um die Ohren. Ein Mann vor mir meinte, wenn ich das Pfeifen gehört hatte, dann wäre es sowieso schon vorbei.

Vor mir lag eine tote, junge Frau, die Arme ausgebreitet, an jeder Hand einen Eimer. Endlich war ich an der Reihe und konnte mit zitternden Knien den Heimweg antreten. Da kamen mir zwei Panzer entgegen, die ich für amerikanische hielt. Es waren die Russen. Was immer sie auch vorhatten, sie steuerten jedenfalls auf mich zu. Ich rannte, fiel hin, das meiste Wasser aus den Eimern floß auf die Straße. Mein Schwiegervater stand in der Haustür, achtete nicht auf Granaten und Splitter. Er stand da und weinte und weinte.

Erschöpft warf ich mich im Keller auf meinen Stuhl und bat den lieben Gott inständig, etwas passieren zu lassen, damit ich endlich sterben konnte. Darüber habe ich später viel nachdenken müssen. Ich habe mir so sehr gewünscht, sterben zu können, daß ich beinahe nicht mehr aufzuhalten war. Eine ältere Frau nahm mich in die Anne und machte mir klar, wie sehr ich mich versündige.

In der Zwischenzeit hatten die andern die Vorratskeller der abwesenden Bewohner dieses Hauses aufgebrochen und alles, was man an Lebensmitteln fand, rausgeholt. Da fand man denn auch ein wenig Reispulver, das ich meinem kleinen Jungen auf einem Spirituskocher zubereiten konnte. Von den andern Lebensmitteln habe ich nichts abbekommen, die hatte man untereinander aufgeteilt. Ich war Wöchnerin, hungrig elend und unglücklich. So kramte ich dann in der Tasche meiner Schwiegermutter und fand einen ganz alten harten Brotkanten. An dem habe ich gelutscht und gekaut, nie hat mir ein Stück Brot besser geschmeckt.

Ein Russe kam, um uns mitzuteilen, daß Hitler tot sei. Er machte mit seinem Finger einen Schnitt über seine Kehle. So nahmen wir an, man hätte ihn aufgehängt oder die Kehle durchgeschnitten. Keinem Menschen hat das leid getan. Wenn es

doch einen gab, dann merkte man es ihm jedenfalls nicht an.

Eine Ära war beendet. Der Krieg war aus

Der Krieg war aus. Wir wurden aufgefordert, nunmehr die Keller zu verlassen. Unsere Befreier waren tätig gewesen. Sie hatten sich bedient und alles was sie sich in die Taschen stecken konnten, hatten sie auch mitgenommen. Es gab keinen Schmuck, keine Uhr mehr. Aber es ging noch. Wir hatten unser Bett, und wir hatten keinen Fliegeralarm. Auf die Straßen trauten wir jungen Frauen uns aber immer noch nicht. Endlich bekamen wir den Bescheid, draußen die Haustüren zu verschließen, die ruhmreichen sowjetischen Soldaten durften die Häuser nicht mehr betreten.

Bewundert habe ich bis heute, wie schnell die Lebensmittelzuteilungen organisiert werden konnten. Der Schutt auf den Straßen wurde wenigstens so weit geräumt, daß man so etwas wie einen Bürgersteig hatte. Ich bekam sogar eine Karte, auf die ich mir Milch von einer Meierei für mein Kind besorgen konnte. Da hieß es, jeden Morgen um vier Uhr aufstehen und nach langem Marsch, bewaffnet mit einer Milchkanne, die Meierei aufzusuchen. Mit welchen Gefühlen ich losmarschiert bin, kann ich gar nicht beschreiben, jedenfalls immer mit Angst im Nacken.

Große Hilfe hatte ich durch meinen Schwiegervater nun auch nicht mehr. Er war hungrig und manchmal recht unausstehlich. Dabei wußten schon erfahrene Hausfrauen nicht, wie sie den Hunger ihrer Familien mit den geringen Zuteilungen stillen sollten. Ich aber war gänzlich unerfahren, wie ich ein Kind unter diesen Umstände groß machen sollte, das ging doch über meine Kräfte.

Aber der Mutterinstinkt bringt viel zustande. Geschlafen habe ich in der Zeit wohl kaum, es sei denn, der Schlaf hat mich einfach übermannt. Aber aller Einsatz half nichts, mein Kind wurde krank, bekam die Ruhr. Ein irgendwoher aufgetriebener Arzt riet, das Kind in den Kinderwagen zu packen und eine Klinik aufzusuchen. Die lag ungefähr 7 km von der Wohnung entfernt. Ich habe mich auf den Weg gemacht, den Wagen über Schutt und Geröll zu schieben. Damals wog ich keine 90 Pfund mehr. Die Entfernung kam mir so lang vor wie sonst 20 Kilometer. Dabei schielte ich natürlich immer nach links und

rechts in der Angst, eventuell einem Russen zu begegnen. Zivilpersonen waren keine auf der Straße, die hatten sich alle verkrochen.

Endlich hatte ich es geschafft. Vor dem großen Eingangstor der Klinik standen so viele Mütter, daß an ein Hineinkommen überhaupt nicht zu denken war. Eine Ärztin kam und bat uns alle inständig doch bitte nach Hause zu gehen. Es wäre ganz unmöglich, auch nur ein Kind aufzunehmen. Neben mir stand eine junge Mutter, deren Kind in ihrem Arm schon tot war. Sie hatte es noch nicht einmal bemerkt. Verzagt machte ich mich auf den Nachhauseweg. Jetzt wurde ich von solcher Angst befallen, daß mir die Beine versagten; ich dachte, keinen Schritt mehr schaffen zu können.

Zufällig trat ein älterer Mann aus einem Haus, den ich dann gebeten habe, mich doch bitte nach Hause zu begleiten, da ich keine Kraft mehr hatte, den Wagen durch dieses unwegsame Gelände zu schieben. Erst war er ein bißchen ablehnend, aber dann hat er sich doch erbarmt und mich nach Hause gebracht. Mit Hilfe des Arztes habe ich recht und schlecht den Kleinen versorgt, und die Wäsche immer noch draußen im kalten Wasser bei dem Hydranten auf der Straße gewaschen.

Meinem Schwiegervater hatten die Russen seinen motorisierten Selbstfahrer fortgenommen. Sie machten sich großen Spaß, mit dem Fahrzeug immer hin- und herzufahren. Aber für vier bis fünf Männer war der Selbstfahrer kaum geeignet, und so haben sie ihn vor seinen Augen kaputt gefahren. Aber er hatte noch den von Hand zu bedienenden und konnte wenigstens ab und an die kärglichen Einkäufe machen.

Endlich bekam ich einen Platz für meinen Sohn in einer Klinik. Für die damaligen Verhältnisse war die Klinik einigermaßen ausgerüstet. Immerhin hatte Frank bei der Geburt mehr als sieben Pfund gewogen, und so hatte er etwas zuzusetzen. Endlich durfte ich ihn wieder nach Hause holen. Mehr als Reis, Haferflocken und Milch gab es nicht; aber damit konnte er gut zurechtkommen.

Aus einer alten Trainingshose von seinem Vater nähte ich ihm einen klitzekleinen Anzug. Eine Bekannte hat mir dann aus meinem Stoff für die Schwangerschaft zwei recht hübsche Kleider genäht. Ab und an konnte man sich auch schon die Haare waschen, und so sah ich dann aus, wie ein Kind, das ein Kind hatte.

Zu allem Übel wurde ich nun auch noch stundenweise zu Enttrümmerungs-Arbeiten kommandiert. Die Bürgersteige wurden vom meisten Schutt befreit, überall türmten sich die abgeklopften Ziegelsteine. Die Trümmerfrauen leisteten Schwerstarbeit.

Wegen meiner erheblichen Rückenschmerzen wurde ich von den Arbeiten befreit. Allmählich hatte man auch eingesehen, daß ich mit einem Kleinkind und einem schwerbehinderten Schwiegervater nicht auch noch solche schweren Arbeiten machen konnte. Anlaß für meine Entlassung war, daß ich einmal an die Hausmauer gelehnt, ganz langsam zusammenrutschte und ohnmächtig am Boden liegen blieb. Es war Hunger und einfach auch Überbelastung. Von der Arbeit habe ich einen dauerhaften Bandscheibenschaden, der mir mein Leben bis heute sehr schwer gemacht hat.

Neue Hoffnung

Wir trauten uns wieder auf die Straße. Es war Mai und auch recht warm. Aber wenn man jung ist, die Sonne scheint, und wenn man ein neues Kleidchen anhat, den Blick nicht unbedingt nach unten richtet, sondern in den Himmel schaut, dann sieht man Streifen am Horizont. Fritzi Friedrich und ich, wir freundeten uns richtig an. Unsere gemeinsamen Erlebnisse im Keller, gleich alt waren wir auch, vermittelten ein unsagbar starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Wir sind mit dem Kleinen zu dem nahegelegene Humannplatz marschiert. Ein paar Bänke standen tatsächlich noch da.

Hinter uns gab es einen großen Feuerlöschteich, aus dem wir Wasser holen konnten. Wir haben uns auf die Bank gesetzt, uns von der lieben Sonne bescheinen lassen. Wie lange hatte es das schon nicht mehr gegeben! Die Vögel zwitscherten. Das war so auffallend, weil wir monatelang nichts von ihnen gehört hatten. Wo waren sie gewesen? Unvorstellbar, daß auch nur ein Vogel die Detonationen der große Bomben überlebt haben konnte. Ganz bestimmt waren sie von irgendwoher eingeflogen. In der Vergangenheit war ja fast nichts mehr selbstverständlich gewesen. Das war es auch jetzt immer noch nicht.

Unserer Euphorie wurde auch schon wieder ein Dämpfer aufgesetzt, denn als wir Wasser aus dem Feuerlöschteich holten, fanden wir auf dem Grund tote Menschen liegen, deutsche und

russische. Hinter einem Baum lag ein sehr junger russischer Soldat Um den, sagten wir uns, „weint auch bald eine Mutter. Haufenweise fanden wir abgelegte Kleidungsstücke von deutschen Soldaten. Einer, man hatte ihn noch nicht gefaßt, suchte in den Sachen herum. Die Tränen rannten ihm, während er irgend etwas in die Taschen steckte. Sieben Jahre umsonst sieben Jahre umsonst, schluchzte er vor sich hin.

Die Mutter, deren Sohn man erschossen hatte, machte sich über ein gefallenes Pferd her. Das Fleisch teilte sie mit uns. Wir haben es durch einen Wolf gedreht und uns Frikadellen gemacht ohne Fett selbstverständlich, in Wasser gebraten.

Ganz langsam wurden auch Strom- und Wasserzuteilung besser. Ich konnte manches Stück sogar bügeln. Während ich am Bügelbrett stand, gab es plötzlich Alarm. Eine Sirene heulte fürchterlich auf. Das Bügeleisen fiel mir vor Schreck aus der Hand auf die Küchenfliesen. Ich rannte nach draußen. Ganz ruhig hörte ich es sagen, da macht eine schnell wieder auferstandene Firma Feierabend. Wie man allerdings auf den Gedanken kam, Sirenen einzuschalten, wollte uns allen nicht in den Kopf.

Auf den Hauptstraßen mußten wir mit ansehen, wie verschiedene Menschen, meistens Männer, auf Lastwagen abtransportiert wurden. Wenn sie die Möglichkeit hatten, warfen sie Zettel, um den Angehörigen mitteilen zu lassen, wo sie geblieben waren. Ich glaube, daß jeder; der solch einen Zettel fand; ihn weiterleitete. Wir wußten alle, daß die Transporte nach Rußland gingen.

Meinem Bombenkind ging es immer besser. Säuglinge kann man mit Milch und Haferflocken groß kriegen; die Mängel stellen sich später ein; aber bis jetzt war nichts zu merken.

Es waren auch schon drei Monate vergangen, und allmählich kehrte der eine oder andere Soldat wieder heim Wir warteten natürlich auch darauf, daß Franks Vater heimkehren sollte. Ich konnte es gar nicht erwarten, ihm unsern prächtigen Jungen zu zeigen. Die Überraschung hat mir dann eine vorwitzige Nachbarin verdorben; er wußte alles. Was er nicht wußte, waren die näheren Umstände.

Anmerkung: Mein Sohn Frank lebt heute als Geschäftsführer mit seiner Frau und zwei Töchtern in Kiel.

Januar 1945 bis März 1950 in Nord Ostpreußen

Der Russe ist im Januar 1945 nach Großheidekrug gekommen. Ich weiß noch, wie wir aus dem Dorf getrieben wurden. Als wir raus mußten, haben viele Häuser gebrannt. Die Häuser wurden alle in Brand geschossen. Wir wurden Richtung Kleinheidekrug getrieben und mußten über viele Tote steigen, es wurde geschossen, über uns piffen die Kugeln.

Der Treck war sehr lang. Russen mit Gewehren gingen rechts und links in Abständen neben dem Treck, die haben auch geschossen. Im Treck wurde dann weitergegeben: Die haben wieder einen erschossen.

Nach Tagen wurden wir hinter der Front uns selbst überlassen. Da waren wir schon mit Familie Woköck/Kosemund zusammen. Die Familie bestand aus fünf Personen: Großvater Hermann Kosemund, über 80 Jahre alt, seine Tochter Auguste Woköck, geb. Kosemund mit ihren Kindern Ida Woköck, Arnold und Gerhard Kosemund, knapp fünf Jahre alt. Wir alle mußten uns ja was zum Essen suchen und konnten uns nicht immer nur vor den Russen verstecken.

Dann haben die Russen auch meine Mutter zusammen mit anderen Frauen von uns weggeholt. Ich wollte meine Mutter nicht weglassen und habe sie festgehalten und geweint. Ich habe gesagt, ich weiß, Du kommst nicht wieder zurück. Da hat ein Russe seine Pistole auf meine Brust gedrückt. Er gab mir zu verstehen, wenn ich meine Mutter nicht loslasse, dann erschießt er mich. Da habe ich losgelassen.

Wir haben unsere Mutter nie wieder gesehen. Sie ist in einem Treck mit lauter Frauen nach Schlossberg verschleppt worden. Dort mußten sich die Frauen vor Pflüge und Eggen spannen und die Arbeit von Pferden verrichten.

Mutter ist dann krank geworden, sie hat immer von uns, ihren beiden Kindern gesprochen und Weinkrämpfe bekommen. Mutter hat sich nicht getraut von Schloßberg fortzulaufen. Die Strafe dafür war schrecklich, wenn man wieder eingefangen wurde. Die Frauen wurden nachts in Keller mit Wasser eingesperrt, sie

wurden besonders gequält.

Wir, mein Bruder Klaus und ich, haben uns an Familie Woköck/-Kosemund angeschlossen und sind dann zusammen weiter gewandert. Wir haben uns in Wäldern versteckt. Feuer konnten wir nicht machen, die Russen waren überall.

Später erfuhr ich dann von Frau Scheffler, einer Freundin unserer Mutter, die in Großheidekrug am Wald, Richtung Königsberg. wohnte, daß unsere Mutter an Hungertyphus gestorben ist. Sie hat damals geglaubt, daß ihre beide Kinder auch tot sind.

Unsere Mutter ist am 7. August 1945 im Elisabeth-Krankenhaus in Königsberg verstorben. Sie ist dort in einem Massengrab beigesetzt worden. Sie war damals noch nicht einmal 31 Jahre alt.

Nachdem wir das alles erfahren hatten, entschied Frau Woköck: Ihr bleibt bei uns, wir bleiben zusammen; denn auch bei Verwandten in Zimmerbude durften wir nicht bleiben.

Später sind wir dann alle zu Fuß nach Litauen gewandert. Als ich in Litauen die erste Salzkartoffel gegessen hatte, dachte ich, das ist ein Stück Butter.

Wir sind jeden Tag gewandert und hin und hergezogen. So haben wir uns täglich Essen und einen Schlafplatz erbettelt. Oft schiefen wir draußen, die Litauer ließen uns in ihren Scheunen schlafen. Die ganze Zeit, in der wir in Litauen waren, haben wir die litauische Sprache gelernt, erst mit Händen und Zeichen; später konnte Klaus kaum noch deutsch sprechen.

In Litauen waren viele Häuser leer, der Russe hatte viele Litauer nach Sibirien verschleppt. Klaus und ich haben in Litauen für Unterkunft und Essen gearbeitet, jeder bei einem anderen Bauer. Wir hatten aber alle immer Kontakt zueinander. So vergingen die Jahre. Irgendwann haben wir dann durch Frau Woköck erfahren, ihr waren keine Wege zu weit, daß ein Transport nach Deutschland geht.

So habe ich mich wieder an Woköcks/Kosemunds angeschlossen. Ich habe dann Klaus Bescheid gegeben. Er hat einfach die Kühe auf der Weide stehen lassen und ist zu mir gekommen. So haben wir uns 1949 dann wieder zusammengefunden.

Am 9. November 1949, einem russischen Feiertag, sind wir alle von Tilsit aus mit einem Zug in Viehwaggons abtransportiert worden. Gefahren sind wir nur nachts.

In den Waggons war es dunkel. Für die Notdurft von vielen Menschen stand ein Eimer darin. Wir lagen alle auf den nackten Böden der Waggons, ohne Stroh, ohne Decken, es war kalt.

Manchmal hielt der Zug auf freier Strecke, dann durften alle raus aber nur kurz für die Notdurft. Wenn dann der Zug ein Signal gab, fuhr er auch schon an. Wer da nicht zurückbleiben wollte - wer wollte das schon - mußte mit der Hose über dem Knie in seinen Waggon springen. Während der Fahrt waren die vier Waggons immer von außen verschlossen.

Wir wurden über Königsberg deportiert. Nach mehreren Tagen Fahrt kamen wir nach Wolfen im Kreis Bitterfeld, Sachsen-Anhalt. Dort kamen wir alle in ein Lager in Quarantäne und als erstes zur Entlausung. Später, bevor wir in der Ostzone in bestimmte Orte verteilt wurden, bekamen wir alle neue Kleidung.

Familie Woköck/Kosemund, Klaus und ich, wir waren zusammen sechs Personen. Der Großvater Hermann Kosemund ist schon im Frühjahr 1945 in Waldwinkel/Ostpreußen umgekommen. Wir sind nach Listerfehrda im Kreis Lutherstadt Wittenberg, Sachsen-Anhalt geschickt worden. Warum wir gerade dort hin kamen, weiß ich nicht, wir wurden nicht gefragt. In Listerfehrda wurden wir getrennt,

Klaus und ich sind für zwei Tage bei einer Familie untergebracht worden. Auguste Woköck und ihre Kinder wurden zusammen im Ort bei einer Familie in deren Wohnzimmer eingewiesen. Die Polizei mußte einschreiten damit sie aufgenommen wurden.

Da wir elternlos waren, sind wir dann abgeholt und in einem Heim untergebracht worden. Das Waisenhaus hieß damals Kinderheim Adolf Reichwein. Das war in Pretsch a. d. Elbe in Sachsen.

Vom 15.3.1950 an habe ich dann wieder bei einem Bauern gearbeitet in Lösben, Kreis Torgau/Sachsen. So haben wir, Klaus und ich, den Krieg und die Nachkriegsjahre überlebt, so waren kurz gefaßt meine Kindheits- und Jugendjahre. Unser Schicksal wird uns nie zur Ruhe kommen lassen.

Unsere Gemeindeschwester Bertha

*Aus Graf von Lehndorf: "Ostpreußisches Tagebuch". Kapitel:
LAGER ROTHENSTEIN - Ende April bis Mitte Juni 1945.*

In den letzten Apriltagen beginnt die Ruhr um sich zu greifen. Die am schwersten Erkrankten werden aus den einzelnen Hallen hinaus getragen und vor die Tür unseres Verschlages gelegt, wo der Fußboden für sie freigemacht worden ist. Bald sind es an die hundert. Sie liegen auf Brettern und ausgehängten Türen oder direkt auf dem Zementboden, zum Teil nur halb bekleidet und ohne Decke. Gegenüber in der anderen Halle liegen in einem abgeteilten Raum etwa fünfzig Frauen, betreut von einer **Diakonisse, Schwester Bertha**. Sie mißt sogar Temperaturen und macht mit Schreiner, wenn er kommt, regelrecht Visite.

Hier wie drüben ist es auffallend still. Die Kranken scheinen nur noch wenig bewußt zu empfinden. Am 28. April tragen wir die ersten Toten hinaus. Kaplan Klein und ich legen sie wie eine Hasenstrecke neben den Posten. Ihre Plätze sind gleich durch neue Kranke belegt. Die meisten sind viel zu schwach, um sich noch von der Stelle zu bewegen, und lassen einfach unter sich. Der Zustand des Zementbodens ist unbeschreiblich. Man springt gerade noch so von Insel zu Insel, um an die einzelnen heranzukommen, oder wenn man in unsere Koje gelangen will, um sich für einen Augenblick auf die Pritsche zu werfen und das Gesicht im Mantel zu vergraben.

Wer kennt nicht unsere Gemeindeschwester Bertha! Kaum jemand weiß ihren Nachnamen: Dröse. Ich fand vor kurzem in den Unterlagen, die mir meine Eltern hinterlassen hatten, diese Postkarte, die Schwester Bertha 1946 aus Königsberg an meine Mutter und mich geschrieben hat. Aus dem Inhalt geht hervor, dass meine Mutti ihr vorher geschrieben hatte, also ihre Anschrift kannte. Sie muß schon vor Kriegsende nach Königsberg ans Krankenhaus Barmherzigkeit gegangen sein, was viele bedauerten.

Königsberg, d. 20.6.46

Liebe Frau August u. Frl Hannelore!

Ihre lieben Zeilen erreichten mich am 18. 6. u. will ich Ihnen gleich Antwort schreiben. Es wird gewiß auch recht lange dauern, bis das Kärtchen auf Ihre Insel gelangt. Ich bin im August 1945 in Großheidekrug gewesen, da nun aber Lina Hopp (Schatz) sich dahin gemacht hat, war meines Bleibens da nicht u. ich kam wieder nach dem Krankenhause. Leider war Ihre liebe Frau Mutter schon verstorben. Oskar Clemens hat sie bestattet. Blanks sind in Zimmerbude ums Leben gekommen. Fr. Fl. Neumann ist auch nicht mehr am Leben. Ich treffe hin und wieder mal Heidekrüger, die mir etwas erzählen. Ihr liebes Heim ist von außen gut erhalten, aber innen ist es besser nicht zu sehen. Blanks ist sehr beschädigt, ebenso alte und neue Schule. Von den Meinen weiß ich auch nichts, meine Schwester, die in der Stadt wohnte, ist hier, nur nicht in ihrem Hause. Viel ist über uns gekommen, aber Gott ist größer in der Höhe. Zu ihm wollen wir unsere Zuflucht nehmen.

In der Hoffnung, daß dieses Kärtchen Sie erreicht, grüßt Sie herzlich
Ihre Schw. Bertha.

Unsere etwas andere Flucht

Heute möchte ich über unsere vielleicht etwas andere Flucht aus Großheidekrug berichten. Aus dem Kopf ging mir unsere Geschichte (ich war damals noch nicht ganz zehn Jahre alt) schon lange nicht mehr, zumal nachdem ich mit der Reisegruppe im Sommer 2001 in Großheidekrug war. Jetzt kamen die Erinnerungen doppelt hoch. Doch davon später mehr.

Herbst 1944, langsam näherte sich der Winter und die Vorweihnachtszeit. Mein Vater, Herrmann Domnick, geb. 1910 in Großheidekrug, verstorben 1993 in Hamburg, war noch mal auf Heimaturlaub (Verwendung in Finnland). Meiner Mutter, Elfriede Domnick, geb. Gerwien, 1913, verstorben 2001 in Horneburg, und meiner Tante Charlotte Jahm, geb. Gerwien, hatte er gesagt: Der Russe kommt immer näher, haut ab, solange ihr noch könnt und wartet nicht ab, bis es zu spät ist! Diese Worte wurden aber noch nicht so ernst genommen.

Bei meiner Oma Gerwien, geb. Rogge, begannen die Weihnachtsvorbereitungen. Noch ein Schwein und Gänse wurden geschlachtet, Wurst gemacht und eingekocht. Weihnachten wurde vielleicht nicht mehr ganz so besinnlich gefeiert, denn der Russe kam ja immer näher. Es ging in den Januar 1945 hinein.

Meine Mutter, sowie meine Tante und Oma wurden immer unruhiger. Der 22. Januar 1945 kam mit bitterer Kälte und viel Schnee. Die Entscheidung zur Flucht fiel aber nicht ernsthaft!

Die Flucht sollte erst nach Rostock zu Verwandten gehen. Der Schulranzen und ein Koffer wurden gepackt, das nötigste eben; denn wir waren ja Mutter und drei Kinder, meine Brüder Harald, 8 Jahre, Gerd 4 Jahre und ich. Dazu kam Tante Lotte mit zwei Kindern, Rosemarie 6 Jahre und Arno viereinhalb Jahre.

Dann war es soweit, Abschied von Oma. Sie entkam den Russen am 29 Januar 1945 meines Wissens mit dem letzten Hafenschlepper! Ein Onkel brachte uns mit seinem Pferdeschlitten durch den verschneiten Wald nach Seerappen. Wir wollten mit dem Zug nach Rostock!

Die Wirklichkeit sah aber anders aus. Kein Zug fuhr mehr ins Reich (so hieß es damals), die Weichselbrücken seien gesprengt! Mutter und Tante Lotte waren voller Unruhe, was nun? Zurück

nach Großheidekrug? Der Onkel war schon mit dem Schlitten zurückgefahren.

Dann kam die Überraschung! Ein Wehrmachtsfahrzeug nahm uns mit nach Pillau und fuhr durch Großheidekrug. Es wurde noch mal die Heckplane angehoben und Abschied von Großheidekrug - für immer? - genommen! Wo wir für eine Nacht eine Notunterkunft in Pillau bekamen, weiß ich nicht mehr. Am nächsten Morgen ging es auf ein Schiff, MS Elisabeth? Übervoll, aber mit der Hoffnung, nach Rostock zu kommen. Die Fahrt über die Danziger Bucht mit Wind und Wellengang war grausig. Aber wir landeten wohlbehalten in Kolberg, wo wir privat unterkamen.

Jeden Tag gingen Tante Lotte oder meine Mutter zum Hafen auf die Suche nach einem Schiff, das uns weiterbringen sollte. Nach einer Woche nahm uns ein Schiff mit, eine Tages oder Nachtfahrt. Genau kann ich es nicht sagen. In diesen Tagen war ja auch der Untergang der Wilhelm Gustloff.

Wir landeten jedenfalls nicht in Rostock, sondern im Stettin. Unterbringung im Konzertsaal, überfüllt und auf Strohsäcken geschlafen. Wieder eine Woche und wieder der tägliche Weg meiner Tante oder meiner Mutter zum Hafen auf Schiffssuche.

Es klappte nach einer Woche wieder. Ein größeres Marineschiff nahm uns mit und fuhr mit uns weiter Richtung Westen. Ich meine es war nachts und alle waren voller Unruhe wegen der bevorstehenden Fahrt auf See, weil ja dieses große Unglück mit der Gustloff passiert war.

Woran ich mich noch erinnere. Die Matrosen waren sehr nett und ließen uns sogar auf die Geschütztürme und Karussell fahren.

Die Fahrt verlief glatt und ohne Schwierigkeiten. Wir landeten diesmal in Travemünde/Holst. am 15 Februar 1945. So waren wir drei Wochen unterwegs. Von Travemünde aus, so hieß es, sollten wir in einen Vorort von Hamburg. Wir durften in einen Zug steigen und landeten in Damenhof, 12 km hinter Elmshorn, Richtung Wrist/Kiel. In Rostock sind wir also nie angekommen. Rostock diente dann später als Kontaktadresse für die Familie, um Anschriften auszutauschen.

In Rostock wohnte damals noch die Schwiegermutter meines Onkels Fritz Gerwien, dem ältesten Sohn meiner Oma. In Damenhof wurden wir dann in einer Gaststätte untergebracht und

bekamen dort ein Zimmer. Von Damenhof zogen wir noch zweimal nach Westerhorn jeweils zu Bauern um.

Im September 45 kam auch mein Vater aus russischer Kriegsgefangenschaft. Er war wegen einer nicht heilenden Verwundung vorzeitig entlassen worden. Nach der Heilung der Verwundung fand er wieder Arbeit als Maurer im Hamburg.

1950 war es dann soweit, dass Vater ein Häuschen in einem Schrebergarten gebaut hatte, und wir alle - 1947 war noch Bruder Bernhardt geboren - nach Hamburg umzogen, wo ich noch heute in Alsterdorf wohne.

Zum Abschluß noch ein paar persönliche Daten, wenn Interesse: 1952 Klempnerei- und Installateurlehre, Geselle bis 1956. Dann 41 Jahre Zollbeamter im Freihafen, Flughafen und Oberfinanzdirektion Hamburg in Hamburg. Heute im Ruhestand als Pensionär.

1959 Heirat mit meiner noch heute lieben Frau Dagmar. Zwei Kinder haben wir, Andrea 1960 und Sven 1965 geboren.

So verlief unsere Flucht und Einbürgerung. Großheidekrug habe ich im Sommer 2001 wiedergesehen.

Bärwalde

Herzlichen Dank für den Sommer Heimat Boten, den ich wieder gleich mit großem Interesse gelesen habe. Besonders habe ich mich über die Karte der blauen Anlage gefreut, auf der auch Mein Bärwalde abgedruckt war.

Wie ich schon einmal schrieb, war ich vor den großen Bombenangriffen von meiner Mutter im Kinderheim Bärwalde untergebracht worden. Nachdem mein Vater als vermißt galt, mußte meine Mutter arbeiten, hatte wenig Zeit für mich und fand Königsberg für ein Kind zu unsicher. So kam ich - auf Empfehlung einer Verwandten - im April 44 nach Bärwalde.

Als Einzelkind war es schon eine Umstellung, in einer großen Kinderschar bei recht strengen aber liebevollen, christlichen Schwestern zu leben. Die einklassige Dorfschule war ebenfalls eine neue Erfahrung. Ohne ständig Heil Hitler rufen zu müssen und vielen anderen politischen Mätzchen der Königsberger Ludwig Uhland Volksschule, hatte ich nun einen gemütlichen Lehrer, der mit Mühe versuchte, allen noch etwas beizubringen. Mein Zeugnis im Sommer war auch entsprechend, so daß meine Mutter mich vor allen Leuten im Zugabteil in Serappen zur Ferienreise an die See zusammenstempfte. Nach den Sommerferien wurde es noch enger in der Schule, da bereits die ersten Flüchtlinge in einem Raum untergebracht waren.

Zum Kinderheim Bärwalde gehörte ein Bauernhof mit Kühen, Pferden, Schweinen und einer Menge Geflügel und Landwirtschaft. Besonders der Hahn war ein Rabauke und rannte ständig hinter uns Kindern her. So war das Heim vorwiegend Selbstversorger.

Das Brot und der Sonntagskuchen wurden selbst gebacken, die Butter gestampft, viel eingemacht usw. Dies war für mich als Stadtkind alles neu. Nach der Schule waren wir alle im Haus, auf dem Hof und den Feldern beschäftigt. Für die Schule und zum Lernen blieb da zum Ärger meiner Mutter nicht mehr viel Zeit. In den Wäldern suchten wir Blaubeeren, Preiselbeeren und viele Pilze.

Es war schon ein besonderes Leben mit vielen Kinder in einem

christlichem Haus. Ich kannte zwar viele Lieder und Geschichten schon aus der Sonntagsschule in der Kreuzkirche, wo wir bis 1942 in der Hochmeisterstrasse wohnten, nun aber lernte ich jeden Tag dazu, und heute kann ich noch ohne Gesangbuch mitsingen. Wir waren zirka 25 Kinder jeden Alters und hatten zwei große Schlafsäle für die Jungen und die Mädchen. Die Großen blieben im Hause nach der Schulentlassung und halfen in der Landwirtschaft im Haus und in der Küche. Die Heimleiterin war Mütterchen und wurde so von uns allen auch genannt. Eine Schwester kümmerte sich um Haus und Hof, und Tante Cilly und Tante Frieda waren für uns Kinder da. Eine strenge Erziehung zum guten, christlichen Menschen war oberstes Gebot. Vergehen wurden bestraft und große Sünden wurden von Mütterchen alleine bestraft mit dem Siebenpinter, der allerdings nur noch drei Striemen hatte. Auch ich war einmal dran. Ich weiß nicht mehr wofür, nur an die Schmach kann ich mich noch gut erinnern.

Jeden Sonntag besuchte mich meine Mutter. Sie brachte immer die frischen Kleider für die Woche mit, da ich als Selbstzahler Privatsachen trug. Diese Ausnahme wurde aber von den Schwestern irgendwann abgeschafft, und ich bekam Heimsachen, Kleider und Schürzen für den Alltag, andere für die Schule und besonders zum Sonntag wurden wir fein und sauber ausgestattet. Ich durfte meine Mutter immer vom Zug in Serappen abholen. Das war immer eine große Freude, denn ich vermißte sie sehr in diesem strengen Regiment.

Wir wanderten dann durch Wiesen und hatten uns viel zu erzählen. Sie blieb immer den ganzen Tag zu meiner großen Freude. Viel Besuch gab es nicht, da wohl viele Kinder keine Familie mehr hatten, und für zwei Kinder aus Berlin der Weg zu weit war.

Manchmal fuhr ich auch zum Wochenende nach Hause. So erlebte ich den ersten großen Bombenangriff auf Königsberg. Da wir aber schon auf den Hufen wohnten, blieben wir verschont, auch wenn der Keller erheblich bebte. Dies war ich aber schon durch frühere Angriffe in der Hochmeisterstrasse gewohnt, da der Hafen ja oft ein Angriffsziel war.

Eines Nachts wurden wir mit einem Höllenlärm geweckt und liefen alle auf den Hof. Es donnerte und krachte über Königsberg, und wir ahnten alle, daß es diesmal ein Riesenangriff war. Der

Himmel war noch tagelang rot, und es roch nach Brand bis nach Bärwalde. Alle Bemühungen, unsere Lieben zu erreichen, schlugen fehl. Eines Tages kam ein Pferdewagen mit vielen Menschen und Habseligkeiten auf unseren Hof gefahren. Die Freude war groß, als auch meine Mutter, meine Tante und Onkel dabei waren. Der Boden wurde geräumt, wir rückten alle etwas zusammen, und so bekamen alle Platz. Zum Essen war genug da, nur die ärztliche Versorgung fehlte. Meine Tante und mein Onkel waren im Löbenicht ausgebombt und bei ihrem Versuch am Pregel Schutz zu finden, verbrannten meiner Tante die Beine durch Phosphor. Sie litt sehr stark und mußte dringend in ein Krankenhaus.

Wir hatten unser Zuhause behalten, aber nichts mehr war so wie früher, und die Angst kam auf. Einen Sonntag danach holte mich meine Mutter nach Hause und ging mit mir durch die zerstörte Stadt meiner Kinderzeit. Wir balancierten über die Holzbrücke zum Dom, in dem ich getauft war. Es war schrecklich, und die vielen an die Restwände geschriebenen Suchanzeigen habe ich bis heute nicht vergessen. Das war nun Königsberg mit seiner schönen Innenstadt. Allerdings sieht es heute nicht viel besser aus. Überall Häßlichkeit und der Putz bröckelt, und fröhliche Menschen habe ich auch wenig erlebt. Alles grau und trist und verkommen.

Der Herbst verging mit Pilzesammeln, Ernten und unseren Pflichten. Mit dem Pferdewagen ging es manchmal an das Haff nach Großheidekrug, so dass mir Ihr Zuhause durchaus noch ein Begriff war. Die Flüchtlinge wurden mehr, und schreckliche Geschichten kamen in Umlauf.

Der Winter kam, und unsere Kinderidylle ging langsam in Bärwalde dem Ende zu. Einige Kinder hatten ihre Eltern in Königsberg verloren, und von den Berliner Eltern kam auch keine Nachricht an.

Es wurde beschlossen, uns 16 kleinere Kinder nach Pommern/Köslin zu evakuieren. Und so ging es im Dezember mit Sack und Pack vom Hauptbahnhof - 16 Kinder und Tante Cilly und Tante Frieda - nach Köslin. Wir kamen gut an, nur Sack und Pack waren sehr reduziert. Leider war auch mein Kinderteddy dabei, den ich nach den strengen Regelungen nicht in meine

Schultasche stecken durfte. Ich trauere noch bis heute, da mir nichts von meinem Zuhause übrig geblieben ist.

In dem großen Mutterhaus in Köslin waren über 200 Kinder, viele Verwundete und alte Menschen untergebracht. Wir zogen in den Schulraum, und die nächsten Wochen lebten wir hinter Schränken und an Schultischen. Die Schule in Köslin besuchten wir auch noch einige Wochen.

Auch meine Mutter mußte mit ihrer Dienststelle Königsberg verlassen. Wir sahen uns zuletzt in Köslin an einem Weihnachtstag. Sie kam auf der weiteren Flucht um.

Am 1. März kamen die Russen. Dies kündigte sich schon lange an, da die Flüchtlingsströme täglich an unserm Haus vorbeizogen. Wir halfen beim Wasserholen und versorgten auch die Babys. Alle Menschen waren völlig verzweifelt und erschöpft.

Als die Russen bereits mit ihren Gewehren in Reichweite waren und kräftig das Kinderhaus beschossen, krochen wir durch die Fenster mit unserem Gepäck in die Keller des Lazarets.

Dort harrten wir zwischen den Verwundeten bis zur Nacht aus, da angeblich von Himmler persönlich ein Zug zur Verfügung gestellt werden sollte. Der Keller war voller hoffender Menschen groß und klein. Endlich in der Nacht ging es in kleinen Trupps zum Bahnhof. Uns hatte man Rucksäcke aus Kopfkissen mit Riemen gemacht. Dazu hatte noch jedes Kind zwei große Bündel mit Habseligkeiten unter dem Arm. Ich hatte sinniger Weise zwei Bügeleisen in Woldecken verpackt unter den Armen. Zunächst rissen die Riemen, und dann machten die Russen auch Kinderschiessen auf uns, als wir über ein Schneefeld laufen mußten. Alle schafften es, allerdings fehlten einige Gepäckstücke. Der Weg bis zum Bahnhof durch die Stadt war furchterlich. Tante Cilly hatte die Kleinen (ab drei Jahren) an der Hand, und wir gingen angefaßt so gut es ging hinterher.

Die Menschen drängten in Massen zum Bahnhof. Die Mütter versuchten Tante Cilly weitere Kinder zur Rettung in die Arme zu drücken. Dies ging allerdings nicht, da sie schon viel Mühe mit uns 16 Kindern hatte. Nach Stunden gab es tatsächlich einen Zug, der voller Verwundeter war. Soldaten trugen uns einzeln durch die Menschenmenge zum Zug, und irgendwann ging es auch los. RÄDER MÜSSEN ROLLEN FÜR DEN SIEG stand in Großbuchstaben am Zug, dies nahm ich in allem Chaos noch

wahr.

Ich habe einen großen Teil der Zeit unter einer Bank verschlafen, leider auch die Essenverteilungen auf den Bahnhöfen und gottseidank auch die Tieffliegerangriffe, die viele Opfer forderten. Da die Toiletten alle mit Menschen besetzt waren, und wir den Zug beim Halt nicht verlassen durften, hatten viele in die Hosen gemacht.

So ging es tagelang. Wir standen Stunden auf der Strecke und boten so den Tieffliegern reichlich Sicht.

Swinemünde verließen wir vor dem großen Angriff, und es ging nach Stettin. Überall Chaos und viele Menschen. Unsere Schwestern hielten uns aber eng beieinander, und irgendwie landeten wir auf Usedom in Zinnowitz. In einem leeren Hotel fanden wir Unterkunft, Wasser zum Baden und Betten zum Schlafen. Auch Essen gab es. Nur leider gab es kein Salz mehr, so daß alles etwas fad schmeckte. Wir erholten uns alle etwas, und mit Singen, Beten und Spielen vergingen die wenigen ruhigen Tage.

Eines Nachts wurden wir hastig geweckt und mußten in Eile mit Sack und Pack zu Fuß im Laufschrift die Insel verlassen. Die Kleinen wurden zum Teil getragen, aber wir schafften es noch gerade, als hinter uns mit einem Höllenlärm die Brücke in die Luft gesprengt wurde. Da standen wir nun, aber irgendwie ging es weiter, bis wir alle heil und vollständig nach vier Wochen eines Nachts bei Bombenalarm in Hamburg ankamen.

Auch dort wurden wir in einem leeren Krankenhaus am Gänsemarkt untergebracht. Tagsüber spielten wir in den Ruinen und des Nachts saßen wir im Luftschutzkeller. Dann wurden wir weiter nach Prisdorf verfrachtet. Da wir wohl alle etwas verwahrlost aussahen, kam eine Entlausung und stundenlanges Schrubben über uns. Wir waren ja Flüchtlinge und für die Verschonten eine besondere Spezies.

Auch hier war noch kein Ende. Tante Cilly wurde nun mit acht Kindern nach Segeberg in ein Heim des gleichen Diakonissenordens verlegt. Ich war auch dabei. Die wollten uns eigentlich auch nicht und brachten uns in einem kleinen Gartenhaus mit drei kleinen Zimmerchen mit einem kleinen Kanonenofen unter. Wir arbeiteten den ganzen Tag mit Kränzen, die wir vom Friedhof holten, aufbanden und für die Küche zum

Kochen zerhackten. Bei den Kindern helfen, Saubermachen, Gartenarbeit, so waren unsere Tage gefüllt. Der Hunger war unser ständiger Begleiter, und Mangelkrankheiten waren die Folge. Tante Cilly sorgte so gut sie konnte für uns.

Im Mai zogen die Engländer in die Stadt. Auch so etwas wie eine Stadtverwaltung etablierte sich. Die Schwestertracht von Tante Cilly mit acht Flüchtlings- ggf. auch Waisenkindern brachten uns einige Erleichterungen und Dinge, die wir dringend brauchten, so wie Schuhe, Decken, und alte Wehrmatskleidung zur Änderung für uns. Müllkippen, leerstehende Häuser und Obstgärten waren unsere Abenteuerspielplätze. Als die Schule im Herbst wieder begann, hatten wir alte Taschen, Papier von Parteibüros und kleine Bleistifte von den Engländern. Etwas Englisch hatten wir gelernt.

Dann mitten im Winter wollten uns die frommen Schwestern auch nicht mehr haben. Sie brauchten angeblich das kleine Gartenhaus. Wir wurden aufs Land bei Börnhöved auf einem Bauernhof auf den Boden verfrachtet. Zwei winzige Zimmer und ein Boden mit Dachsparren über uns. Vier roh gezimmerte Doppelbetten, Strohsäcke, ein Tisch neun Stühle und zwei Armeeschränke waren unsere Ausstattung.

Der Altbauer und seine Frau waren gar nicht begeistert, als ihnen nun acht Kinder von vier bis zwölf Jahren auf dem Kopf rumtrampelten. Es wurde für uns alle eine schwere Zeit. Nichts zum Essen, kein Heizmaterial, keine Schuhe und ein schrecklich kalter Winter. Beten, Singen und viele Geschichten aus der Bibel halfen zum Teil, aber trotzdem wären wir beinahe bei einem Bauern, der alles hatte, auf seinem Boden verhungert und erfroren.

So langsam fielen wir in dem kleinen Dorf auf. Es gab Menschen die uns halfen, denn eine Schwester mit acht kleinen Flüchtlings-Waisen konnte man nicht übersehen. Die Kirche, der Bürgermeister, ein Bäcker aus Ostpreußen, der Schlachter mit einem großen Eimer Wurstsuppe mit Einlage waren unsere Hilfen. Für unsern Schulweg von drei Kilometern nutzten wir auch englische Fahrzeuge, die in Plön stationiert waren. So erfuhren sie von uns, und nicht nur Weihnachten 1946 bekamen wir viele Weißbrote und Erdnußbutter.

Im Sommer arbeiteten wir beim Bauer, und so bekamen wir Kartoffeln und Wruken. Wir sammelten Ähren und hatten auch

einen kleinen Garten. In der Schule wurde später eine Schulspeisung eingeführt. Sogar im kalten Winter, als die Schule wegen Heizungsmangel geschlossen war, gingen wir drei Mal in der Woche bei hohem Schnee mit einem Eimer Sojasuppe holen.

So überstanden wir die Zeit, und Tante Cilly hat Übermenschliches für uns geleistet. Leider fand das DRK nur wenige Angehörige. Viele Eltern und Angehörige hatten die Flucht nicht überlebt, meine Mutter leider auch nicht, und so war ich mit zehn Jahren ein Flüchtlings-Waisenkind, und der Weg zur ebenfalls geflüchteten Tante aus Königsberg ins Ruhrgebiet Ende 1947 - Heime und vermeintliche Pflegeeltern - begann.

Meine Mutter hatte mir auf den Lebensweg die eindringliche Forderung zur guten Schulbildung und einen vernünftigen Beruf mitgegeben. Mit vielen guten Hilfen und der Möglichkeit des zweiten Bildungswegs, Fleiß und Verzicht ging es auch. Nach Jahren durch Deutschland und in Schweden arbeitete ich viele Jahre in Hamburg und wohne seit 30 Jahren wieder in Schleswig-Holstein.

So rundete sich der Kreis; aber Bärwalde und Schwester Cilly bleiben tief in meinem Herzen. Ich weiß leider nicht, was aus den andern Schwestern und großen Kindern aus Bärwalde geworden ist, die nicht rechtzeitig mit uns rausfahren. Vielleicht wissen Ihre Leserinnen und Leser etwas von den Zurückgebliebenen in Bärwalde oder können mir von Bärwalde erzählen.

Nun ist mein Brief leider sehr lang geworden. Alles wurde wieder in mir wach, als ich Bärwalde auf Ihrer Karte sah. Was so ein Begriff wieder aus der Vergessenheit holt.

Ilse Huppert, geb. Hanemann, Widitten

Erinnerungen an 1945 (gekürzt)

Mit neun Jahren kam ich zur Königin Luise Schule nach Königsberg. Lucie Schwilp aus Großheidekrug sollte auf mich aufpassen. Jeden Tag mit dem Omnibus nach Königsberg, was war das interessant! gegen heute, kein Bus, kein Königsberg. Als dann die Schule im September 1944 ausgebombt wurde, war ich froh, daß alle Hefte verbrannt waren.

Leider musste ich dann wieder in die Volksschule in Widitten zu Fräulein Zimmer. Das war eine ganz harte Zeit. Wir mussten immer alle Sondermeldungen der Wehrmachtsberichte auswendig lernen.

Im Dezember 1944 wurde ich sehr krank. Ich hatte Gelenkrheumatismus und konnte mich überhaupt nicht bewegen. Vater war noch zu Weihnachten ein paar Tage in Widitten im Urlaub. Zu dieser Zeit sah es mit dem Krieg schon sehr schlecht aus.

Im Januar ging es dann bei uns im Haus zu wie im Taubenschlag. Den ganzen Tag kamen alte Leute oder Frauen mit Kindern und ihren Schlitten vorbei. Viele waren so erschöpft, dass sie nicht mehr weiter konnten und blieben einfach bei uns im Haus. Am Schluß war bis auf unser Schlafzimmer alles belegt. Ich erinnere mich noch, wie Mutter sich geärgert hat, dass ein Fuhrwerk ihre Kaffeekanne mitgenommen hat, und am selben Abend mussten wir alles im Stich lassen. Unser Haus war voller fremder Leute.

Mutter wollte zu Hause bleiben, aber dann kam ein Offizier und sagte: Die Russen sind in Marschenen, und wenn sie jetzt hierbleiben, müssen sie zusehen, wie Ihre Tochter vergewaltigt wird.

Nur diese Angst gab meiner Mutter den Ausschlag, wegzugehen. Sie sagte immer wieder, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, meine drei Männer (Vater und meine beiden Brüder) wiederzusehen, würde ich hierbleiben.

Dann kam Helmut Wenk und sagte, dass er unserem Vater versprochen hätte, uns nicht im Stich zu lassen, und für ihn galt, versprochen ist versprochen. Ich wurde mit meinen Betten in eine Zeltplane gewickelt und musste nur noch getragen werden. Der Arzt hatte vorher gesagt, es stände 50 : 50, ob ich überlebe, aber

ich war schon damals zäh.

Drei Wochen hatte ich gar nichts gegessen, aber als wir im Planwagen Richtung Elenskrug fuhren und an der Luft waren, bekam ich Hunger. Da gab es aber nichts. Mutter hatte den Koffer mit den wertvollsten Sachen und den wichtigsten Papieren im Keller gelassen, weil wir dachten, am nächsten Tag kämen wir wieder zurück. - Aber es gab nie wieder ein Zurück.

Wir wurden vor der Front hergeschoben und fuhren über das Frische Haff nach Pillau. An die furchtbaren Schreie von den vielen Menschen, die ins Eis einbrachen und dort ertrinken mußten und dann an die, die folgten, und in diese Eislöcher reinfuhren, kann ich mich noch gut erinnern. Es war Nacht und es mußte weitergehen.

In Pillau wurden wir zu zwölf Personen in einem Dachzimmer untergebracht. Jeden Tag wurden wir von den russischen Fliegern beschossen. Alle mußten stundenlang anstehen, um etwas zum essen zu bekommen.

Neun Tage hatten wir in dem Zimmer gewohnt, als Mutter die ich vermißte, wiederkam und mich brüllend alleine vorfand. Alle waren sie vor den Fliegern geflüchtet, und ich konnte doch nicht gehen. Da entschloß sich unsere Mutter, aufs Schiff zu gehen. Es durften doch nur alte Leute oder Frauen mit Kindern raus.

Erst mußte jemand gesucht werden, der auf den Pungel mit Kind drin aufpaßte. Im Hafen lag ein Kohlenfrachter, der nach Danzig gehen sollte. Die Menschen drängten alle aufs Schiff, denn es ging ja ums überleben. Aber Mutti hatte alles in der Hand. Ich wurde mit dem Kran übers Wasser in die Luke bis unten in den Keller gehievt und zwischen die verwundeten und sterbenden Soldaten gelegt. Aber das Schiff war voll und niemand durfte mehr an Deck. Wieder war ich allein, und es half nur meine Heulerei. Ein Matrose hat sich dann erbarmt und dafür gesorgt, dass Mutter aus dem Pulk Menschen, der aufs Schiff drängte, noch rauskam und aufs Schiff durfte. Mutti hat immer gesagt: Ich würde das alles nicht auf mich nehmen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, meine drei Männer wiederzusehen.

In der Nacht blieb das Schiff liegen, und ein Teil der Besatzung ging in die Schlauchboote, Mutti hatte erfahren, dass ein paar Tage vorher an dieser Stelle die Gustloff auf ein Mine gelaufen

war.

Irgendwann waren wir in Danzig, und ich sollte sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Aber unsere Mutter wollte sich nicht von mir trennen, und das war wohl das Richtige. Man hat ja später gehört, wie viele Familien sich nie wiedergefunden hatten. Es folgten drei Wochen Fahrt in irgendwelchen verschiedenen Zügen, einmal saßen wir zwischen den Bomben, ein anderes Mal lag ich im Gang von einem Lazarettzug. Mutti hatte es durch ihren Charme immer geschafft, dass jemand Mitleid hatte und uns mitnahm.

Als wir dann in Nordhausen ankamen das war unser im Krieg ausgemachter Treffpunkt holten uns die Verwandten auf dem Bahnhof ab. Ich kam hinten auf dem Wagen in den Verschlag, wo sonst die Schweine reinkamen, wenn sie zum Schlachter kamen.

Später hat man mir erzählt, dass die Tante, die uns abgeholt hatte, zu ihren Nachbarn gesagt hat: Wenn Ihr das Kind noch lebend sehen wollt, lasst alles stehen und liegen, die macht es nicht mehr lange. Das war vor 55 Jahren. Sie hat es also noch ganz schön lange gemacht.

Bald kamen Nachrichten von unseren drei Männern. Damals konnte ich noch nicht so recht begreifen, dass es sehr selten war, dass von drei Männern im Krieg alle heil nach Hause kamen. Ich habe einen riesigen Respekt vor der Generation unserer Eltern. Die Männer und Söhne im Krieg alles verlieren, sogar die Heimat, und dann mit Mut und Dankbarkeit alles wieder neu aufzubauen.

Herzlichen Dank noch mal an Helmut Wenk, für den ich damals sehr geschwärmt habe.

Erich Zoch, Großheidekrug

Meine Erinnerungen an das Kriegsende und die Vertreibung

(Aufzeichnungen nach fast 50 Jahren im Sommer 2004)

Im Jahr 1944 feierten wir -zuhaus in Großheidekrug- noch ein fast normales Weihnachtsfest, mit Entbehrungen, wie es in allen Familien üblich war. Seit dem Rußlandfeldzug (1941) gab es immer Einquartierungen durch Soldaten. Hierdurch bedingt fand der Schulunterricht z.T. im Gemeindesaal statt. Anfang 1945, eigentlich sollte damals meine Konfirmation sein, kam die russische Front so schnell näher, so dass die Konfirmation ausfiel. Weil - wie es hieß - unser Pastor erschossen? oder verschleppt worden war.

Meine Schwester Gerda fuhr Anfang 1945 auf Druck ihres Ehemannes (zur Zeit Soldat) zu ihren Schwiegereltern nach Wuppertal. Schwester Herta wurde mit dem Munitionswerk, in dem sie dienstverpflichtet war, nach Pommern ausgesiedelt. Bruder Willi war mit Freunden vor der russischen Front in Richtung Westen geflohen. Zu diesem Zeitpunkt wußten die Eltern nicht wo er sich befand. Zuhause waren noch die Eltern, zwei Schwestern (Elli und Eva), mein Bruder Erwin und ich.

Als plötzlich russische Soldaten vor der Tür standen, wurden die Männer, darunter auch mein Vater, in ein Lager verschleppt. Mutter und wir Kinder haben zweimal die Flucht über das Eis gewagt, leider schlug es teils aus Krankheitsgründen fehl. Viele Familien mit Kindern versteckten sich beim Deppen (Fischfabrik), wo uns schließlich die Russen herausholten und in einem Treck bis an die Deime (Fluß) ca. 50 km trieben. Hier haben wir uns stillschweigend vom Treck getrennt. Ernährt haben wir uns recht und schlecht von Sachen, die Flüchtende zurückgelassen hatten, u.a. von Kadavern, die seit Jan. draußen im Schnee gelegen hatten. Seit Kriegsende durften wir uns mehr oder weniger frei bewegen und traten per Fußmarsch den Weg in unser Heimatdorf Großheidekrug an. Wir organisierten einen alten Panjewagen für unser Gepäck und Kleinkinder, dieser wurde von uns größeren Jungen gezogen.

Die Häuser waren z. T. abgebrannt und hatten beschädigte Dächer. Möbel, Fenster und Türen waren verbrannt. Man erkannte seine Möbel an den nicht verbrannten Beschlägen. Anschließend mußten wir die Leichen u. Kadaver in Bomben-, bzw. Granattrichtern beerdigen. Die Mutter und wir Geschwister haben notdürftig unser Haus in Ordnung gebracht. Durch die Sprengung herumliegender Munition durch russisches Militär, wurden die Häuser und besonders die Dächer immer wieder erneut beschädigt.

Der Vater kam im Sommer 1945 aus dem russischen Lager zurück. Mit seiner Hilfe haben wir das zerstörte Haus in Ordnung gebracht. Im Spätsommer 1945 bekam ich bei einem Waldkommando, welches sich in Großheidekrug niedergelassen hatte, Arbeit, während der Vater fischte. Somit hatte die Familie von den paar Lebensmitteln, die ich für meine Arbeit bekam und vom Fischfang meines Vaters, leidlich zu essen.

Winter 45/46

Viele Bauern hatten 1944 noch ihre Wintersaat ausgebracht, welche 1945 reif war. Da die Ernährung immer schlechter wurde, haben wir die reifen Ähren abgeschnitten, getrocknet, das Korn gemahlen und Brot gebacken. Die Russen bemerkten dieses Vorgehen und befahlen, das Korn zu mähen, und in große Kämpse, wie wir es nannten, aufzuschichten. Im Winter 46/47 haben wir bei Nacht und Nebel diese Kämpse geplündert und aus den hart gefrorenen Garben die Körner geschlagen, um es, wie zuvor gesagt, zu verarbeiten. Trotz der Überwachung aus weiter Entfernung durch die Russen, hat man sich so das Allernötigste zum Lebenserhalt beschafft.

Trotzdem wurde es so eng mit der Verpflegung, dass eines Tages die Eltern aufbrachen, um wieder einmal Korn zu holen. Von diesem Weg sind beide nie mehr zurückgekehrt. Wir, meine drei jüngeren Geschwister und ich warteten tagelang und bis heute vergebens auf ihre Rückkehr. Unsere Suche blieb erfolglos. Wo sie geblieben, oder aller Wahrscheinlichkeit nach umgekommen sind, weiß niemand.

Nun wurde die Lage sehr ernst. Ich, gerade erst 16 Jahre, hatte von einem Tag auf den anderen die Verantwortung für meine Geschwister. Der Winter war, wie immer bei uns, sehr streng und das Essen sehr sehr knapp. Ich arbeitete noch immer im Waldkommando, bis ich durch einen herabstürzenden Stamm einen schweren Unfall erlitt. Ich wurde ins Krankenhaus (Barmherzigkeit) in Königsberg eingeliefert. Nach einer provisorischen Behandlung, die eigentlich keine war, entlassen. Anschließend 19 KM Fußmarsch nach Hause. Es war furchtbar traurig, meine zwei jüngsten Geschwister starben an Schwäche und Hunger. Die Witterungsverhältnisse (strenger Frost) ließen zum Zeitpunkt eine Bestattung, die man selber vornehmen mußte, nicht zu. Wir wohnten zu diesem Zeitpunkt in einem Zimmer des Gutshauses Kaporn. Als die Witterungsverhältnisse es zuließen, habe ich sie auf dem Grab meines 1936 verstorbenen Bruders Herbert beigesetzt.

Die Ernährung und meine Arbeit wurde aufgrund meines Unfalls immer schwieriger, so dass meine Schwester Elli und ich uns auf den Weg, alles zu Fuß, nach Königsberg (19 km) machten und uns weiter auf Trittbrettern des Zuges nach Litauen durchschlugen. Wir arbeiteten

in landwirtschaftlichen Betrieben für unser tägliches Brot. Unser Leben haben wir letztendlich den deutschfreundlichen Litauern zu verdanken.

Anfang Nov. 1947 erfuhren wir durch Mundpropaganda in Litauen, dass Züge mit Deutschen ins Reich, wie man sagte, ausgesiedelt würden. Wir meldeten uns daraufhin auf der Kommandantur in Königsberg und hatten im Dez.1947 Glück, einen Transport zu erreichen. Wir wurden in Güterwagen Richtung Westen verladen. Bei strenger Kälte waren wir ca. 10 Tage bis Erfurt unterwegs. Unter russischem Militärschutz fuhren wir durch Polen.

In Erfurt, in einer ehemaligen Polizeikaserne, kamen wir unter. Hier blieben wir Weihnachten und Neujahr 1947/48. Im Jan. 1948 kamen wir, weil wir Vollwaisen waren, in ein Kinderheim nach Eisenach. Zu dieser Zeit hatten wir schon Briefkontakt zur Schwester Gerda in Wuppertal und Bruder Willi, der sich ebenfalls nach Wuppertal durchgeschlagen hatte. Beide bemühten sich um eine Aufenthaltsgenehmigung für Wuppertal. Diese bekam man nur, wenn auch eine Arbeitsstelle nachgewiesen wurde. Diese erhielten wir im März 1948. Somit stand einer Umsiedlung nach Wuppertal nichts mehr im Wege.

Wir kamen beide bei verschiedenen Landwirten unter. Durch meine Hüftverletzung aus Ostpreußen, die dort nur oberflächlich behandelt wurde, war ich nur einige Wochen in der Lage, die anstrengende Feldarbeit zu erledigen. Ich wurde zur stationären Behandlung in ein Wuppertaler Krankenhaus eingewiesen. Die dringend notwendige Operation konnte in Wuppertal nicht ausgeführt werden, somit wurde ich in die orthopädische Klinik Volmarstein überwiesen. Hier wurde ich im Mai 1948 operiert und bis Okt. 1948 in Gips klinisch betreut. (Versteifung der rechten Hüfte.)

Anschließend wurde mir dort die Gelegenheit geboten, mich als Polsterer und Dekorateur ausbilden zu lassen. Ich blieb dort bis Jan. 1951. Ab diesem Zeitpunkt lebe ich in Wuppertal, habe dort 1956 geheiratet, habe eine Tochter und arbeitete 40 Jahre in meinem erlernten Beruf bis zu meinem Renteneintritt im Jahr 1991 in der Polsterei Wilhelm Jost.

Nach harten, entbehrungsreichen Jahren zum Kriegsende, lebe ich heute mit meiner Familie im 1979 erworbenen Reihenhauses und bin mit meinem Leben sehr zufrieden. Trotz allem sind meine Gedanken sehr, sehr oft zu Hause in Ostpreußen, in unserem schönen Großheidekrug.

Die Ohrringe

Diese Geschichte geschah in der Nachkriegszeit,
im Sommer 1947.

und die Ohrringe mitbringen.

Die Fischerfrauen aus der Bude staunten nicht schlecht und wollten wissen, ob Muttchen das schon öfter gemacht habe. Noch nie sagte sie aber einmal ist immer das erste Mal. Es wird mir ein Vergnügen sein. Ich glaube, es war ein kleiner Racheakt, den sie vornehmen wollte, als Vergeltung für das, was die Russen uns angetan hatten.

Am nächsten Morgen erschien Muttchen mit Stopfnadel, Talglicht und Flaschenpfropfen bewaffnet an der See. Im Laufe des Vormittags trat dann auch die Russin mit den Ohringen ein, und auch die Fischerfrauen aus den anderen Buden kamen kicken. Neugierig warteten sie nun auf das kommende Ereignis. Muttchen steckte das Licht an, desinfizierte fachmännisch die Nadel, indem sie sie erhitzte, dann hielt sie den Korke hinter das Ohr der Russin, und alle warteten nun auf den Moment des Durchstichs. Spannend wie ein Krimi war es, und so ging es auch weiter. Meine Mutter stach zu und ob die Nadel noch zu heiß oder der Schmerz zu groß war, jedenfalls die arme Russin beschwemte und fiel zu Boden. Es kommt vor, daß einer fällt und find nuscht. sagte meine Mutter und behielt die Nerven. Alle anderen waren starr vor Schrecken. O Herr, o Herr, Herrgott nee, nee, jammerte Frau Blömke. Hol schnell einen Eimer Wasser aus der See, befahl meine Mutter und stach resolut durch das zweite Ohr, zog die Ohringe durch die Löcher und fertig war die Laube. Anschließend schwaukste sie ihr den Eimer Wasser über den Kopf, und siehe da, die Russin drusselte noch ein bißchen, schlackerte die Ohren, stand auf und verschwand. Was sie vor sich hinbriselte, konnten die deutschen Frauen nicht verstehen, und ob sie sich später einmal bedankt hat, weiß ich nicht. Meine Mutter hat auf jeden Fall nicht noch einmal diesen Durchstich gemacht. Mit ihrer Enkelin ging sie später lieber zum Juwelier zum Spicken.

(Meine Mutter sagte nie stechen, es hieß immer spicken. Auch wenn sie eine Spritze bekam, meinte sie, der Arzt kann gut spicken.)

Hanni Lenczewski, Palmnicken
Palmnicker Geschichten
Frau Erika Schneider

Es war im Mai 1946, und auf Franeckshöh war eine neue russische Einheit eingezogen. Sie gehörte wohl der Marine an, denn die Soldaten trugen blaue Uniformen. Wir gingen gerne dort hin zum Arbeiten, denn wir fühlten uns hier vor Nachstellungen sicher, und auch im großen und ganzen waren alle höflich und freundlich zu uns. Unsere Arbeit bestand aus Dachboden und Ställe utragge, auf hochdeutsch entrümpeln oder ausmisten, denn in manchen Ställen lag noch der Mist von Schweinen, Ziegen und Hühnern aus unserer Zeit herum. Der ganze Brassel, der dort lag, wurde von uns in Körbe gefüllt und dann den Seeberg hinunter gekippt. Eine einfache Entsorgung. So trabten wir dann die ganzen Tage zwischen Ställen, Häusern und Seeberg hin und her. An einem sehr schönen, warmen Tag saßen ein paar Russen auf der Treppe am Giebel eines Hauses und unterhielten sich. Dazu gehörte auch eine Frau im Range eines Leutnants. Wir deutsche Frauen und Mädchen, kamen zig mal an ihnen vorbei und schimpften nicht gerade leise auf alles und besonders auf die Russen. Das gehörte damals zum guten Ton und half uns wahrscheinlich auch, unser Los leichter zu ertragen.

Mit uns arbeitete auch Frau Minkwitz. Sie brachte jeden Tag ihren kleinen Jungen mit zur Arbeit, weil sie nicht wußte wohin mit ihm, denn sie mußte ja wenigstens die 200 Gramm Brot verdienen, die wir am Tag bekamen. Der kleine Gnos turnte nun auf dem Geländer der Treppe herum, auf der die Russen saßen, da sprach die Frau Leutnant im besten Deutsch und ohne Akzent Frau Minkwitz an und sagte: Sie müssen auf ihren Kleinen aufpassen, sonst fällt er die Treppe runter. Wir trauten unseren Ohren nicht. Ganz bestimmt hatte sie unser Geschimpfe auf die Russen mitbekommen, hatte sich aber nichts anmerken lassen. Von nun an waren wir mit unseren Gesprächen etwas vorsichtiger.

Im frühen Sommer waren wir mit der Arbeit fertig und wurden auf dem Gutshof zur Arbeit eingeteilt, wo ein Depot für Flugzeugersatzteile eingerichtet wurde.

Es war ein Jahr später, im Mai 1947 nach dem schrecklich langen und kalten Winter, in dem so viele Deutsche verhungerten, (wobei gesagt werden muß, die Russen hatten auch nicht viel zu essen), da stand eines Tages die Frau Leutnant vor unserer Tür und fragte, natürlich im besten Deutsch, ob sie bei uns frischen Fisch kaufen könnte. Meine Mutter und mein Großvater arbeiteten

nämlich in der Fischereibrigade und bekamen statt Geld mal mehr oder weniger Fisch zugeteilt, je nachdem wie der Fang ausgefallen war. Die Fische wurden dann weiter verkauft oder gegen PRODUKTE, wie es damals hieß, eingetauscht. Was auch zu unserem Lebensunterhalt beitrug, waren die Fischeier, der Rogen, die Milch und die Pomochelsköpp, die für uns abfielen, wenn die Frauen am Strand die Fische säubern mußten. So mancher Deutsche war auch froh mal einen Fischkopp von uns zu bekommen.

Ich war zu der Zeit arbeitslos, was es damals auch schon gab, und wirtschaftete zu Hause. So kam Frau Erika Schneider, so hieß sie, öfter zu uns, und wir führten lange Gespräche. über alles mögliche, Krieg, Politik und auch Literatur, und sie erzählte von der fürchterlichen Zeit in Leningrad, als sie von der deutschen Wehrmacht eingeschlossen waren. Als ich einmal über die schlechten Zustände hier klagte und auch meckerte, sagte sie: Kindchen, sie haben ja keine Ahnung, wie es in Leningrad zugegangen ist, als wir dort eingeschlossen waren; aber damals war ja Krieg. In der deutschen Literatur kannte sie sich sehr gut aus. Wir wohnten nicht mehr in unserer Wohnung, aber ich hatte beim Umzug meine Bücher mitnehmen können, und sie fragte eines Tages nach einem Buch, das sie in ihrer Jugendzeit mit Begeisterung gelesen hatte. Es hieß Karin von Schweden von Jensen. Ein nicht gerade sehr bekanntes Buch. Ich besaß es zufällig, und ihr wurden die Augen feucht, als sie es in den Händen hielt. Es erinnerte sie an ihre Kindheit und Jugendzeit. Ihre Eltern und Großeltern waren Deutsche, die in Petersburg gewohnt hatten oder noch wohnten. Ich weiß es nicht mehr, aber ich glaube, sie waren alle während der Belagerung der Stadt durch die deutsche Wehrmacht umgekommen. Ihr Großvater war als Arzt und Professor von Thüringen nach Leningrad ausgewandert. Ihr Vater war auch Arzt geworden, und sie war dort in der schönen Stadt geboren und mit deutscher Literatur aufgewachsen. Nach dem Rückzug der deutschen Wehrmacht wurde sie Soldat und ist dann in Palmnicken gelandet.

Anfang Juni 1947 wurde sie nach Cranz versetzt. Sie kam sich verabschieden, und versicherte mir, daß wir Deutsche in einiger Zeit ausreisen dürften. Es war ein bißchen unglaubwürdig, gingen doch schon längere Zeit diese Gerüchte um, und es tat sich nichts. Wir erhofften es sehr, und sie sollte etwas später Recht haben. Von meinen Büchern durfte sie sich aussuchen und mitnehmen, was sie wollte Ein paar Exemplare besorgte ich ihr noch von Pfarrer Jänickes, die die Leihbibliothek der Gemeinde von Umzug

zu Umzug mitnahmen. So bekam sie unter anderem auch das Buch, geschrieben von Selma Lagerlöff, von der Reise des kleinen Nils Holgerson mit den Wildgänsen. Sie war übergücklich, hatte sie doch einen Teil ihrer Kindheit und Jugendzeit mit den Büchern zurück erhalten, wie sie mir versicherte.

Der Abschied fiel uns beiden ein bißchen schwer, hatte sich doch in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft etwas wie Freundschaft entwickelt. Zu gerne wüßte ich, was aus ihr geworden ist. Ob sie wieder zurück nach Petersburg gezogen ist, oder ob sie noch in unserer alten Heimat wohnt? Vielleicht lebt sie auch nicht mehr, denn es sind 55 Jahre ins Land gegangen.

Auf einer unserer ersten Reisen in die Vergangenheit hörte ich von einigen Palmnickern, daß sie in dem schrecklichen Hungerwinter einige deutsche Frauen, die noch kleine Kinder hatten, mit Lebensmittel unterstützt hat, damit die Kleinen nicht verhungern mußten.

Theodor Fontane

Trost

Tröste dich, die Stunden eilen,
Und was all dich drücken mag,
Auch das Schlimmste kann nicht weilen,
Und es kommt ein andrer Tag.

In dem ew`gen Kommen, Schwinden,
Wie der Schmerz liegt auch das Glück,
Und auch heitre Bilder finden
Ihren Weg zu dir zurück.

Harre, hoffe, nicht vergebens
Zählst du der Stunden Schlag:
Wechsel ist das Los des Lebens,

Und es kommt ein anderer Tag.

6. Teil **Heimat Großheidekrug heute** **Aus verschiedener Sicht**

Siegfried Zibner, Großheidekrug

Alle (drei) Jahre wieder (Auszüge aus dem Reisebericht von 2000)

1994 und 1997 waren wir schon in Nordostpreußen. Man sollte es nicht glauben, es waren tatsächlich schon wieder drei lange Jahre ins Land gezogen. Nu wur dat ober wedder Tid, wie musste doch mol wedder kikke fohre.

Stadtrundfahrt in Königsberg: Wenn man dem Gejammer unserer Reiseleiterin Glauben schenken will, so wird alles immer schlechter. Sie gab sich als Lehrerin aus. Hoffentlich gibt sie ihren Pessimismus nicht an ihre Schüler weiter. Doch als wir dann dem jungen Mädchen im kleinen Museum im Friedländer Tor zuhörten, keimte wieder Hoffnung auf. Die jungen russischen Menschen haben hier Relikte aus deutscher Zeit ausgestellt, die sie selber entweder ausgegraben oder gesammelt haben, wie z.B. alte Straßenschilder, Reklametafeln. (Aus gutem Grund ist Juno rund, Bierflaschen der alten Königsberger Brauereien und vieles mehr. So hat man überall den Eindruck, daß es die Jüngeren sind, die das Heft in die Hand nehmen.

Die Alten scheinen mit der wirtschaftlichen Entwicklung große Schwierigkeiten zu haben. Mit dem Dom geht es stetig bergan. Wir sahen auch den kleinen Dombaumeister, der geschäftig herumlief. Der vordere Bereich ist schon wie ein kleines Museum hergerichtet. Und immer wieder Immanuel Kant. Man kann fast annehmen, dass die Russen ihn für sich vereinnahmen wollen, so wie die Polen es mit Nikolaus Kopernikus getan haben.

Nach Großheidekrug

Mittwoch war es dann endlich so weit. Also auf nach Großheidekrug.. Ja, Valentina wartete schon. Wir wurden ins Haus gebeten. Zum ersten Mal nach 55 Jahren betrat ich das Haus, in dem ich geboren wurde. Was werde ich wohl

empfinden?

Mein Wunsch, das Innere des Hauses kennenzulernen, hatte sich erfüllt. Darüber habe ich mich sehr gefreut, aber innerlich war ich ganz ruhig. Wie sollten denn auch große Gefühle hochkommen, ich konnte mich ja an fast nichts erinnern. Wo war der große Kachelofen, von dem Mutter immer gesprochen hatte, wo der große Stall mit der Waschküche, in der man im Sommer immer gelebt hatte? Wo die vielen Kirschbäume, der weiße Holzzaun, der große Boden? Das gab es alles nicht mehr, von Mutters Beschreibungen ist nicht viel übrig geblieben. Der Kachelofen war einer Zentralheizung gewichen, im heute nur noch kleinen Stall gab es keine Waschküche mehr. Nur als Valentina mir einen Blick in den Keller gestattete, sie öffnete eine Fußbodenklappe in der Küche mit der Bemerkung alt, berührte es mich eigentümlich. Hier sah ich Einmachgläser, und mir war, als stünden sie noch da, so wie vor 55 Jahren.

Die Wohnung besteht heute aus einem kleinen Giebelvorbau (der Eingang wurde also verlegt), einem Bad, einer Küche, sowie Wohn- und Schlafzimmer. Das muß für vier Personen reichen. Alexander hat inzwischen auch eine Warmwasserversorgung eingebaut, worauf er selbstverständlich sehr stolz ist.

Wir nehmen im Wohnzimmer Platz. Ein überreichlich gedeckter Tisch. Valentina, wer soll das alles essen und trinken? Die Zungen lösten sich schnell bei finnischem Wodka und Danziger Goldwasser. Dazwischen immer wieder Trinksprüche: auf die Freundschaft, für Frieden usw. Damit der Kopf klar bleibt, zwischendurch Grüner Tee. Alexander zeigte uns dann auch noch die Familienbilder. Die Zeit lief wie im Flug. Valentina führte uns in den Garten, in dem sogar Auberginen in einem Erdbeet gediehen. Tomaten, Kartoffeln, Gurken, Dill und einiges mehr waren angepflanzt. Ein böse dreinblickender Hund bewachte das Ganze. Dass er uns nicht kannte, hat er deutlich gezeigt. Wehe dem Dieb!

Wir machten dann noch einen kleinen Rundgang durchs Dorf. Ein Anlaufpunkt war auch das Denkmal. Eine leere Wodkaflasche stand auf den Stufen. Alexander ergriff sie und warf sie fort. Der Text auf dem Gedenkstein war schon schwer lesbar. Weiter ging es zum Haff. Es lag still und sonnig vor uns. Haus Prusa stand einsam und verlassen da. Eine Herde Kühe wurde ins Dorf getrieben und auf die einzelnen Besitzer verteilt.

Der Abflug sollte um 13.30 Uhr erfolgen. Um 16.30 hoben wir ab. Drei Stunden in der stickigen Halle verbracht. Alexander und Yuri haben so lange draußen gewartet, bis wir abgeflogen sind. Ich sehe die beiden noch winkend vor mir. Ostpreußen ade, aber nicht für immer. Wir kommen wieder!

Aus Mitteilungen vom 21.4.1998

Zustandsbeschreibung Nordostpreußens

Im Lande sind 940000 Russen, Ukrainer Belorussen, Balten und Rußlanddeutsche. Die Bevölkerung lebt ärmlich. Ganze Gesellschaftsklassen vegetieren dahin. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 25 Prozent in der Stadt und 50 Prozent auf dem Land. Nur jeder zweite Jugendliche hat einen Job. Seit sieben Jahren sinkt die Industrieproduktion. Sie liegt gegenüber dem Jahr 1971 nur noch bei 40 Prozent. Die Renten sind klein.

Nordostpreußen ist fest in den Klauen einer Mafia, die mit der altkommunistischen Administration wie dem Militär verbandelt ist. Sie und ein Segment von 15 Prozent der Bevölkerung zählen zu den Profiteuren der neuen postsowjetischen Zeit. Die Reichen erzielen astronomische Einkommen. Sie haben sich in den Königsberger Vororten Villen fein eingerichtet und lassen sich in deutschen Edellimousinen chauffieren.

Hunderte Prostituierte bevölkern die Straßen und Hotels

Kaliningrads. Es gibt dort 6000 Drogensüchtige. Hier werden Rußlands höchste AIDS- und Syphilis-Raten registriert."

Wolfgang Köck, geb. in Schleswig Holstein,
Sohn von Gerhard Köck, Widitten

Bericht von einer Reise in das Königsberger Gebiet im Frühjahr 1994

Ostpreußen - das war für mich stets ein mystisch-märchenhafter Ort, ein ganz und gar nicht wirkliches Land; existent nur durch die Erzählungen meines Vaters von Pferdeschlittenfahrten, Eissegeln, Elchbegegnungen und anderes mehr, das die Phantasie angeregt hat. Das Ostpreußenlied vom Land der dunklen Wälder und der kristallinen Seen tat ein übriges, um die Gedanken auf Geheimnisvolles und naturmystisches zu lenken. Nur, daß man dieses verlorene Land tatsächlich einmal würde sehen können, schien unwahrscheinlich.

Nach Flucht und Vertreibung 1945 blieb Ostpreußen jahrzehntelang eine terra incognita. Was den russischen Teil angeht, das sogenannte Königsberger Gebiet, so konnte er erst nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Welt bereist werden. Auch in unserer Familie wurde die verlorene Heimat des Vaters nun mehr und mehr zum Thema. Bis es dann im Frühjahr 1994 tatsächlich etwas wurde mit den Reiseplänen.

Die ganze Familie begab sich auf eine Kurzreise ins Kaliningradskaja Oblast, um die Orte, die bislang nur in unseren Köpfen lebten, mit eigenen Augen zu sehen. Kaliningrad, benannt nach Michael Kalinin, einem engen Weggefährten Stalins, der nach Auskunft unserer russischen Reiseleiterin unter anderem für den Aufbau des GULAG-Systems verantwortlich war und niemals die Stadt seines Namens betreten hat, war genauso wie das umliegende Gebiet jahrzehntelang ein für den Westen verbotener Ort.

Der Heimweh-Tourismus

Nach der Öffnung hat sich ein schwunghafter Heimweh-Tourismus entwickelt, allerdings darf man daran zweifeln, daß dieser Tourismus von Dauer ist. Wer seine Wurzeln sucht, wird ein- bis zweimal kommen, aber ein Urlaubsgebiet ist das Ganze nicht. Folgerichtig verzeichnen die Reiseveranstalter für dieses Jahr schon deutlich rückläufige Besucherzahlen.

Lediglich die ehemals berühmten Badeorte Cranz und Rauschen

dürfen sich wohl Hoffnung machen, auch zukünftig einen Platz im Ostseeküsten-Tourismus behaupten zu können. Insbesondere gilt das für Rauschen, das einen romantischen Charme besitzt? eine kleine Stadt im Wald, nahe der Düne mit interessanter, erfrischender Bebauung aus der Vorkriegszeit, die nahezu unverändert erhalten ist und sich wohltuend von dem sozialistischen Wohnungsbau-Einerlei abhebt.

Die Seebäder Rauschen und Cranz

Rauschen ist auch von den Russen als Erholungs- und Kurort genutzt worden. Hier befinden sich einige Sanatorien, eine Reihe von Ferienheimen und einige Hotels.

Der Rauschener Luft werden besondere Eigenschaften zugesprochen. Hier soll der Himmel blauer sein als sonstwo? Ich kann das nur bestätigen. Cranz hat demgegenüber zwar den schöneren Strand mit feinem Sand, allerdings keine Steilküste, wie sie an der Bernsteinküste und Rauschen zu finden ist. Aber als Stadt ist sie nicht so schön anzuschauen. Die Uferpromenade ist wuchtig einbetoniert worden.

Die ehemaligen mondänen Hotels an der Promenade sind Ruinen, stehen aber noch meist an ihrem Platz. Wer Geld hat und risikobereit ist, könnte daraus etwas machen, zumal die Nähe zur Kurischen Nehrung verlockend ist.

Investoren werden allerdings zunächst mit der Kaliningrader Mafia verhandeln müssen. Selbst diesen Erholungsorten fehlt es noch an elementarer Infrastruktur. Es gibt kaum Hotels und wenig Restaurants.

West-Tourismus Zentrum Kaliningrad

In Kaliningrad konzentriert sich der West-Tourismus auf zwei oder drei Hotels und auf zwei große Hotelschiffe, ehemalige Wolgakreuzfahrtschiffe, die am Pregelufer am ehemaligen Packhof, in unmittelbarer Nähe der einstmals berühmten Reichsbahnbrücke liegen. Die Brücke war früher eine Drehbrücke, die als technisches Wunderwerk galt, heute ist sie durch eine einfachere Hebebrücke ersetzt. Für uns waren Kabinen auf der »Baltcompany« reserviert. Christian Graf von Krockow hat dieses Hotelschiff in seinem neuen Buch Begegnung mit Ostpreußen gnadenlos verrissen ("diese Herberge ist ein Albraum"), so daß wir das Schlimmste erwarteten. Staltdessen

entpuppte es sich als ein ordentliches Hotel, in dem man gut versorgt wird und unbehelligt nächtigen kann.

Die Mafia

Bei den internationalen Hotels floriert das Taxi-Geschäft, das eine Mafia-Einrichtung par excellence zu sein scheint; denn nur über die zentrale Vermittlung auf den Schiffen ist die lukrative Taxi-Beförderung von West-Gästen möglich. Für diese "Vermittlungsleistung" muß jeder Taxifahrer 50% seiner Einnahmen abführen. Der Preis ist zentral festgelegt, zur Zeit 20 DM pro Stunde. Was diese Summe bedeutet, kann man erst ermesen, wenn man weiß, daß das durchschnittliche Monatseinkommen bei etwa 150 DM liegt.

Der Taxifahrer trägt alle Risiken. Er muß den Wagen stellen, den Sprit besorgen, die Haftpflicht zahlen usw. Trotzdem würde es niemand wagen, ohne die Vermittlungsleistung auf eigene Faust den Taxidienst in Nähe der Schiffe oder Hotels anzubieten. Wahrscheinlich bietet das System allen beteiligten Vorteile. Die Mafia hält das Preiskartell aufrecht und bringt ausscherende Einzelne zur "Vernunft".

Ähnliche Strukturen soll es in anderen Wirtschaftsbereichen geben. So ist der Gütertransfer wegen der besonderen Lage der Region zu einem bevorzugten Feld entsprechender Aktivitäten geworden. Ein solches System bringt eine Reihe von Millionären hervor. Am Stadtrand entstehen eindrucksvolle Villen als sichtbares Zeichen neuen Reichtums; ganz sicherlich gehören die Taxivermittler zu den Bauherren.

Auffallend ist das Aufblühen kleiner und kleinster Handelsgeschäfte, die ohne nennenswertes Kapital auskommen. Schlicht aus dem geöffneten Kofferraum heraus werden Cola, Fanta und Schokoladenriegel angeboten.

Kaliningrad - Königsberg

Die Stadt macht einen verheerenden Eindruck. Das gesamte Zentrum ist im Krieg, insbesondere 1944 durch englische Luftangriffe nahezu vollständig zerstört worden. Den Rest besorgte sowjetische Artillerie im Frühjahr 1945, weil Königsberg unsinnigerweise zur "Festungsstadt" erklärt worden ist und unbedingt verteidigt werden sollte: Der Wiederaufbau fand mit der Planierraupe statt.

Die historische Altstadt nördlich des Pregel ist nahezu eine einziges

"Hoyerswerda", eine Aneinanderreihung schlichter vier- bis sechstöckiger Wohnbauten, unterbrochen immer wieder von Schuttresten und Grünflächen. Breite Straßen und eine wohl von verwirrter Planerhand ersonnene Hochstraße komplettieren das deprimierende Bild. Der Gipfel ist die Neubauruine des "Rätehauses", im Volksmund schlicht "Monstrum" genannt, die den Schloßplatz "ziert". Die Ruine des Königsberger Stadtschlusses wurde trotz mutiger Proteste einiger Hundert Kaliningrader auf persönlichen Befehl von Breschnew gesprengt, der "faule Zahn" einer vergangenen Gesellschaftsepoche entfernt.

Reste der Stadt In den Außenbezirken

Erst auf den zweiten Blick erkennt man, daß trotz aller Zerstörung Königsberg nicht völlig ausgelöscht ist. Einen Eindruck des alten Königsbergs gewinnt man in den Randbezirken der Stadt. Die gutbürgerlichen Wohnviertel Amalienau, Ratshof und Hufen sind zumeist erhalten, wenn auch renovierungsbedürftig. In den Villen, die ehemals wohl von hohen Militärs, Kaufleuten und Professoren bewohnt wurden, wohnen heute meist drei oder vier Familien, die sich je ein bis zwei Zimmer teilen. Die Wohnungsnot ist nach wie vor groß. Zahlreiche Villen werden auch als öffentliche Gebäude, als Kindergarten oder ähnliches genutzt.

Erhalten ist auch der innere Festungsring, der für deutsche Städte verhältnismäßig spät, nämlich erst nach 1918 "entfestigt" wurde; die Wallanlagen sind damals - ähnlich wie in Bremen - zu einer Parklandschaft geworden oder dienen der Eisenbahn. Im westlichen Wallgraben laufen die Bahngleise vom Haupt- zum Nordbahnhof. Die Bastionen dieses Ringes, der im 17. Jahrhundert entstanden ist und die historische Altstadt aus den Teilen Altstadt, Löbenicht und Kneiphof umrahmt, stammen wohl aus dem 19. Jahrhundert und waren Teil eines gewaltigen Festungswerkes des preußischen Militärs; sie werden heute zum Teil von der Armee oder als Vorratslager verwendet.

Der äußere Festungsring mit zwölf Forts, der der Stadt vorgelagert war und ebenfalls im 19. Jahrhundert errichtet worden ist, ist heute kaum mehr zu erkennen, sieht man von "Fort V" ab, das heute eine Art "Heldengedenkplatz" ist und ein martialisches Denkmal zur Erinnerung an die Eroberung Königsbergs bekommen hat.

Der 1929 errichtete Hauptbahnhof, dessen Innenhallengestaltung schon stark an nationalsozialistische Architekturideale erinnert, sowie der 1930 eröffnete Nordbahnhof sind erhalten geblieben. Gleiches gilt für einige Stadttore (Brandenburger, benannt nach dem kleinen Brandenburg am Frischen Haff, Roßgärter, Königstor, Sackheimer und Friedländer), die im 19. Jahrhundert in den inneren Festungsring einbezogen wurden, sowie für die Stadthalle, die Eingangsbereiche des Tierparks und der 1920 eröffneten Deutschen Ostmesse, der allerdings von einem monumentalen Lenin-Standbild geprägt wird. Hier am ehemaligen Hansaplatz war nämlich das Aufmarschgelände des sowjetischen Kaliningrad.

Die Luisenallee im Stadtviertel Hufen beeindruckt durch vollständig erhaltene Bebauung und einen hochgewachsenen Baumbestand. Wenn es im heutigen Kaliningrad so etwas wie Urbanität gibt, dann dürfte sie am ehesten um den Nordbahnhof/Hansaplatz herum und in den nordwestlich angrenzenden Stadtvierteln zu finden sein. All dies kann aber nicht das Bild des Jammers auf wiegen, das sich unweigerlich einstellt, wenn man in das ehemalige Stadtzentrum zurückkehrt und dieses mit historischen Fotografien vergleicht.

Unsere Reiseleiterin erzählte uns, daß sich erst in den letzten zehn Jahren so etwas wie eine Identifikation der Bürger mit dem Raum, in dem sie leben, eingestellt hat. Heute, so berichtete sie, wird intensiv nach Spuren gesucht und eine Auseinandersetzung mit der Geschichte betrieben, die 1947 mit der Zwangsaussiedlung der noch verbliebenen Deutschen und der Auslöschung der Ortsnamen, die durch zum Teil nichtssagende Namen wie etwa Komsomolskoje (Peyse), Soldarskoje, Sowchosnoje oder V'smorje (= die Küste - Großheidekrug) ersetzt wurden, abgeschnitten werden sollte.

Dabei wird erkannt, daß Kaliningrad keine Neugründung auf grüner Wiese ist, sondern viele hundert Jahre Königsberg war. Der aus allen Teilen Rußlands zusammengewürfelte Haufen, der hier ab 1946 angesiedelt wurde, brauchte wohl diese Zeit, um heimisch zu werden und dadurch ein Gespür für das Vergangene zu entwickeln.

Nach Widitten

Das Hauptziel unserer Reise war allerdings nicht Königsberg

sondern der Besuch Widittens, des Heimatdorfes meines Vaters. Widitten (Idjewskoje) liegt an der ehemaligen Reichsstraße 131, die in relativer Nähe zum Frischen Haff von Königsberg nach Pillau führt. Etwa auf halber Strecke zwischen den beiden Städten, dort wo die Samlandküste eine große Nase ins Haff hinein bildet, findet sich das Dorf. Hier kann man die Reichsstraße verlassen und in die Nase hinein nach Zimmerbude, einem ehemals kleinen Fischerdorf abbiegen, das heute eine Industriestadt ist.

Widitten war einstmals ein Bauerndorf. Entlang der Reichsstraße standen Gehöfte und Landarbeiterhäuschen, entlang der Landstraße Richtung Zimmerbude waren einige Fischerhäuser. Dieser Dorfteil bekam daher den Namen "Fischerend".

Mit Hilfe eines alten Dorfplanes, den ein ehemaliger Widitter vor Jahren gefertigt hatte, ließen sich Kontinuität und Wandel gut feststellen. Die meisten der Häuser standen noch, wenngleich in meist bedauernswertem Zustand. Nahezu durchgängig sind die alten Pfannendächer durch silbrige Wellblechdächer ersetzt worden. Einige neue Häuser sind hinzugekommen und eine ganze Reihe hüttenähnlicher Behausungen. In den Wohnhäusern der ehemaligen Gehöfte wohnen regelmäßig mehrere Familien. Die Wohnungssituation ist auf dem Lande nicht besser, als in der Stadt.

Als ich vor knapp zwei Jahren im polnischen Teil Ostpreußens war und dort über die Dörfer fuhr, schien es mir wie eine Rückkehr in die Vorkriegszeit. Es überwogen romantische Assoziationen, ausgelöst etwa durch die Landbewirtschaftung mit Pferden, kleinen Feldern, alten Häusern, die zwar ebenfalls teilweise renovierungsbedürftig schienen, durchgängig aber nicht den Eindruck von Verwahrlosung und Elend vermittelten.

Die Landwirtschaft

Im Kaliningrader Gebiet dagegen gibt es Landbewirtschaftung kaum, sieht man von den Schrebergärten ab, die in der gesamten Königsberger Region eine eminent wichtige wirtschaftliche Bedeutung haben. Jeder Bewohner der Kaliningradskaja Oblast kauft pro Monat nur 300 gr Gemüse hinzu, das ist verschwindend wenig. Nahezu alles wird in den Kleingärten für den Eigenbedarf produziert.

Das ehemalige Köcksche Wohnhaus reiht sich nahtlos in das

triste Bild ein. Scheune und Viehstall sind verschwunden, lediglich die Fundamente verraten noch deren alten Standort. Das Haus selbst hat ein Wellblechdach und insgesamt einen niedrigeren Dachstuhl, wie einige andere Häuser auch. Offensichtlich hat das Dorf in den letzten Kriegstagen noch gehörig was abbekommen; denn der Weg nach Pillau war bis zuletzt umkämpftes Gebiet. Die Kleinstadt Fischhausen, in strategisch wichtiger Lage wenige Kilometer vor Pillau, ist noch Mitte April 1945 vollständig zerstört worden.

Das Köcksche Haus wird heute von drei Parteien bewohnt. Der Eingangsbereich ist deshalb völlig verändert worden, gleiches gilt für eine Reihe von Mauern im Hausinnern. Das Treppenhaus ist verschwunden; gleichzeitig sind eine Reihe von schachtelartigen Anbauten entstanden. Jede Partei hat ihren Bereich des Hauses auf diese Weise ein wenig ausgedehnt. Eine Leiter, die von außen an das obere Fenster des Hausgiebels gestellt ist, dient offensichtlich als Treppenersatz.

Der Obstgarten ist vollständig erhalten und beherbergt mittlerweile stattliche Bäume. Von den vier Bäumen, die vor dem Haus standen, sind zwei übriggeblieben. Sie ragen mächtig über das Gebäude hinaus. Am Standort der alten Scheune stehen nun hüttenartige Behausungen, wie man sie von Dritte-Welt-Reportagen her kennt. Vermutlich handelt es sich dabei nicht lediglich um Schrebergartenhäuschen, sondern um bewohnte Hütten. Die ehemaligen Äcker rings um das Gehöft sind entweder mit Hütten oder kleinen Häusern bebaut oder haben sich in ansehnliche Birkenwäldchen gewandelt. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit.

Haff und Seekanal

Vom Fischerend aus kann man schon das Haff sehen, genauer gesagt den Königsberger Seekanal. Durch einen Damm, der durch das Ausbaggern entstanden ist, ist er vom übrigen Haff getrennt. Auf diesem Damm sind mittlerweile hohe Bäume gewachsen.

Wenige Kilometer weiter nach Zimmerbude zu ist eine Hafenanlage entstanden, die einen sehr heruntergekommenen Eindruck macht. Hier soll eine Erdöl-Raffinerie entstehen; denn der Öltransfer von Rußland in die Königsberger Region ist durch die neuen Grenzen äußerst kompliziert geworden, zumal jedes

Land und jeder Geschäftemacher daran mitverdienen will. Die ehemaligen Fischerdörfer am Nordufer des Frischen Haffs, Großheidekrug und Zimmerbude haben ihren ursprünglichen Charakter völlig verloren. Der alte Hafen von Großheidekrug liegt verlassen da. Fischfang wird jetzt natürlich industriell betrieben, vornehmlich von Zimmerbude aus.

Insgesamt sind die Veränderungen im Süden der Samlandküste (am Nordufer des Frischen Haffs) im Vergleich zum Norden ganz erheblich. Das hängt einerseits mit dem Krieg zusammen, andererseits mit der für die Industrialisierung günstigen Lage am Königsberger Seekanal.

Im Norden herrscht noch Landwirtschaft vor; die Landschaft behält dadurch ihr typisches Gepräge. Bezeichnend war folgende Beobachtung: Auf der Fahrt von Königsberg nach Pillau (44km) war kein einziges Storchennest zu sehen. Entlang der nach Norden führenden ehemaligen Reichsstraße 134 nach Rauschen (38 km) zählten wir 20 bewohnte Nester.

Dort sahen wir auch wieder Pferd und Wagen bei der Feldbestellung, Teilflächen sind wohl privatisiert worden. Hier scheinen die Dörfer mehr Ursprünglichkeit vom alten Ostpreußen bewahrt zu haben, von vorkriegslicher Lebensart.

Welche Zukunft hat das Land? Es wird als Experimentierfeld gehandelt, von Freihandelszone ist die Rede. Die Investoren werden auch dort nicht Schlange stehen. Und sollte man es diesem Gebiet wirklich wünschen? Würde dann nicht gerade das, was uns anrührt, der Blick in eine Lebensart verloren gehen, wie sie vor dem Kriege war?

Wird es für die Deutschen je wieder eine ostpreußische Zukunft geben? Von den Wolgadeutschen, die seit nahezu 200 Jahren in Rußland lebten und von Stalin entwurzelt wurden, will ich hier nicht reden. Und die Vertriebenen sind alt, ihre Nachkommen haben anderes im Sinn. Und selbst wenn dies nicht so sein sollte, behält Siegfried Lenz wohl recht, wenn er in seinem Ostpreußenbuch »Heimatismuseum« seine Protagonisten, die sich nach der Flucht in Schleswig Holstein eingerichtet haben, sagen läßt:

"Aber wir missen doch zurück, Siechmunt, wir missen, weil alles auf uns wartet: die Bäume und Seen und der Schloßberg und die Felder und der alte Fluß, der die Flöße trägt. - Nein Simon, sagte ich,

wir werden nicht mehr erwartet dort in Lucknow; die anderen, die uns hätten erwarten können, es gibt sie nicht mehr. Kein Laut, der dich erinnert, kein Gesicht, das aufglänzt bei deinem Anblick, keine Hand, die unentrinnbare. Beziehungen erneuert, weil die anderen fort sind, verschollen und versunken, darum wird es den Augenblick nicht geben, auf den du hoffst.

Gerhard Kosemund

Konsulat in Kaliningrad / Königsberg

Nach mehr als zehnjährigem Tauziehen zwischen Berlin und Moskau ist Deutschland wieder im früheren Königsberg präsent. Das russische Außenministerium hat die offizielle Zulassung, die Exequatur, für den ersten deutschen Generalkonsul in der Ostsee-Exklave erteilt: Cornelius Sommer, zuletzt Botschafter in Helsinki. Der Diplomat ist seit Anfang Januar bereits auf Suche nach einem Dienstgebäude im heutigen Kaliningrad und will seine Vertretung nächsten Monat eröffnen. Er muß, wenn die Visa-Erteilung im Sommer beginnt, mit enormem Andrang rechnen: Kaliningrader, die nach Deutschland reisen wollen, konnten ihre Anträge bisher nur bei der Vertretung der Hamburger Handelskammer stellen oder mußten sich nach Moskau oder St. Petersburg bemühen.

Bald nach dem Zerfall der Sowjetunion hatte sich die Bundesregierung für ein Konsulat in der Stadt stark gemacht, der Kreml jedoch blockte ab. Selbst Andrej Kosyrew, Jelzins westlich gesinnter Außenminister, warnte noch 1994 vor einem neuen germanischen Drang nach Osten der angeblich Wunsch der Deutschen nach einem Sonderverhältnis mit Kaliningrad sei eine glatte Unverschämtheit. Inzwischen haben neben Polen, Lettland und Litauen auch Schweden und Dänemark Diplomaten nach Kaliningrad entsandt. Vor dem Krieg, als die Kant-Heimat Königsberg die weltoffene Metropole Ostpreußens war, gab es dort 13 Konsulate, darunter Vertretungen der UdSSR, der USA, Japans und selbst Guatemalas.

Hellmut Hanemann, Widitten

Rußlands Bestes

Als wir im Sommer (1993) aus Kaliningrad Besuch bekamen, überreichte er uns als Gastgeschenk u.a. eine Steingutflasche, auf deren Etikett neben vielen Medaillen: Rigas Melnais Balzam 45% in kyrillischer Schrift zu lesen war. Die Flasche war mit Siegelack versiegelt, und unser Besucher betonte, das wäre das edelste und beste Getränk, das in Rußland zu haben sei, und er verdrehte die Augen dabei.

Gestern hatte ich Gäste und wollte als besonderen Gag russischen Balsam anbieten. Nachdem ich den Siegelack abgeklopft hatte, erlebte ich die erste Überraschung: An Stelle eines Korkens zog ich ein Stück einer russischen Zeitungsseite aus dem Flaschenhals. Die zweite Überraschung kam mit dem ersten Schluck der klaren Flüssigkeit - es war abgestandenes Wasser! Das Beste, was es in Rußland gibt!!

In unseren Geschichten erinnern wir uns gern, wie es ZUHAUSE war. Und das ist gut so, besonders unsere hier im Westen geborenen Kinder und Enkel werden irgendwann fragen, wie es früher damals in Ostpreußen war und es bedauern, wenn sie wenig davon erfahren. Und auch das Interesse der jetzigen Bewohner an den Geschichten und der Geschichte ihrer jetzigen Heimat ist sehr groß.

So sollten auch wir uns vielleicht für die Umstände interessieren, warum die Bewohner dorthin kamen, und wie sie jetzt leben.

*Frau **Olga Suworowa** wohnt in Wsmorje/Grossheidekrug und arbeitet als Deutschlehrerin in Kaliningrad/Königsberg am Gymnasium Nr 1, der besten Schule der Stadt. Die Schule ist die ehemalige Burg-Oberrealschule, auf die mein Bruder Hellmut seit 1938 ging. Bei jeder Reise nach Königsberg/Kaliningrad besucht er seine ehemalige Schule und erzählt viel lobenswertes von ihr. Für den Besuch dieser Schule müssen die Eltern ein relativ hohes Schulgeld zahlen.*

Siegfried Hanemann

Olga Suworowa, geb in Leningrad, jetzt Wsmorje

Wie lebt man heute in Vsmorje?

Ich habe schon lange darüber nachgedacht, einen Artikel für den Heimat Boten zu schreiben. Jetzt weiß ich genau, wofür sich die Heimat Boten-Leser am meisten interessieren. Leider war ich fast einen ganzen Monat krank, ich hatte Lungenentzündung. Und noch jetzt bin ich nicht ganz gesund. Aber ich werde unbedingt diesen Artikel schreiben. Leider hatte ich während meiner Krankheit keine Möglichkeit mit den Schülern unseres Gymnasiums in Verbindung treten, die im November 2001 in Kiel waren. Ende der Woche kehren sie schon zurück, schade.

Seit ich die Heimat Boten lese, schaue ich auf unser Dorf mit anderen Augen und denke ständig daran, wie es hier vor dem Krieg und während des Krieges war. Und nur jetzt glaube ich, dass für ehemalige Bewohner Grossheidekrugs unser Leben und unsere Gedanken interessant sind. Nur jetzt sage ich, obwohl ich schon lange viele Freunde in Deutschland habe. Und darum möchte ich ein wenig über unsere Familie und über mich selbst erzählen.

Unsere Familie

Bei uns in Russland wird heutzutage angenommen, dass solche Familie, wie unsere, kinderreich ist. Wir haben vier Kinder. Unser Sohn Alexandr ist 19 und studiert in Moskau, er wird Offizier. Unsere älteste Tochter Anna ist 18 und studiert in Sankt-Petersburg in der waldtechnischen Akademie, sie beschäftigt sich mit Floristik. Unsere mittlere, Antonina, ist 15 und lernt im Lyzeum. Sie ist Sportlerin und betreibt Cleben (Climbing). Die kleinste, Darja ist zehn und lernt im Gymnasium, wo ich arbeite. Mein Mann Alexandr ist 43 und in Leningrad geboren. Er ist Mechaniker von Beruf und arbeitet sein ganzes Leben als Mechaniker am Schiff. Darum ist er ganz selten zu Hause und immer unterwegs. Wir sind schon 23 Jahre verheiratet, aber echt zusammen waren wir insgesamt zehn Jahre. Seine Eltern sind leider schon gestorben.

Ich selbst bin auch im ehemaligen Leningrad 1960 geboren.

Meine Eltern verloren während des Krieges alle ihre Eltern und Verwandten. Meine Mutter erlebte die schreckliche Blockade in Leningrad. Und nach dem Krieg wuchsen sie beide in Kinderhäusern auf. Darum begannen sie ihr gemeinsames Leben von Anfang an ohne Eltern und ohne Unterstützung.

Ich bin das einzige Kind in unserer Familie. Und ich bin diesen einfachen Menschen dankbar, dass sie sich bemühten, mir eine gute Bildung zu geben. Ich lernte in der Schule mit erweitertem Deutschunterricht. Das heisst zehn Jahre Deutschstudium. Wir studierten nicht nur Grammatik und Vokabeln, sondern auch sehr viel deutsche Literatur und technische Übersetzung. Leider gibt es heutzutage keine solche Schulen in Kaliningrad. Wir hatten damals viele Briefpartner und Kontakte aber leider nur mit der DDR.

Endlich habe ich die Möglichkeit, Ihnen wieder einen Brief zu schicken. Schon ist bei uns und bei Ihnen auch das Neujahr vorbei. So schnell läuft die Zeit! Das Wetter überreicht uns immer wieder neue Überraschungen. Schon den ganzen Monat liegt bei uns Schnee und taut nicht, das ist völlig ungewöhnlich.

Wir wohnen in Wsmorje schon fast 16 Jahre, aber ich kann mir nur einen solchen Winter 1986/87 ins Gedächtnis rufen. Den ganzen Herbst voriges Jahres hatten wir ununterbrochen Stürme und jetzt so viel Schnee und einen starken Schneesturm. Und ständig müssen wir mit unseren Töchtern Schnee schaufeln, damit man das Auto hinausfahren kann.

Keine 40-Stunden Woche!

Zu meinem Bedauern muss ich fast jeden Tag mit dem Auto nach Kaliningrad fahren. Unsere Schüler haben zur Zeit Winterferien vom 31. Dezember bis 13. Januar. Aber die Lehrer haben keine Ferien. So verhält sich die Sache an unserem Gymnasium aber nicht an allen anderen Schulen. Unser Gymnasium ist das einzige in Kaliningrad und eine der besten Schulen der Stadt. Darum werden hier sehr hohe Anforderungen an Schüler und Lehrer gestellt. Dort ist es sehr schwer und sehr verantwortlich zu arbeiten und zu lernen. Aber die Kinder der Lehrer können im Gymnasium kostenlos lernen. Und ich arbeite dort, damit unsere kleinste Tochter eine gute Ausbildung

bekommen kann.

Hier studieren die Kinder zwei Fremdsprachen, Weltkunstkultur, verschiedene Musikfächer. Dascha oder Dusja, wie wir sie liebevoll zu Hause nennen, studiert Vokalmusik. Offiziell wird sie Darja geschrieben, und so nennen sie die Lehrer auf dem Gymnasium auch.

Ich habe im Gymnasium 21 Stunden Deutschunterricht pro Woche in 7. und 8. Klasse, fünf Stunden pro Woche persönlichen Deutschunterricht und noch 18 Stunden pro Woche Arbeit in der Gymnasiumsbegegnung.

Ausserdem arbeite ich drei Stunden in der Woche im Studio der Volkskunst, ich unterrichte Frauen im Klöppeln, das ist mein grösstes Hobby.

Und dazu muss ich meine Tochter Antonina dreimal in der Woche abends nach dem Training aus Kaliningrad nach Hause holen. Mit dem Bus fährt sie insgesamt 1,5 Stunden und mit dem Auto 0,5 Stunde. Und sie muss noch abends Hausaufgaben machen.

Wie jede Mutter habe ich mit meinem Kind Mitleid. Und darum fahren wir mit den Mädchen um 7.30 Uhr los und kehren oft erst 20.30 Uhr nach Hause zurück. Im Winter müssen wir noch den Kessel mit Kohlen heizen.

Die Sportart, mit der meine Tochter Antonina (zu Hause Tonja oder Toschka) sich beschäftigt, heisst in deutsch Klettern. Im Winter trainieren sie in Hallen und im Sommer auf Felsen auf der Krim. Die besten Resultate zeigt sie in Bouldering, das sind sehr kurze und sehr schwierige Trassen. Im letzten Sommer nahm sie in Österreich an den Junioreuropa- und Weltwettbewerben in der Nationalmannschaft Russlands erstmals teil und nahm den 6. Platz in der Welt. Dann fuhr sie mit der Kaliningrader Auswahlmannschaft zur Pokalrunde in Italien und dort nahm sie den 1. Platz ein. Und später im August fuhr sie zum Schwarzen Meer, um an Felsen zu trainieren und im Wettbewerb <Pokal der Freundschaft> teilzunehmen. Und so weiter und so fort...

Lernen, Training, Wettbewerbe und wieder Lernen. Mein ganzes Leben besteht aus Abschied nehmen und wieder Treffen mit meinem Mann und meinen Kindern. Meine lieben Kinder sind so unterschiedlich und begabt! Ich kann lange über sie erzählen, denn ich bin sehr stolz auf sie und mein Mann auch.

Lieber Herr Siegfried! Sie machen eine so wichtige Sache, eine Brücke von den ehemaligen zu den heutigen Bewohner des Kaliningrader Gebiets! Das ist sehr wichtig, und ich bin Ihnen dankbar. Sie halfen mir, es zu verstehen. Gerade vor Neujahr bekam ich den Heimat Boten. Natürlich war das die grösste Überraschung und das beste Geschenk zu Neujahr. Ich war unsagbar froh und las den Heimat Boten sofort von Anfang bis zu Ende, blitzschnell. Für mich war er sehr interessant, und besonders der Blick der Grossheidekrüger auf unsere Schule. Alle schimpfen auf unsere Schule (und teilweise haben sie recht darin), aber Sie sahen nur die beste und interessanteste Seite. Am meisten hatte Tatjana Afanasjewa Angst, wie Sie die Schule beschreiben werden. Aber alle bleiben zufrieden.

Und noch etwas. Dieses Schreiben nach Kiel macht mir viel Spass und ist für mich eine grosse Übung in der Sprache. Ich habe schon lange nicht so viel deutsch geschrieben und gesprochen. Im Gymnasium arbeite ich in diesem Jahr am meisten mit Anfängern.

Warum und wann nach Wsmorje?

Heute möchte ich erzählen, warum und wann wir nach Wsmorje übersiedelt sind. Bis 1985 wohnten wir im ehemaligen Leningrad, heutigen Sankt Petersburg. Aber wir träumten immer vom eigenen Haus, das sich nicht weit von einer grossen Stadt befindet und von vielen Kindern.

Daran waren, meiner Meinung nach, meine Eltern <schuld>. Erstens bin ich das einzige Kind meiner Eltern, zweitens waren in der Familie meiner Mutter 13 Kinder, und nach dem Krieg blieben nur vier leben, drittens liebte und kannte mein Vater sehr die Natur und <infizierte> auch mich. So wohnten wir in einer grossen Stadt, aber jeden freien Tag verbrachten wir auf dem Lande. Und wir begannen viel zu reisen und den Platz für unser Haus zu suchen. So verliefen drei Jahre.

Endlich las mein Mann in einer Leningrader Zeitung, dass für Kolchos Sa Rodinu in der Stadt Swetlij, im Kaliningrader Gebiet Mechaniker für Fischschereischiffe erforderlich sind. Damals hatte Alexandr Urlaub und fuhr sofort nach Kaliningrad. Nach ein paar Tagen kehrte er zurück und war sehr entschlossen. Ich bekam sehr gute Arbeit und ein Grundstück für einen Hausbau am Rand des Fichtenwaldes, und ich fahre zuerst allein weg. Ihr

müsst in Leningrad bleiben und warten. Das war am 5. Oktober 1984. Und ich wartete einen Monat.

Am 7. November nahm ich den kleinen Alexandr und kam in Swetlij an. In Leningrad lag damals schon Schnee, und es war zu kalt. Das Flugzeug kam spät in der Nacht nach Kaliningrad, und ich traf Alexandr nicht. Ich bekam schon zu dieser Zeit ein Zimmer im Wohnheim. Früh morgens sah ich im Fenster blühende Rosen und auf dem Blumenbeet eine Kuh und ein Pferd! Das war eine grosse Überraschung für mich. Wie komisch sahen wir in unseren Pelzmänteln aus, und überall blühten Rosen! Später zeigte mir Alexandr unser Grundstück. Die Natur gefiel mir sehr, und das Meer eroberte mich. Beruhigt flog ich nach Leningrad und begann schon, uns zur Übersiedlung vorzubereiten. Im Sommer 1985 fuhr ich mit klein Alexandr und Anna nach Swetlij, mein Mann war wie immer unterwegs.

Seit dem 22. März haben wir in der Schule eine Woche Ferien. Bei uns ist schon echter Frühling, die Schneeglöckchen blühen im

Garten. Vor kurzem hatte unser Sohn Urlaub und kam nach Hause, das war das größte Geschenk für mich. Und noch eine Freude bereitete uns unsere älteste Tochter. Ihre Erfolge im Studium sind so hoch, dass sie jetzt kostenlos in der Akademie lernt.

Am 5. Mai ist bei uns Ostern.

Aus der in Zimmerbude/Swetly erscheinenden Zeitung Kaskad, 2004
Übersetzung von Juri Eröjmin, Swetly

Putin genehmigte zwei Jubiläen

Das Wort Königsberg lässt man im Erlasse des Präsidenten unerwähnt.

Der Präsident Rußlands verabschiedete den Erlass über das Feiern der 60jährigen Entwicklung des Kaliningrader Gebiets und des 750jährigen Entstehens der Stadt Kaliningrad (im Sinne Königsberg).

Im Dokument kann man durchlesen:

Im Zusammenhang mit dem sich jährenden Jubiläum des Kaliningrader Gebiets (60 Jahre im Jahre 2006) und dem Jubiläum der Gründung der Stadt Kaliningrad (750 Jahre im Jahre 2005) und auch unter Berücksichtigung der historischen, politischen und kulturellen Bedeutungen dieser denkwürdigen Ereignisse beschließe (ich):

1.

Die Vorlagen der Staatsverwaltung des Kaliningrader Gebiets über das Feiern im Juli des Jahres 2005, Jubiläum der Gründung der Stadt Kaliningrad und im Juli des Jahres 2006, Jubiläum der Entwicklung des Kaliningrader Gebiets anzunehmen.

2. Die Regierung der Rußländischen Föderation muß nach der Vorweisung der Administration des Kaliningrader Gebiets bestätigen:

Die Zusammensetzung des Organisationskomitees für die Vorbereitung und die Durchführung des Feierns des Jubiläums der Entwicklung des Kaliningrader Gebiets (60 Jahre) und des Jubiläums der Gründung der Stadt Kaliningrad (750 Jahre) den Plan der Grundmaßnahmen, die mit der Vorbereitung und der Durchführung des Feierns der Jubiläen der Entwicklung des Kaliningrader Gebiets (60 Jahre) und der Gründung der Stadt Kaliningrad (750 Jahre)verbunden sind.

3.

Empfehlen den vollziehenden Organen der Rußländischen Föderation und den Organen der örtlichen Selbstverwaltung, an der Vorbereitung und der Durchführung des Feierns der Jubiläen der Entwicklung des Kaliningrader Gebiets (60 Jahre) und der Gründung der Stadt Kaliningrad (750 Jahre) teilzunehmen.

Es scheint, dass die Lage mit den Jubiläen vollkommen klar ist. Dass das Kaliningrader Gebiet fast 60 Jahre davor entstand, das keinem Zweifel unterliegt.

Aber niemand wird sich offensichtlich darüber einig sein, dass vor gut sieben Jahrhunderten eine Stadt existiert, die man bei Namen Kaliningrad nannte. Wobei nicht nur in Deutschland, wo man dessen gut eingedenkt ist, dass die Stadt, die 1255 entstanden war, Königsberg genannt wurde, sondern auch in der Bernsteinregion. Kann sein, es wäre wohlanständiger gewesen, wenn man spricht über das bevorstehende Jubiläum der Stadt Königsberg Kaliningrad. Ende Juni, als Putin nach Kaliningrad ankam, fragte man ihn während des Treffens in der Staatsuniversität über seine Beziehung zum Jubiläum Königsberg Kaliningrad. Wie äußerte sich der Präsident?:

Dazu ist kein Grund vorhanden, ein Geheimnis aus dem Jubiläum der Stadt zu machen, und dieses Ereignis zu verschweigen. Die Hauptsache ist, dass wir das Fest würdig, mit vereinten Kräften Rußlands und der Nachbarländer begehen werden.

Mit großem Bogen um den Hafen

Der seichte Kanal, der die Anlageplätze in Kaliningrad über das Frische Haff mit der Ostsee verbindet, soll auf 9,75 Meter vertieft und 80 Meter verbreitert werden. Von der Maßnahme erhofft man sich einen Ansturm ausländischer Schiffe auf den Hafen Kaliningrad. Für die Kosten - 22 Millionen US-Dollar - will bisher allerdings niemand aufkommen, am allerwenigsten der russische Staat...

In den ersten fünf Monaten des Jahres ist die Zahl der in den Kaliningrader Häfen abgefertigten Schiffe auf ein historisches Tief gesunken. Im Vergleich zum Vorjahreszeitraum fiel der Güterumschlag um 20 %. An dem miserablen Ergebnis ist auch der zu flache und zu enge Kaliningrader Seekanal schuld. Bei einer Tiefe von bis zu 8,50 Meter können ihn nur Schiffe mit einer Nutzlast unter 24 000 Tonnen passieren. Dabei ist die Nachfrage nicht eben gering. Der Haken ist nur: Viele Reeder ziehen Schiffe mit einer Nutzlast von 30000 Tonnen vor.

Ein Problem, das indes nicht erst seit gestern besteht. Schon vor 20 Jahren hatte die damalige Kanalverwaltung beim sowjetischen Ministerrat Fördermittel zur Kanalvertiefung beantragt. Moskau gab grünes Licht.

Doch mit Beginn der Perestrojka im Jahre 1985 war die unkomplizierte Subventionierung dann abrupt passe.

Die laufenden Kosten für den Kanal in seiner (Marathon-) Länge von 43 152 Meter betragen nach Angaben des für den Kanal zuständigen Administrationschefs Georgij Sebow 1,5 Millionen US-Dollar pro Jahr. Weitere Ausgaben kommen für die längst überfällige Ausbesserung des Wasserweges hinzu. Bei der letzten im Jahr 1924 hatten die Deutschen diejenigen zehn Dämme fertiggestellt, die den Kanal auch heute noch vor Versandung aus dem Frischen Haff schützen. Die russischen Hafentarbeiter wissen die Wertarbeit ihrer Vorgänger, die 1901 die Seeverbindung ostpreußische Metropole - Ostsee schiffbar gemacht hatten, zu schätzen: Viele deutsche Navigationshilfen befinden sich bis heute in einwandfreiem Zustand, darunter die Markierungspfeiler für die Schutzdämme, die keinerlei Fäulniserscheinungen aufweisen.

Jedoch hat mit den Jahren Wind und Wetter arg an den Dämmen genagt und sorgt jetzt immerhin für einen jährlichen Verlust von 12 bis 18 Meter Land. Die Instandsetzung nur eines Damms soll 22 Millionen Rubel (1,73 Mio. DM) verschlingen. Die

Hafenverwaltung könnte das für nur 9 Millionen Rubel erledigen. Dafür müßten jedoch vom Militär ausgemusterte Stahlbetonkonstruktionen verwendet werden, von denen es im Kaliningrader Gebiet jede Menge gibt.

Was die Vertiefung des Kanals anbelangt, muß auf solcherlei Einsparungen indes verzichtet werden. Hier ist eine Voll-Finanzierung, von wem auch immer, unabdingbar. Und bis endlich ein Träger gefunden ist, machen die Großfrachter eben weiter einen Bogen um den Kaliningrader Hafen.

Oleg Schanko

Verhältnis Russen und Deutsche

Es wird immer wieder von Die Russen und Die Deutschen gesprochen, aber ich habe mich entschieden, den Menschen als Individuum zu betrachten und komme seitdem zu anderen Ergebnissen als vor dreißig Jahren.

In der Sonderausgabe Heimatbote Nr. 40 hat Gerhard Kosemund über seinen Besuch in Großheidekrug recht positiv berichtet, besonders über das gute Verhältnis zu den jetzigen Bewohnern und weiteren Kontakten. Wenn es denn alles so offen und freimütig zugegangen ist, hätte ich tausend Fragen gehabt. Wie man beispielsweise darüber denkt, dass die Gedenktafel am neuen Friedhof gewaltsam entfernt wurde, die ja auch die russischen Opfer würdigte? Oder wie denkt man über das Rogge-Haus, die geplante deutsch-russische Begegnungsstätte in Großheidekrug, in die einige Samländer bzw. Großheidekrüger viel Geld investiert hatten? Oder warum wurden die vielen Häuser und die Kirche abgerissen, die nach dem Einmarsch der Russen noch standen? Oder was empfindet ihr dabei, daß auf dem alten deutschem Friedhof ein Geschäft gebaut wurde? In politischer Hinsicht habe ich das Gefühl, daß seitens der Vertriebenen die Hand in fast anbiedernder Weise ausgestreckt aber meist wieder ausgeschlagen wird.

Im Heimat Boten wurde auch ein Bericht einer jetzigen Einwohnerin von Großheidekrug veröffentlicht, bei dem ich an das Leiden der Petersburger Bevölkerung denken mußte. Wer von uns Großheidekrügem ist nicht betroffen, wenn er an das Leid dieser Menschen denkt? Man sollte nicht immer aufrechnen, doch hier muß ich bemerken dürfen, daß sich Russland ausgiebig an der ostdeutschen Bevölkerung in mindestens gleicher Weise gerächt hat. Keiner weiß das so gut wie wir. Ich habe wohlbedacht das Wort Russland gewählt. Ich frage mich, was hat das mit dem russischen Menschen zu tun? Russen sind einzelne Personen wie du und ich. Es gibt Russen und Deutsche, die in Frieden leben wollten, Russen und Deutsche, die Gefühl haben oder andere, die roh und herzlos sind.

Wenn ich sachlich betrachtet für meinen Vater ein nicht

Verschulden an dem Regime und seinen Folgen beanspruchen will, muß ich dieses auch einem Russen zugestehen! Nur sind Verbrecher in der deutschen Bevölkerung grundsätzlich verurteilt und bestraft worden. In Russland aber wurden die bestraft, die versuchten die russischen Verbrechen zu publizieren (s. Kopelev bis Solsche-nitzin). Aber auch das kann ich nicht der russischen Bevölkerung, also einer Person vorhalten.

Ferner muß ich dazu sagen, dass ich von einzelnen Russen mehr Verständnis erfahren habe als von unseren deutschen Mitbürgern. Unter anderem meinte ein interessierter russischer Bürger und sein Sohn sich dafür entschuldigen zu müssen, was russische Soldaten uns an Leid zugefügt haben. Ich war in dem Moment so sprachlos und gerührt, dass ich nichts darauf antworten konnte. Erst später mußte ich mich für meine Sprachlosigkeit entschuldigen und habe ihm gesagt: Dann entschuldige ich mich auch dafür was deutsche Soldaten den Russen angetan haben. Sicher hat sie das Schicksal der Personen, nicht der Deutschen, so berührt. Von deutschen Mitbürgern habe ich nicht soviel Verständnis erfahren.

Ja, auch ich habe mich mit der Vertreibung aus unserem schönen Ostpreußen bis heute nicht abgefunden. Nichts hatte ich mir sehnlicher gewünscht, als dass es wieder zu Deutschland gehörte. Meine letzte Hoffnung für eine Normalisierung war ein vereintes Europa. Trotz aller Verbitterung habe ich keine revanchistischen Gedanken, die man mir zu gerne unterstellen würde. Ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß ich den Menschen, die jetzt dort leben und geboren sind, nicht das gleiche Leid zumuten könnte, das wir durchgemacht haben. Wie das gehen sollte? Ich glaube es

würde einen Weg geben, doch noch gab es keinen Anlass darüber nachzudenken.

Gerhard Kosemund, Großheidekrug

Meine Reise nach Großheidekrug vom 01. bis 30. Juni 2002.

Auszüge (gekürzt) aus dem Heimat Boten Folge 40, Sonderausgabe 2002/3

An der Grenze am Sonntag, 2.6.02, Heiligenbeil 17,45 Uhr

Ich musste zum Zoll, dort alle fünf Türen öffnen, und sollte für jedes Kilo Gepäck, ab 50 kg Mehrgewicht 4 Euro bezahlen, obwohl ich eine kirchliche Bescheinigung vorlegte, die mich als humanitären Transporteur auswies mit Stempel und Unterschrift der Botschaft in Warschau.

Da ich mich mehr oder weniger nur als nicht zur Zahlung in der Lage sah, wurde mein kleiner Hilfstransport ein Problem, beziehungsweise zu einem Problem gemacht, an dem ich mich Zuhörer, bzw. als Zuschauer beteiligte. Denn die beiden Damen in Erichs Auto sprachen russisch, eine war Russin. Aber kein Argument war ausreichend ich sollte bezahlen.

Nun zieht man einem armen Vertriebenen ein paar hundert Euros aus der Tasche, der nur ein paar Geschenke nach Großheidekrug transportiert? Auf russisch nein sagen, das hatte man mir schon als Kind eingeimpft.

Ich rief aus dem Grenzbereich mit meinem Handy meine Gastgeberin Frau Olga an, erklärte ihr kurz die Lage und meinen Standort, Sie versprach, sofort zur Grenze zu kommen, auch ihre Freundin Tatjana Afanasjewa mitzubringen. Damit war dann dem Gesetz genüge getan, denn dann waren genügend Personen vor Ort, denen meine Ladung zu je 50 kg zugeordnet werden konnte. So übte ich mich in Geduld. Auch musste ich zwischenzeitlich mein Auto vor ein Zollgebäude fahren, vor dem Einfuhrautos zollrechtlich behandelt wurden.

Auch mit meinem Handy kann ich seit meinem ersten und einzigen Telefongespräch, aus dem Grenzbereich kein weiteres Gespräch führen. Immer heißt es, die angewählte Nummer ist nicht zu erreichen. Aber was soll es, ich werde ja gleich abgeholt. Auch dass es mittlerweile schon 21,00 Uhr ist, beunruhigt mich nicht. Die Zeit schreitet vor, gegenüber im großen Zollgebäude, wo Busse abgefertigt werden, ist eine Toilette, auch dort muss ich

erst erzählen, dass ich nun muss.

Ich richte mich in meinem Auto auf eine Übernachtung ein, auch durchdenke ich Möglichkeiten rückwärts. Ich brauche nur das Auto anlassen und zurück fahren, es gibt überall arme Leute die sich über meine Autoladung an Kleidung freuen würden. Soll denn all die Mühe, die meine Gastgeber für mich aufgebracht haben, für nichts gewesen sein?

Was ich zu diesem Zeitpunkt nicht wissen konnte, Frau Olga Suworowa war mit Töchtern und Frau Tatjana Afanasjewa zur Grenze gekommen und außerhalb vom Sperrgebiet versucht, mich telefonisch zu erreichen, alles vergebens.

Ich hatte am frühen Abend versucht, zum äußeren Grenzbereich zu gehen, um die Damen zu meinem Auto zu holen, das wurde mir verwehrt, ich musste bei meinem Wagen bleiben. Genau den gleichen Gedanken hatten meine Gastgeberinnen, sie wollten zu mir zum Zollgebäude kommen, das wurde ihnen mit der Begründung verwehrt, dass das nach 18 Uhr nicht mehr möglich sei. Mich ließ man aber in dem Glauben, ich würde abgeholt. Nun, die Nacht war abwechslungsreich, denn ich schlief direkt vor dem Gebäude, wo die Nobelkarossen eingeführt werden.

Montag, 03.06

Mit der Frühschicht hört das Autos-herum-fahren auf. Auch die Einfuhrautos sind nun weg. Jetzt stelle ich meine Uhren eine Stunde vor, nach russischer Zeit ist es jetzt 7.30 Uhr.

Eine Zöllnerin fragt mich, warum ich hier noch stehe, sie spricht mit ihrem Kollegen. Ich gehe zu ihnen, denn mein Handy funktioniert immer noch nicht. Ich führe es ihnen vor, zeige ihnen die Telefonnummer meiner Gastgeberin. Der Zollbeamte probiert mit meinem Handy, keine Verbindung. Da nimmt er sein Handy, tippt aus meinem Handy die Telefonnummer ein, und die Verbindung mit Frau Olga steht. Er gibt mir sein Handy, ich sage kurz durch, dass ich noch an der gleichen Stelle in der Grenze stehe und auf sie warte.

Frau Olga verspricht, umgehend zu kommen, es kann aber dennoch lange dauern, denn sie muss erst nach Königsberg, ein Dokument ausstellen lassen. Der Grenzer wird ungeduldig, er zeigt Armbanduhr dann auf das Handy, das Gespräch dauert ihm zu lange.

Ich hatte ohnehin vor dem Abend nicht mit ihrem Kommen

gerechnet, denn Frau Olga Suworowa ist Lehrerin, unterrichtet in deutsch am besten Gymnasium in Kaliningrad/Königsberg. Aber was macht die Frau nicht alles möglich. Sie fährt umgehend nach Königsberg, spricht mit ihrem Direktor, besorgt ein weiteres Dokument, läßt sich für den Tag vom Schuldienst freistellen, obwohl sie in einem für sie persönlich sehr wichtigem Lehrerseminar anwesend sein muss. Dann rollt in ihrem 21 Jahre alten Golf/Diesel ein Schwarm rettender Engel zur Grenze Mamonowo/Heiligenbeil, um dem Gerhard zu helfen und zu retten, was es zu retten gilt.

Von all dem konnte ich zu dem Zeitpunkt nichts wissen, ich hatte mich auf den ganzen Tag im Grenzbereich eingestellt. Auch begegnete ich auf dem Weg zum Gebäude gegenüber Grenzern, mit denen ich am Vortag zu tun hatte. Sie machen für meine Lage verständnisvolle Gesichter, aber helfen können sie nicht, sie sind an starre Vorschriften gebunden, weichen sie davon ab, riskieren sie, dass sie ihre Arbeit verlieren. Ich bin keinem dieser Leute böse, sie machen nur ihre Arbeit, es war keiner zu mir unhöflich.

Ein herrlicher Tag begann, die Kälte der Nacht wich, die Morgensonne vertrieb die Feuchtigkeit, es glitzerte und funkelte, als wäre ich auf einer Insel. Die Rauchschnalben segelten bis in den späten Abend und nun auch schon wieder am frühen Morgen. Sie haben ihre Nester unter den hohen Dächern der Grenzabfertigungshallen. Fortlaufend rief der Kuckuck, es war eine friedliche Stille.

Als ich gefrühstückt hatte, vervollständigte ich meine Notizen, auch konnte ich mich rasieren, die Technik von heute macht vieles möglich, man muss sich eben vorher darauf einrichten.

Nun würde ich bis gegen Abend Zeit haben, also legte ich mich in mein Auto und nahm ein Sonnenbad. Der Sonnenschein war hier genau so angenehm und warm wie hinter der Grenze, außerdem war ich in Ostpreußen.

Ein Russe in Zivil will von mir Feuer haben, ich ziehe den Funk raus, krame den Zigarettenanzünder aus dem Handschuhfach und bringe dann seinen Glimmstängel zum Qualmen, er freut sich und bedankt sich mehrmals. Ein Reisebus wird abgefertigt, jemand hat einen kleinen Hund mit. Sie sind deutschsprachig, ist das für mich von Wichtigkeit? Soll ich jemand ansprechen? Damit danach noch mehr Gerüchte über die schlimmen Grenzzustände kursieren? Ich gehe zu meinem Auto, so schonen ich meine und

anderer Leute Nerven. Aber, Ihr lieben Landsleute, Ihr werdet es kaum glauben, meine vermeintliche Tagesruhe in der Sonne dauerte nicht lange, es sei denn, Ihr würdet meine Gastgeberin Frau Olga kennen.

Um 11.15 Uhr werde ich von der Seite im offenen Wagenfenster angesprochen, guten Tag Herr Kosemund, wie geht es Ihnen? Na, das habe ich gezeigt. Können Sie sich vorstellen, wie schnell ich aus dem Auto war? Ich drücke Frau Olga gleich 10 Hände, ich weiß, sie hat wie wir, auch nur zwei. Unsere Begrüßung ist sehr herzlich.

Wir sehen uns jetzt zum dritten Mal, sie die Russin, ich der Deutsche. Warum machen wir das füreinander, machen wir das für uns? Aus Eigennutz? Diese Frage stellt sich für uns nicht. Mein Heimatrecht muss ich mir nicht mit humanitären Geschenken erkaufen, das bescheinigt die Geburtsurkunde.

Wenn ich, wenn wir Ostpreußen in humanitärer Weise tätig werden, ist das ein Akt der Nächstenliebe, Nächstenliebe gegenüber den Menschen, die heute unsere Heimat bewohnen. Auch diesen Menschen ging es wirtschaftlich woanders besser, aber auch sie mußten unter Zwang ihre Heimat verlassen. Bis in unser neues Jahrtausend setzt sich dieser Trend fort.

Zunächst bin ich baff, dass man sie zu Fuß, über ca. 2 km Niemandsland hat zu mir marschieren lassen. Wir tauschen unsere Erkenntnisse aus, dann gehen wir mit allen erforderlichen Papieren zum Zoll. Alles wie gehabt, jeder kennt sich aus, keiner weiß Bescheid, es wird telefoniert, auch zu zweit kann man keine Entscheidung fällen. Geht mal dort hin, der ausgestreckte Arm zeigt über den Platz. Dort waren wir dann drei Mal. Dann zum höheren Offizier, die Grenzabfertigung untersteht dem Militär. Der ist sichtlich erstaunt/verlegen, wie lange ich schon in den Grenzanlagen zugebracht habe. Aber eine Entscheidung kann er, will auch er nicht fällen. Ich will hier nicht polemisch werden, aber jedem ist sein Job, sehr wichtig, jeder verschanzt sich hinter Vorschriften.

Ich habe mitgezählt, wir haben 15 Personen konsultiert, die letzten drei waren hohe Offiziere, haben entschieden. Papiere stimmen, Papiere schreiben, weiterfahren zu Frau Olga Suworowa nach Wsmorje/Großheidekrug.

Es ging dennoch verhältnismäßig schnell, schon nach 2 _ Stunden, passierten wir den letzten Kontrollpunkt, Frau Olga

durfte in meinem Auto mit fahren, es war jetzt gegen 14 Uhr. Alles in allem dauerte mein Grenzübertritt 21 Stunden, für mich ein Abenteuer, ein lehrreiches und bereichert meine Erfahrungen an Staatsgrenzen. Leider hat mein Reisegefährte Erich, nach seinen Worten 5 Stunden Reisezeit durch mich an der Grenze verloren.

Der letzte Posten verlangt meinen Laufzettel, das Tor öffnet sich, und wir sind nun im Königsberger Gebiet, 50 km bis Königsberg.

Zunächst aber werde ich von einem regelrechtem Empfangskomitee begrüßt. Mit zur Grenze gekommen sind: Frau Tatjana Afanasjewa mit Sohn Maxim, 24 Jahre alt, mit dem ich über Fax schon so manchen Briefwechsel hatte. Dann die Töchter der Frau Olga, Antonina, 16 J., und Darja 11 Jahre alt. Die Verständigung funktioniert mit Maxim auf englisch, mit den beiden Damen auf deutsch, mit den Mädchen mit Übersetzung der Mutter Frau Olga.

Es ist eine lockere frohe Stimmung von Anfang an. Wir fahren direkt nach Königsberg, Frau Tatjana fährt in meinem Auto mit. In Königsberg steigt Maxim aus, er muss zur Arbeit, dann fahre ich weiter hinter Frau Olga her nach Großheidekrug. Wir sind noch im dichtesten Großstadtverkehr, da klingelt mein Handy, das war ja eine Überraschung! Wie ist das möglich?

Fast 24 Stunden lang haben mehrere Menschen vergeblich versucht, mich zu erreichen. Nachdem ich aus dem Grenzbereich heraus bin, funktioniert die Verbindung einwandfrei. Was schließe ich daraus? Die Gedanken sind frei, nur die Elektronik kann sie erhaschen.

Wir fahren an Moditten vorbei, biegen auf die Reichsstraße 131 ein, Vierbrüderkrug, der Geruch vom Abwasserkanal begleitet uns, bis dieser die Reichsstraße unterquert und Richtung Bärwalde verläuft.

Ich bekomme für meinen Aufenthalt, Hof, Garage und ein Zweibettzimmer mit dem direkten Blick auf den Wald Richtung Condehnen. Zu Abend essen wir alle gemeinsam bei Familie Afanasjew. Frau Olga Suworowa kommt später dazu, sie hatte berufliche Pflichten nachzuholen, denn beide Frauen stecken im Lehrerseminar.

Ich werde auch gleich vorgewarnt, nicht in den Wald gehen, die Zecken sind lebensgefährlich. Auch ist es verboten, im Haff zu

baden, das Wasser ist zu schmutzig. Es wurde ein informativer freundschaftlicher geselliger Abend, mit einem gemeinsamen Spaziergang bis Kaporn. Frau Olga schlägt vor, eine Mitteilung an Herrn Hanemann über Online zu schicken, klappt aber nicht zu diesem Zeitpunkt, die Leitung ist überlastet. 0,45 Uhr begaben wir uns an diesem denkwürdigen Tag zur Nachtruhe.

Dienstag, 04. 06.

Frau Olga hat als eine der wenigen, einen Computer und Onlineverbindung. Die Leute müssen mit jedem Rubel äußerst sparsam umgehen, somit hat sie einen Internetanbieter gewählt, bei dem sie ausschließlich von null Uhr bis 7 Uhr senden kann. Wir stehen um 6 Uhr auf und schicken das erste Onlineschreiben an Herrn Hanemann und Frau Elke.

Im Haushalt geht es ordentlich und sittsam zu, alle Malzeiten werden gemeinsam eingenommen, die Mutter ist Respektsperson und Freundin ihrer Kinder zugleich, der Vater ist ein gefragter Monteur auf See, die meiste Zeit im Jahr nicht zu Hause.

Wir frühstücken gemeinsam, für mich das erste Frühstück in Großheidekrug seit über 57 Jahren, so mit Bedacht begehe ich die nächsten 4 Wochen. Auch am Vorabend beim Abendbrot bei Familie Afanasjew war mir dies laut bewusst geworden. Gekostet wird immer erst, wenn alle am Tisch anwesend sind. Bekommt ein Kind außer der Reihe etwas geschenkt, z.B. eine Tafel Schokolade, dann wird diese verwahrt, kommt auf den Tisch und wird geteilt.

Jedes Kind hat seine bestimmten Pflichten, alles ist für den laufenden Tag abgestimmt und besprochen, es kann sich jeder auf jeden verlassen. Ein Gast zählt hier zu etwas Besonderem, hatte ich etwas gesagt oder ein Ziel angesprochen, wurde das möglich gemacht. Frau Olga organisierte alles. Beim Frühstück kommt Frau Tatjana, bleibt an Hauseingang stehen, kommt erst nach Aufforderung und nach Ablegen der Straßenschuhe rein.

So wird das überall und von jedem gehandhabt. Sie bringt mir 300,- Rubel, damit ich für den Zeitraum, bis wir nach Zimmerbude fahren, flüssig bin. So wurde für mich sogar gedacht, fast alles möglich gemacht, was ich wollte, ich brauchte nur noch Wünsche äußern. Ich war zu Hause in der Heimat mit Familienanschluss. Alle waren besorgt um mich, immer war jemand bei mir, um mir Wege zu ebneten und zu übersetzen, auch

die Kinder beider Familien. Erst wenn ich sagte: Bei der Hitze ziehe ich mich zur Mittagsruhe zurück, fühlten sich die Kinder von mir entlassen, gingen dann ihren Pflichten nach. Die beiden Frauen organisieren für mich den Tagesablauf;

Frau Tatjana schickt ihren Sohn Daniel zu mir, er ist 14 Jahre alt. Mit ihm und Darja gehe ich durch Großheidekrug und dokumentiere die ersten deutschen Häuser. Wir gehen am Dorfrand, am Wald entlang Richtung Königsberg, die Unterhaltung mit den Kindern ist spärlich, mit deutsch und russisch funktioniert es nicht. Da spricht Daniel mich plötzlich auf englisch an, und von da an klappt die Verständigung. Auch Darja kann mitreden, denn Daniel ist von nun an unser Dolmetscher.

Wir umkreisen also Großheidekrug im Uhrzeigersinn. Im Wald parallel zur ehemaligen Waldsiedlung, ist eine Försterei, schön einsam gelegen. Hier werden auch Baumsetzlinge gezogen, die dann ausgepflanzt werden. Wir gehen zum Friedhof. Auf dem eingezäunten Gelände der orthodoxen Kirchengemeinde wird eine neue größere massive Kirche gebaut, die Fundamentplatte ist betoniert, auch sind große Mengen gebrauchter Ziegelsteine angefahren worden. Ich frage nach. Sind diese Steine von ehemaligen deutschen Gebäuden oder Kirchen? die Antwort, da, da, (ja, ja.)

Daniel geht auch in Kaliningrad/Königsberg zur Schule und lernt dort englisch, auch sein Bruder Maxim hat in der Hochschule englisch Unterricht gehabt. Die Kinder sind lernbegierig, hellwach und intelligent, wir versuchen uns gegenseitig einzelne Worte in englisch, russisch und deutsch zu lehren, es macht richtig Freude mit den Kindern zu üben. Wir gehen weiter, Taterberg, Schulstraße, Hafen, kleines Haff. Hier hat ein Blitz in einen Baum eingeschlagen, dieser ist dann ausgebrannt. Die äußere Borke steht aber noch und schlägt wieder aus.

Wir machen dann eine größere Runde über den Mühlenberg, als die Hitze zu groß wird, holen wir uns ein Eis und gehen nach Hause, dort trinken wir deutsches Mineralwasser. Die Sonne meint es besonders gut, sie strahlt mit mir um die Wette, habe ich doch letzte Nacht nach über 57 Jahren erstmals wieder in Großheidekrug fest und ruhig geschlafen. Jetzt dieser herrliche Sonnentag und Spaziergänge, die jeden Tag möglich sind, so

lange ich will. Im großen Garten stehen ein Gewächshaus und Bienenstöcke, Frau Olga ist auch Imkerin und erntet jährlich mehrere Zentner Honig, sehr schmackhaft, denn die Bienen haben die besten Ausflugmöglichkeiten so nahe am Wald. Frau Tatjana ist aus Königsberg zurück, wir treffen uns um 14,30 Uhr und fahren mit dem Autobus nach Swetly/Zimmerbude. Als wir noch an der Bushaltestelle stehen, kommt ein deutscher Reisebus, fährt in die Friedhofstraße und weiter zum Haff. Leider konnten wir aus Zeitgründen keinen Kontakt herstellen.

Die Autofahrt kostete je Person 4,5 Rubel = 15 Cent, die Busse fahren alle 20 Minuten.

In Großheidekrug haben sich vor ca. vier Jahren zwei Brüder, deutschstämmige Rückwanderer aus Russland, selbstständig gemacht, der eine betreibt eine Auto-Reparaturwerkstatt mit Waschanlage, dem zweiten gehört die Buslinie. Es wird allgemein gestaunt über das Kapital, über das die beiden anscheinend verfügen, denn gerade waren sie dabei, ihr Gelände Richtung neue Schule zu erweitern, deren Betrieb liegt auf der Grenze Großheidekrug/ Marschenen. Auch Familie Popok die aus Russland über Deutschland nach Großheidekrug zurück gewandert ist, eröffnete hier gerade einen kleinen Einkaufsladen.

In Zimmerbude werden wir von Jürgen Eröjmin erwartet, er war verständigt worden, sitzt vor dem Amtsgebäude, in dem ich mich anmelden muss. Wir verabreden uns für später bei ihm zu Hause, gehen in das Gebäude und müssen in der Schlange stehen. Ich schlage vor, zunächst unseren Besuch zu machen, Frau Tatjana regelt noch schnell, dass die letzte Frau in der Schlange uns unseren Platz frei hält, dann gehen wir zur Familie Eröjmin. Dort ist man enttäuscht, dass wir nicht lange bleiben können, wir sagen einen weiteren Besuch gern zu, jetzt drängen meine Termine.

Bei meiner amtlichen Anmeldung kommen wir zeitlich gerade richtig, die eine Frau kommt gerade raus, und wir können an den Wartenden vorbei reingehen. Vorher hatte Frau Tatjana Geld eingezahlt, meine Anmeldung kostet also Geld, genau so wie die Einladung für mich, das soll ich aber alles nicht wissen. Ich bekomme einen Stempel in meinen Reisepass und eine handschriftliche Eintragung, dass ich mich am 04.06.2002 angemeldet habe und meine Aufenthaltsdauer bis zum 30.06.2002 gilt. Das funktioniert alles und überall wie am Schnürchen, ich brauche nur noch immer guten Tag, danke und auf Wiedersehen

sagen.

Als wir aus dem Gebäude kommen, treffen wir mit Gerhard Krause zusammen, wir machen uns bekannt, dann verabreden wir auch mit ihm einen Besuch für später. Der Autobus bringt uns zurück. Auf der Grenze Großheidekrug/Marschenen soll die Musikschule, die jetzt in der Alten Schule ihre Räume hat, ein eigenes Gebäude bekommen, ist im Gespräch. Was dann mit den unteren Räumen der Alten Schule wird, ist noch nicht bekannt. Die Autobusfahrt dauert 25 Minuten, wir gehen zum Hafen, von dem deutschen Autobus ist nichts mehr zu sehen, schade! Wir gehen zur Friedhofstraße einkaufen, in dem kleinen Laden an Ecke zur Hauptstraße, wo früher die Milch zur Abfuhr hingebracht wurde. Wir gehen die Condehnerstraße hoch, am Transformatorenhäuschen vor bei, ich bin weiter Gast bei meiner zweiten Gastfamilie. Frau Tatjana bereitet das Abendbrot, Foedor kommt sehr müde von der Arbeit nach Hause, er fährt jeden Tag mit dem Autobus nach Kaliningrad/Königsberg, er ist Computer Ingenieur, seine Tätigkeit ist nervenaufreibend. Wenn er die gleiche Arbeit in Moskau verrichten würde, würde er das 3- bis vierfache im Monat verdienen. Das Kaliningrad/Königsberger Gebiet hinkt auf allen Gebieten drastisch hinter dem übrigen Russland her.

Die Hitze macht allen zu schaffen, Foedor kümmert sich sehr um seinen Gast, freundlich, höflich, zuvorkommend. Über das Essen und dessen Zusammensetzungen und Reihenfolgen könnte ich jeden Tag einen ebenso langen Bericht schreiben, denn gegessen wird ausgiebig und lange. Das Essen ist sehr schmackhaft, vitaminreich, reichlich und gut. Es ist immer einiges aus Wald oder Haff auf den Tisch.

Mit dem Essen begonnen wird erst dann, wenn der letzte zu Hause ist, wenn alle am Tisch sitzen, dabei findet auch ein umfassender Gedankenaustausch statt. Nach dem Abendbrot gehen wir, Foedor, Tatjana, Daniel und ich, nach Widitten, wir wollen die Hanemann Schule suchen. Wir gehen neben der Hauptstraße her, über Marschenen. Unterwegs klingelt mein Handy in der Tasche, meine Frau Marianne ruft an. Mit dem Telefon gab es nach dem Passieren der Grenze keinerlei Probleme. In Widitten finden wir einige Häuser aus deutscher Zeit, sie stehen an der abknickenden Vorfahrt nach Zimmerbude, ist das die Schule? Gegenüber steht eine alte Villa, alle Gebäude

sind von mehreren Familien bewohnt, es gibt einen Kiosk.

Dann gehen durch das riesige Neubaugebiet von Marschenen zurück. Der Fußmarsch dauert lange, es gibt viel zu gucken. Auf der Condehnerstraße verabschieden wir uns. Frau Olga und die Kinder warten mit einem gedeckten Tisch mit dem Abendbrot auf mich. Damit hatte ich natürlich nicht gerechnet, aber ein Gast wird nicht vergessen, auch wenn er zwischendurch woanders Gast ist. Die beiden Familien hatten aber für diesen Abend weiteres abgesprochen, so kamen nach kurzer Zeit, Foedor, seine Frau und Daniel rein, es wurde ein gemütliches Beisammensein und froh dazu. Wir verabreden, dass Maxim mit mir am nächsten Tag nach Königsberg fährt und dort mein Stadtführer sein wird, dem stimme ich freudig zu.

Und so begann es:

PRUSA

Gruppe Deutschland
Heimat-Gemeinde Großheidekrug
Grunenberg/Zibner/Hanemann

Lieber Ostpreußenfreund, lieber Großheidekrüger!

Die PRUSA- Gruppe Deutschland hat sich zusammen mit dem Heimatboten Großheidekrug über ein deutsch-russisches Joint-venture (60% deutsch) an dem Haus PRUSA (einem ehemaligen Dreifamilienhaus) in Großheidekrug. ca 12 km von Königsberg, beteiligt

Unser Ziel ist es. die unzähligen Gespräche durch ein tatkräftiges Zeichen zu ersetzen. Das Haus bietet für Ostpreußen und ihre Freunde einen Treffpunkt in einem verarmten Land. Geplant haben wir ein Cafe' mit Gartenterrasse, ein kleines Restaurant eine Bibliothek und Übernachtungsmöglichkeiten westlichen Standards für ca. 20 Personen.

Die Erstfinanzierung wird durch Ausgabe von Anteilen zu je DM 1.000,- und durch Spenden aufgebracht die Folgekosten werden u.a. aus Vermietung, dem Verkauf von Souvenirs. Bewirtungen und Dienstleistungen bestritten.

Das Haus wird von uns als GmbH geführt Diese Gesellschaftsform ist in Deutschland jedoch kostspielig, so daß wir eine Registrierung in einem anderen Land erwägen.

Da Ostpreußen zur Zeit ein Teil der Russischen Föderation ist und keine westlichen Rahmenbedingungen bestehen, ist ein Beteiligung an unserem Projekt einerseits ein Risiko. Wir gehen andererseits dieses Risiko jedoch ein. Denn: Königsberg ist die Verbindung zwischen Ost und West und darin sehen wir gute Entwicklungsmöglichkeiten.

Daß andere das auch so sehen, und bereit sind, zu helfen, beweist die Tatsache, daß bis Oktober 1993 bereits über 340 Anteile gezeichnet wurden! Wir benötigen jedoch noch weitere Investoren.

Um die Kosten niedrig zu halten, sind wir natürlich auch an Sachspenden interessiert Gebraucht werden Tassen und Töpfe. Bettwäsche und Tischdecken - selbstverständlich auch gebraucht wenn sie in gutem Zustand sind. Schauen Sie sich doch das Haus einmal an!

Wenn sie Ostpreußen und unser Projekt unterstützen möchten, können Sie Anteile kaufen. Sie können uns aber auch mit einer Spende helfen.

Herausgeber

Siegfried Hanemann

Diplom-Ingenieur, geboren 1923 in Schülzen in Masuren. Lebte seit 1928 in Widitten, wo der Vater Lehrer war.

1942 Abitur im Stadtgymnasium in Königsberg (Pr.) Danach Wehrdienst und Gefangenschaft bis Januar 1942.

Von 1949 bis 1954 Studium des Maschinenbaus an der Technischen Hochschule Hannover.

Tätigkeit als Entwicklungsingenieur bis zur Pensionierung 1983.

Familienstand verheiratet, drei Kinder. Verwitwet.

Seit 1997 verheiratet mit Elke Mordhorst Hanemann, geb. Reiß, geboren in Großheidekrug.

Wohnung in Kiel.

Interessengebiete Malerei und Heimat Ostpreußen.

Herausgabe von Widitten der Schulmeister erinnert sich (1985) mit den vom Vater gesammelten Geschichten.

Mitherausgeber von Karl Zibner von Unser Leben am Frischen Haff in der Caporner Heide (1993).

Seit 1987 Mitherausgeber und seit 1996 alleiniger Herausgeber des Heimat Boten der Heimatgemeinschaft Großheidekrug.

Anhang

Übersetzung vom Platt ins Hochdeutsch

Seite/Zeile

52/16

Dumm geboren und nichts dazugelernt.

33/27

Nein, das mache ich nicht. Da bin ich ein großer
Knecht, und hier bin ich ein kleiner Herr.

56/18

Du kannst ja nichts mehr wissen.

66/6

Sperentzjen Späßchen /8 schabbern sprechen

86

Pfingsten

Pfingsten oh wie schön war die Natur so grün.

Der Vater geht voran und hat die weiße Maihose an.

Die Mutter geht in der Mitte, natürlich auch in weiß.

Die Kinder sind noch klein. Oh was ist Pfingsten schön!

Man geht mal an die Pelk, da trifft man immer welche.

Baden kann man bis an die Stangen, andere gehen Papkeier
suchen, von denen gibts da immer viele,
die machen den Kuchen schön gelb.

Segeln kann man mit Lomme und Sike,

hinter dem Damm das ganze Haff begucken.

Jeder macht das, was er will, und dabei war es herrlich still.

Am Hafen war das immer doll, die ganze Brücke lag voll. Vom

Dampfer ging es mit Musik, im ganzen Dorf hört man es gleich.

Zum Höllger Czeslick und Lappön, ach was war das immer schön!

War das immer nicht genug, ging es nach Vierbrüderkrug.

Der Betrieb auf der Chaussee war groß, denn damals ging man ja
zu Fuß.

Und wenn man angekommen war, gab es Einen zur Stärkung
und nicht mehr.

Dann war auch der Durst gestillt, man hat ja auch nicht so viel
Geld.

Welche waren im Wald geblieben und hatten da ihren Spaß getrie-
ben.

Oft spielten sie auch Frau und Mann. Dann kamen oft 7monats
Kinder an.

War die Welt auch damals noch so klein, ach wie war das Pfingsten
schön!

- 98/6 Du lieber Gott, Ros, wo hatte dich denn all wieder der liebe Gott! Aber Vaterchen, ich war doch bloß mal bei Hamanns Wieke, Na und da kam denn die Baake-Thalmannsche, und da haben wir uns ein bißchen erzählt. Ein Bißchen waren dann drei Stunden.
- 99/13 Mädchen, halte die Füße still!
- 103/6 Das Mädchen ist halbdumm, da ist nichts zu machen.
- 104/3.von unten: Na, na, na, nicht gleich nach dem Essen, du kannst ein bißchen warten, an dir ist sowieso schon nichts dran, das Mädchen spinnt doch, muß es denn immer im Wasser liegen, dabei sieht sie jetzt schon ganz ausgezehrt aus!
- 106/27 Nun trink aus, dann wird auch was aus dir.
- 107/11 Den gib mal deiner Mutter, so viel Geld zum Verschleudern kann ein kleines Mädchen nicht behalten. - denn wenn einer nicht ein paar Groschen in der Tasche hat, dann wird er auch nicht geehrt.
- Und unten: Du bist unsere Kleine, geh man nach Hause.
- 108 Du alte Miau-Katze! Warum weinst, mein kleines Mädchen? Spottvers: deine Kinder essen viel. Wo warst du schon wieder? Ein großes Unglück wird über unser Haus kommen, das Huhn schleppt einen langen Strohalm über den Hof, und das bedeutet nichts gutes.
- 109/21 Ein Mutzkopf nennt man das, und ich soll man lieber still sein, sonst gibt es noch einen.
- 112/18 Na Opa, wie wird das Wetter? Können wir rausfahren oder nicht? Opa schlägt mit der Hand und meint, sie sollen man lieber zu Hause bleiben, und wenn nicht, dann sollen sie jeder alten Frau aus dem Wege gehen, denn sonst fangen sie sowieso nichts.
- 115/7 Hat er dich gebissen? Ja! Na nun hör man auf zu heulen, so schlimm wird es wohl nicht sein.
- 115/23 Mein Tochterchen, wo willst du hin? Bleibe doch hier, bald ist es Weihnachten, und ich habe was

- 123/10 Schönes für dich gekauft!
Ihr verrückten Bälger, ihr alten Biester, euch werde ich lehren...
- 162/9 Du lieber Gott, Lina, Fritz, was soll bloß aus dem Mädchen werden; na ja, kein Wunder, das machen die vielen Bücher!
- 171/ABC Was an dir schon zu sehen ist.
- 171/Ende Ja, ja, das habe ich mir auch alles gesagt, aber: wer kocht das Essen, wer flickt die Hosen, und mit wem redest?
- Karl Siedler, Seiten 172 bis 175 Am Ende
180
- Reim; wo wohnt der Peter Kruse? In der Peterzellegasse, wo der Frieda ihr Bräutigam ist. Hotkes fahren nach der Stadt, bringt doch unser Grete was. Was sollen wir ihr bringen? Äpfel, Birnen und Kringel. Ei, was denn noch mehr dazu? Ein Paar hübsche bunte Schuh!
Elschen, Elschen, wein` man nicht, morgen kommt die Tante, mit dem Sack voll Leberwurst für die Musikanten.
- Reim schusche, der Pracher steht im Hause, hat einen großen ledernen Sack, wo er den ungezogenen Peter reinsteckt.
Pferd beschlagen, wie viele Meilen soll es gehen? Eis, zwei, drei, von der Hacke bis zum Zeh.
Hollerdiboller, die Wagen sind entzwei, die Pferde sind ertrunken. Ei, was sagt der Ritterknecht, der die gewichsten Stiefel trägt? Ei, was sagt der Junker? Hat den Bauch voll Klunker.
- 183/letzte Sie war ja immer ein bißchen neugierig.
- 201/3 Ich werde dir Lorbas Fleiß beibringen!
- 203/20 Komm mal her, mein Junge, heute gehst du nicht auf das Eis! Du wirst mir helfen!
- 205/5 Was ist hier los? Wer hat das Fenster zerschlagen?
Der alte Bengel, Mama.
Ja Mama, ich kann nichts dafür. Sie ließ mich nicht zufrieden, und ich mußte rauslaufen.
Was? Und davon ging das Fenster entzwei?
Nein, nein, Mama, glaube man nicht: er ließ mich

nicht zufrieden, der alte Bengel! Und danach rennt er raus und drückt mit der Nase ans Fenster, und da platzt es.

Ich werde euch Biester lehren! ich werde euch lehren, vernünftig zu sein, wenn ich mal einen Augenblick den Rücken kehre.

So, nun geht ihr zum Glaser und laßt es einsetzen! Wehe, wenn ihr mir nicht das Fenster ganz zurück bringt!

227/5

Ach Gott, Fritz, was nun? Du lieber Gott, Fritz, der scharrt! Fritz, was sollen wir machen? Der kratzt und scharrt, der bricht aus!

Fritz, ist er weg? Ja, ja , wo bist du? Hier bin ich, helfe mir raus!

235/Theater

Mensch, kannst du nicht sehen. Ich bin ein Bauernmädchen vom Land. Und ich habe die Ochsen und Schweine dafür. Aber die Schinken, die eßt ihr ganz gern. Bist du denn etwa fein? Nun höre mal, Mädels, wie ist es in der Stadt, ist es da schön?

236/Theater

Mir scheint es, Mädels, als weißt du noch nicht, daß alle Mädchen jetzt auf's Land müssen, ist dir das denn noch gar nicht bekannt?

Da habe man keine Angst, das soll nicht so bleiben, wir werden dir hier die Zeit schon vertreiben. Und eines Tages wirst du mit uns singen, was wir dir hier jetzt zum besten bringen:

(Übersetzung ins Hochdeutsche) **Liebe Großheidekrüger**

Mit dem Karl Siedler ist es wie üblich, wenn er noch mal was schreibt, immer auf den letzten Moment. Was ich schreiben will, ist schon lange auf dem Plan. Allerdings das Platt nicht. Im letzten Heimat Boten hat mich Gringels Anna auf den Gedanken gebracht, denn ihr Beitrag auf Platt hat mir so schön gefallen, und nun will ich es auch noch mal versuchen.

Das Heidekrüger Plattsprechen geht bei mir ganz flott, denn Anna und ich erzählen uns bloß auf Platt. Ob das Schreiben auch

so gut wird, weiß ich nicht. Denn einen Duden gibt es dafür nicht. Ich schreibe das so nach meinem Schnabel. Wer das nicht lesen kann, soll sich einen holen, der auch platt spricht, vielleicht kann der das übersetzen.

Ich bin Jahrgang 1920 und bin 1927 eingeschult Unsere Heidekrüger Eltern waren sehr fleißig gewesen, wir gingen in eine Klasse nicht alle rein. So wurden wir zum Schulanfang Mädchen und Jungen in je eine Klasse aufgeteilt. Die Mädchen übernahm Frl. Nebel und die Jungen Lehrer Herrmann. So wie ich mich entsinnen kann, hielt Frl. Nebel viel vom Rohrstock. In unseren letzten Schuljahren ließen wir Jungen viele Rohrstöcke von ihr verschwinden, so dass sie mitunter Schwierigkeiten hatte, für Nachschub zu sorgen. Sehr oft mußte der (Decken-) Teppichklopfer die Lücke füllen. Aber sie schlug nicht mit dem Teppichklopfer direkt rein, sondern der wurde zerlegt und viele Rohrstöcke daraus gemacht.

Lehrer Herrman war nicht so vom Rohrstock begeistert. Und wir Jungen waren ja auch immer brav.

Dann hatten wir ja noch Lehrer August, der hatte die Klasse von unserem Jahrgang. Aber Gesang hatten alle Jahrgänge bei ihm. Sein größter Kummer war wohl bei ihm, wir Heidekrüger kriegten beim Singen die Zähne nicht auseinander. Und er hatte recht. Denn wenn ich heute im Fernsehen sehe, wie die Sänger ihren Mund beim Singen aufreißen und die Zähne auseinander kriegen, muß ich oft an Lehrer August denken, wie recht er damit hatte. Lehrer August war ein strenger Lehrer, wenn es sein mußte, schlug er auch mal einen Schlag rein. Er zog aber keinen vor, ganz gleich, wer er war.

So und nun noch ein bißchen von unseren letzten zwei bis drei Schuljahren. Da muß ich sagen, wir waren auch keine Engel, und da wurden auch mal Dummheiten gemacht.

Spültoiletten gab es zu damaliger Zeit in Heidekrug noch nicht. Da gab es Plumpsklos über den Hof zu gehen. So kam es auch mal vor, dass sich ein paar Jungen gleichzeitig auf dem Plumpsklo aufhielten und da nichts als Dummheiten machten.

Einmal, entsinne ich mich, kam ein Spatz in den Flur geflogen. Die Tür nach draußen wurde gleich zugemacht, damit der Spatz nicht entwischen konnte, und alle hinter ihm her. Und er wurde auch gefangen. Einer von uns Jungen drängt sich gleich heran, gib ihn her, ich bringe ihn rein. Den Spatz in beiden Händen kam

er in die Klasse mit den Worten: Herr Rektor Preuß, ich hab einen Spatz. Herr Rektor Preuß holte aus und wollte ihm eine scheuern. Dabei kriegte der Spatz seine Freiheit im Klassenraum, und die Jungen über die Bänke dem Spatz hinterher, bis endlich das Fenster aufgemacht wurde, und der Spatz seine Freiheit hatte.

Einer von den Jungen hatte mal einen Fehler im Diktat gemacht. Und zwar hieß das Wort Armeekorps: Herr Rektor Preuß holte ihn an die Tafel, er soll es richtig schreiben. Was machte er, er schrieb es genau wieder verkehrt. Nach einem Mutzkopf mußte er es noch einmal schreiben. Jetzt schrieb er, die Kreide hochkant, dass er ganz klein schreiben konnte, dass es von der ersten Bank kaum zu lesen war, aber richtig. Herr Rektor Preuß mit ihm ins Lehrmittelzimmer. Als die beiden zurückkamen, mußte er noch mal an die Tafel. Jetzt nahm er die Kreide quer und schrieb somit über die ganze Tafel. Jetzt gab Herr Rektor Preuß sein Vorhaben auf.

Jetzt eine Bemerkung von mir, obwohl die noch alle am Leben sind und auch meistens zum Treffen kommen, schreibe ich keine Nachnamen.

Herr Rektor Preuß wollte bloß Jungen als Ordner. So waren auch im Lehrmittelzimmer zwei Jungen. Im Lehrmittelzimmer war ja vom Physikunterricht ein Gerät zum drehen, dass man Strom erzeugen konnte. Diese beiden Jungen benutzten das nun zum Spaß, indem sie die beiden Pole am Türdrücker fest machten. Wenn sie nun hörten, es kam einer und faßte am Türdrücker an, drehten sie innen am Apparat, und der Türdrücker wurde elektrisiert. Einmal hatten sie Pech, da war es Herr Lehrer August, und die beiden handelten sich eine Schicht mit dem Rohrstock ein.

Jetzt noch ein sehr harter Streich. Im Spätsommer kamen bei uns im Hafen von der Gilgeniederung solche Bauern mit einem Kahn mit Karotten, Kohl und Zwiebeln, auch Knoblauchzwiebeln waren darunter. Da hatten sich viele Jungen die Taschen vollgestopft. Am nächsten Morgen waren sie früh in der Schule und hatten mit diesen Knoblauchzwiebeln alle Wände, Bänke und das Pult eingerieben, dass du in diesen Raum nicht rein konntest, so doll stank das. Jetzt wurde geforscht, wer das gewesen war. Natürlich keiner, auch die Ordner wußten das nicht. Aber sofort

wurden die Jungen als Ordner abgesetzt, und die Mädchen kamen an die Reihe, Ordnung zu schaffen. Ehrlich gesagt, es war ja auch ein starkes Stück.

Dann bekamen wir Anfang der 30er Jahre noch Lehrer Stichler. Ich hatte gern bei ihm Unterricht. Er konnte den Unterricht so schön auf spaßige Art gestalten. Auch einen Rohrstock hatte er. Den hatte er so ganz unauffällig im Ärmel versteckt. Den, der was kriegen sollte, sah er nicht an. Eine Bewegung mit dem Arm, und der Rohrstock hatte sein Versteck aus dem Ärmel verlassen und zeigte seine Wirkung.

In den 30er Jahren hatten wir auch noch einen Lehrer, an den ich mich entsinne, Lehrer Johnke. Der war so klein, wenn er großen Jungen eine Ohrfeige geben wollte, reichte er nicht hin. Ich könnte noch über viel mehr Streiche schreiben, aber ich finde, das wird dann langweilig.

Lenchen

Leider konnten wir zu der Goldenen nicht kommen, denn ich war schon wieder einmal durch Krankheit verhindert. Aber Seelerts Lieselotte hat mir einen anschaulichen Bericht durch das Telefon vermittelt. Sie hat beschrieben in welch einem Blumenmeer Ihr Euer Fest feiern konntet, und daß das ganze Dorf zum Fest erschienen war. Einladungen werden bei Euch keine verschickt, da kommt, wer mag. Kein Wunder bei der Beliebtheit, die Dich in der neuen Heimat umgibt, und in die Du Dich bewundernswert eingelebt hast, und sogar das Oldenburger Platt besser sprichst als das unsere.

Liebe Lenchen nun sind wir doch recht schön alt geworden und ein wenig gebrechlich dazu. Wie dachten wir damals über alte Menschen in unserem Umkreis? *Uralt* dachten wir, wenn nicht noch älter. Wir waren jung und ausgelassen. An einen uns bedrohenden Krieg haben wir im Traum nicht gedacht. Als er dann doch kam, war es erst ein Schock und dann doch wieder ein wenig Gewöhnung. Aufgewacht sind wir, als uns die Nachrichten vom Heldentod der Söhne und Männer, die wir ja alle gut kannten, erreichten.

Hand in Hand saßen wir bei Czeslicks im Saal, eine große helle Leinwand vor uns (ein paar Jungen aus Königsberg frotzelten: Die gibt es bei uns auch in weiß!). Empört drehten wir uns nach ihnen um. Ergriffen lauschten wir Zarah Leander, die im Film Heimat uns allen unter die Haut gehend sang: *Ach ich habe sie verlo o oren, all` mein Glück ist nun dahi i in, wär ach wär ich nie geboren, weh, daß ich auf Erden bin.*

Nein, wie war das schön und schluchz, schluchz machte es in einigen Reihen. Ein paar Jungen hinter uns kicherten, vielleicht wollten sie ihre Ergriffenheit nicht zeigen. Wir hielten uns bei der Hand und litten mit Zarah. Die kleine Programmzeitschrift, die wir sorgfältig sammelten, hatten wir in unsern heißen Händen vor Ergriffenheit zerkrutscht. Persönliche Kümmernisse hatten wir ja nicht, vielleicht ein paar kleine, wie nie genug Geld fürs Kino, schließlich war der nächste Film bei Höllgers schon wieder angesagt, und nie genug Geld für Eis, oder was ziehen wir nächsten Sonntag an?

Später, als es den Krieg dann gab, und wir die Fox-tönende

Wochenschau sahen, hast Du als Pferdeliebhaberin immer gejamert: Die armen Pferde, die wissen doch gar nicht, worum es geht, die können doch nichts dafür! Eines stürzte über das andere, samt Reiter blieben sie blutig auf dem Schlachtfeld liegen. Wie gut, daß wir nicht die leiseste Ahnung davon hatten, wie bitterlich wir einmal wegen unserer verlorenen Heimat weinen würden.

Aus dem Kreis von mehreren Mädchen lösten wir uns und blieben für uns alleine. Das tat aber der Freundschaft mit den anderen keinen Abbruch. Bei uns ging es so weit, daß wir uns nach Möglichkeit gleich kleideten. Mäntel, Kleider, Kostüme, Schuhe, ja sogar die Halstücher und Hüte, alles! alles! Nur bis zur Matrosenbluse hatte ich es nicht geschafft. Als es Zeit für eine neuen Mantel wurde, hatten wir unsere eigenen Vorstellungen und wollten nicht, was unsere Mütter für uns wollten, und auch nicht, was alle anderen hatten. Kein Pelzkragen, aber mit Raglanschnitt und doppelt zu knöpfen wollten wir ihn haben.

Mit den Müttern fuhren wir mit dem Dampfer nach Königsberg und waren spannungsgeladen. Aber, - o weh die Mütter trennten sich, und wir mußten mit ihnen. Auf dem Dampfer bei der Rückfahrt haben wir ausgepackt, und siehe da: wir hatten exakt die gleichen Mäntel erwischt und auch die Hüte bis auf einen winzig kleinen Unterschied. - Damals trug man Hüte. Elli Falk hatte uns einmal ohne Behütung angetroffen und gemeint, daß wir ausgesehen hätten, als wären wir vor irgend jemandem davon gerannt.

In unserm Sonntagsstaat schlenderten wir durch das Dorf, zum Wald, zum Hafen. Wir kauften uns klitzekleine Mundharmonikas, die man am Revers befestigen konnte und spielten sogar darauf, Du immer ein bißchen besser als ich. Später bekamst Du ein Schifferklavier geschenkt, und manchmal durfte ich sogar zuhören. Arm in Arm lachend und fröhlich genossen wir unser Beisammensein, unsere Freundschaft.

Wir waren gesund, nichts tat uns weh, und längere Spaziergänge machten uns nichts aus. Wir setzten uns auf das Geländer der weißen Hafenbrücke und schäkerten ein bißchen mit den Seglern von der Marine-HJ, die an Sonn- und Feiertagen in unserm Hafen anlegten. An solch einem warmen Sommerabend marschierten wir mit zwei jungen Männern, die ein Schifferklavier hatten, zusammen mit anderen Mädchen in unseren so geliebten Wald.

Wir setzten uns auf Langholzstämme und sangen, und vergaßen die Zeit.

Die Krähen begleiteten unseren Gesang, und der Mond lieferte uns ein warmes angenehmes Licht. Da durfte das Lied von dem Mond der so stiiille durch die Abendwolken ging, bestimmt nicht fehlen. Aber das sagte uns immer noch nichts. Selbst als der Mond schon schlafen gegangen war, und es zu dämmern begann, dämmerte bei uns noch gar nichts. Wir saßen immer noch da und sangen. Einem von uns muß dann aufgefallen sein, daß es schon zu tagen begann. Denn nun zwitscherten auch die Vögelchen unüberhörbar. Wir hatten die Welt uns herum vergessen. - Endlich merkten wir, daß es allerhöchste Zeit war. Jetzt aber nichts wie los!. Ich zog meine Schuhe aus und rannte hastewaskannste auf Strumpfsocken nach Hause. Hoffentlich schliefen sie noch alle und hatten mein Fernbleiben nicht bemerkt. Da hatte ich mich ganz schön geschnitten. Vater stand vollkommen angekleidet in der Haustür und empfing mich mit einer schallenden Ohrfeige.

Mit dem Fahrrad war er durchs Dorf gesaust, hatte im Hafen, der um diese Zeit noch ziemlich belebt war, nach mir gesucht. Ein Unglück war von dort nicht zu vermeiden. Gerade als ich kam, wollte er zum Wald fahren. Er war schlecht zu beruhigen. Es ist ja gut, meinte Mutter, beruhige Dich, sie ist ja da! Aber von Vater kam dann die Drohung: Und bilde Dir bloß nicht ein, daß du heute abend bei Höllgers zum Tanzen gehen darfst! Ich legte mich beleidigt ins Bett. Am anderen Morgen war vielleicht eine Stimmung am Frühstückstisch!. Niemand sprach mit mir, und in den Augen meines Vaters gewitterte es, sofern ich ihn von der Seite auch nur anzusehen wagte.

Lenchen, Dir war es anders ergangen. Als Deine Mutter Dich auf der Höhe von Höllgers mit den beiden Jungen erwischte - schließlich hattet Ihr den gleichen Weg - riß sie Dich aus der Mitte der beiden und boxte dir ein um das andere Mal in den Rücken, wenn Du es wagtest, Dich noch einmal umzudrehen. Ein wenig peinlich war es Dir den Jungen gegenüber ja doch.

Aber dennoch: Du bekamst kein Tanzverbot und vor allem auch deswegen nicht, weil von Deichsels Lucie, eine Cousine - oder was auch immer für eine Verwandte - aus Königsberg gekommen war, und die nun zum Tanz zu Höllgers ausgeführt werden sollte.

Ich wiederum hatte mich trotz Verbots zum Tanzen fein gemacht, saß draußen auf dem Hauklotz, malte Bilder in den Sand und klagte den Hühnern mein Leid. Zwischendurch schielte ich immer mit einem Auge, ob Papa nicht doch vielleicht? - Nein, es war nichts zu machen, auch nicht mit Deiner und Lucies Verstärkung. Einmal Verbot blieb Verbot.

Aber dann kam Hilfe - wie so oft - von Seiten meines kleinen Bruders. Der konnte mein Elend nicht mit ansehen: Papa, bitte laß ihr doch gehen! Seine große blauen Augen wurden immer dunkler und immer feuchter. Hier gab Vater auf, Willi so traurig zu sehen, ging über seine Kräfte. Endlich! Er ließ ihr gehen, und schon waren von mir nur noch die Absätze zu sehen, und ich konnte mich, wenn auch ohne Puste, bei Höllgers auf einen Stuhl werfen und hoffen, daß man mich zum Tanzen holte. Bestimmt war ich knallrot im Gesicht. - Um ein Uhr war Schluß im Tanzlokal und mit dem letzten Lied: Petrus schließt den Himmel zu, alle *Englein* gehn zu Ruh.. wollte ich mich doch als ein braves *Engelchen* erweisen und rannte, so schnell ich konnte nach Hause. Hier hatte sich zu allem Überfluß ein Junge in unserm Sommerbeet versteckt, was Vater dann auch noch mitbekam. Ich hätte den Jungen umbringen können! Dieser aber entschuldigte sich und stellte die Sache klar.

Ja, wir hatten so unsere Erlebnisse, und Mädchen können ganz schön gemein sein. Was haben wir gekichert und gelacht als ich einen Liebesbrief bekam, der bestimmt mit Hilfe eines Liebesbriefstellers verfaßt worden war. Anders konnten wir uns den Inhalt nicht erklären. Leider weiß ich nur noch einen Teil davon:

Du meine Unerreichbare! Ich liebe Dich! Wenn ich Dich sehe, schlägt mein Herz schneller aus Liebe zu Dir. Ich kann Dich nicht ansprechen in anderer Mädels Gegenwart, verzeih mir bitte diese Schwäche; ich kann von Nöten aus nicht anders. Komm bitte morgen nachmittag um drei Uhr vor unser Tor. Mein Herz ist von Sehnsucht erfüllt. Wenn Du mich liebhabst, läßt Du mich nicht im Stich Dein

Na, gut, einer aus unserm Dorf war es nicht. Er machte einen Verwandtenbesuch in Großheidekrug. Selbstverständlich kannte ich ihn; aber nur von weitem. Wir beide standen beinahe kopskiekel vor Lachen. Für solche herzerreißenden Geständnisse waren wir einfach zu jung. Am nächsten Tag schlichen wir in die

Nähe des besagten Tores. Da stand er nun und hielt Ausschau. Die traurige Gestalt rührte uns dann doch und verlegen kichernd machten wir uns auf den Nachhauseweg. Wenn es ginge, würde ich mich noch heute entschuldigen. Sollte es möglich sein, tue ich es hiermit.

Aber wir hatten diese Angelegenheit schnell vergessen, bis auf die Verse, die prägten sich bei mir ein.

Wenn wir heute miteinander reden, dann kommt vor allem dieser Satz von Dir: War das nicht eine schöne Zeit? Ja, es war eine wunderschöne Zeit. Wir hatten unsere Freundschaft, unsere kleinen Erlebnisse. Wir hatten unsern Wald, unser Haff, unsere Badeanstalt und die verschiedenen Gaststätten, wo getanzt, eingekehrt und Kinobesuche gemacht wurden. Wir hatten diese wunderbare Luft, wir lauschten dem Quaken der Frösche von der Pelk.

Nie wieder und in keinem anderen Ort habe ich diese zauberhafte warme Luft eingeatmet, auch wenn die Gerüche vom Haff ihre Eigenart hatten, schließlich roch es manchmal nach Teer und Fisch und auch ein wenig nach Diesel von den Dampfern.

Wir genossen sowohl den Sommer wie auch den Winter, der meist mit einem Besuch in Höllgers Gaststätte verbunden war. Ein Heißgetränk konnten wir uns immer leisten, und die Unterhaltung mit den Jungs und Mädchen machte auch Spaß. Zu Hause angekommen, zogen wir die Überschuhe aus und machten es uns gemütlich in der warmen Stube. Einfälle hatten wir genug. Wir machten es uns bequem in Euren Korbesseln - Was, *wir* hatten Korbessel? Erst ein Bild überzeugte Dich.

Ja, was fiel uns denn zum Zeitvertreib ein? Eine schöne Idee hatten wir plötzlich. Wir schminkten uns. Make up gab es keinen, ganz abgesehen davon, daß wir das Wort noch nie gehört hatten. Wir schminkten uns die Lippen mit feucht gemachtem roten Kreppapier, die Augenbrauen mit abgebrannten Streichhölzern, und das Gesicht wurde mit leichtem Mehlstaub gepudert. Dann setzen wir uns in die Sessel, schlugen die Beine übereinander und mausten von Deines Vaters Zigaretten. Ein wenig Übung gehörte dazu; aber dann klappte es, und wir pafften lustig drauflos, auch wenn uns ab und an der Husten schüttelte. - So etwas machen heute schon Siebenjährige.- Wir müssen ganz schön naiv gewesen sein! Dein Vater verdarb uns den Spaß, er fand uns in der Stube

und hielt sich vor Lachen den Bauch.

Immer noch hatten wir unsere langen Haare zu einem Knoten geschlungen und die Haarfülle mit einem Haarnetz gebändigt. An warmen Sommerabenden gingen wir in der Dunkelheit am Waldrand spazieren, und setzten uns die Glühwürmchen aus den Chausseegräben in die Haarknoten. Eine Weile leuchteten sie sogar. Fiel uns der Knoten auseinander, kam dieser naive Satz: *Jetzt geh` ich ins Gebüsch und mache meinen Knoten frisch.*

Mein Vater: Bevor Du achtzehn bist, gibt es keinen Bubikopf. Er natürlich bestimmte immer alles. Meine Schwester durfte ihre spärlichen Zipsgelichter schon lange abschneiden. Aber sie war auch zwei Jahre älter.

Du durftest auch schon. Oh, wie hast Du Deine langen Locken um Deinen Kopf fliegen lassen, und ich saß da und litt! Als ich dann auch durfte, hat die blöde Friseurin mir mit sadistischer Lust die langen Haare bis zum Nacken abgeschnitten und mir vorne einen 10 cm hohen Wellenturm auffrisiert. Außer Brandblasen auf der Kopfhaut, war das Haar an verschiedenen Stellen versengt. Das waren vielleicht schöne Dauerwellen! Als ich in einem Café, in dem ich mit Rogge Friedel saß, in einen Spiegel guckte, wäre ich am liebsten gestorben. Zu Hause wandte man sich kopfschüttelnd von mir ab. Bürgermeister Schwibbe schlug mit der Hand auf den Tresen und brüllte mich an: Das hier ist ein Grund zur Entlassung! Und ich heulte los. Es hat lange gedauert, bis ich wieder menschlich aussah.

Unsere Wege trennten sich. Ich wurde einige Jahre vor Kriegsende nach Bialystock zur Zivilverwaltung dienstverpflichtet, aber das nicht ganz ohne mein Zutun, außerdem wurde es mir zu Hause zu eng. Eine aus unserm Büro mußte freigegeben werden. Bürgermeister Saager, nach Schwibbe und Höher der neue Chef, überließ uns die Entscheidung. Friedel Rogge war schon ausgeschieden und arbeitete in Königsberg. Fräulein Lappöhn hatte eine viel zu exponierte Stelle, als daß sie in Frage gekommen wäre, Elli Falk beherrschte nicht die Stenographie, und Radaus Frieda laborierte an einer Krankheit. Und Helga Homp (Ruchel) war zu jung. Saager war ganz froh, eine von uns loszuwerden, denn er wollte doch seine Tochter gerne im Amt unterbringen. Ich brauchte aber die Genehmigung meiner Eltern, die sie mir verweigerten. Schnurstracks bin ich nach Königsberg gefahren, habe dort vorgeschlagen und mich

dienstverpflichten lassen. Dies war dann bis auf kleine Unterbrechungen für viele, allzu viele Jahre unsere Trennung.

Dich hielten die Russen bis Ende 1948 fest, ich heiratete schon 1943 und wohnte erst in Berlin und dann in Kiel. Schreckliche Dinge wurden von Euch berichtet. Man fand Dich und Lucie tot in Marschenen. Es zerriß mir fast das Herz. Ein paar Jahre später erhielt ich Post von Dir aus Ohrwege bei Bad Zwischenahn. Du hattest geheiratet und brachtest Zwillinge zur Welt, ich bekam natürlich auch Zwillinge. Erich und Du habt zusammen eine Gärtnerei aufgebaut und betrieben. Ihr habt Euch ein wunderschönes Haus in einer schönen Gegend gebaut. Ihr habt gepflanzt, geackert und gejätet. Leider blieb die schwere Arbeit nicht in den Kleidern hängen. Bei allem persönlichen Glück mit Euern Kindern und Enkeln habt Ihr körperliche Leiden zu verkraften. Bei Dir sind es mit Sicherheit auch Spätfolgen aus der Zeit bis 1948, denn so lange hielt man Dich in Ostpreußen fest.

Auch wenn uns viele Jahre trennten, auch wenn wir uns ein wenig fremd geworden waren, ich war es, die sich am meisten verändert hatte, - mein Leben verlief etwas turbulenter und nicht in diesem einem Gleichmaß. Ein Jubiläum konnte ich nie feiern - wir fanden immer wieder zueinander. Schließlich hat sich dieses Mädchen, diese Freundin mit allen Erinnerungen aus der Jugendzeit und was sonst noch dazu gehörte, in mein Herz gepflanzt.

Heimat ade!

Nur noch einmal haben wir sie gemeinsam gesehen und dann doch feststellen müssen, daß jeder von uns etwas anderes gesucht hat.

Du hattest die Zerstörung in Erinnerung, ich noch das heile Bild vom Sommer 1944, als ich für drei Tage nach Hause fahren durfte. Wir waren erstarrt und verstört. Doch die Wurzeln haften noch immer. - Die noch stehengebliebenen und uns fremd gewordenen Häuser sahen uns bedrückend anklagend an, als wollten sie sagen: Seht nur her, das ist aus uns geworden, von Fremdem bestimmt stehen wir hier, fahrt ruhig wieder weg, euern Atem spüren wir nicht mehr!-